

Gabriella Gárgyán ♦ Rozália Hum ♦ Petra Molnár
(Hrsg.)

Linguistische Beiträge ungarischer Nachwuchsgermanisten

Referate der II. linguistischen Tagung
ungarischer Nachwuchsgermanisten
an der Universität Szeged
am 18.–19. November 2005

LINGUISTISCHE BEITRÄGE
UNGARISCHER NACHWUCHSGERMANISTEN



Gabriella Gárgyán – Rozália Hum – Petra Molnár
(Hrsg.)

Linguistische Beiträge ungarischer Nachwuchsgermanisten

**Referate der II. linguistischen Tagung
ungarischer Nachwuchsgermanisten
an der Universität Szeged
am 18.–19. November 2005**



Szerkesztette: Gárgyán Gabriella, Hum Rozália, Molnár Petra

© Gárgyán Gabriella, Hum Rozália, Molnár Petra

© Klebelsberg Kuno Egyetemi Kiadó

Kiadja a Klebelsberg Kuno Egyetemi Kiadó, Szeged.

A kiadó írásbeli hozzájárulása nélkül sem a teljes mű,
sem annak része semmiféle formában
nem sokszorosítható, vagy másolható.

ISBN 963 86996 2 0

Első kiadás: 2006

Borítóterv, műszaki szerkesztés:

Hevesi István (Klebelsberg Kuno Egyetemi Kiadó)

A kiadásért felel Borbás László,

a Klebelsberg Kuno Egyetemi Kiadó ügyvezető igazgatója.

Nyomtatta és kötötte a Winter Fair Kft. Szeged

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
<i>Krisztina Figura</i> : Methodenpluralismus bei einer Empirie über die Sprache und Identität bei den Ungarndeutschen in Bohl/Bóly	9
<i>Gabriella Gárgyán</i> : Progressiv im Deutschen. Eine empirische Untersuchung über die Verlaufsform und ihre Konkurrenten	17
<i>Horváth Katalin</i> : Epistemische Modalität im Deutschen und Ungarischen	43
<i>Rozália Hum</i> : Vorstudie zur Untersuchung von reziproken Strukturen valenter Substantive	63
<i>Balázs Huszka</i> : Heuristischer Zugriff auf die Dynamik des Sprechschalls: Zur akustischen Typologie des Schwas im Deutschen in den Sequenzen $v_{[\theta]}^c_{[s]}$ und $v_{[\theta]}^c_{[ʃ]}$	85
<i>Benedek Kovács</i> : Die Lüge und die Sprache	101
<i>Krisztina Molnár</i> : Eine neue alte Methode: kontrastive Linguistikauf sprachtypologischer Grundlage (am Beispiel der Substantivdetermination)	119
<i>Marco Winkler</i> : Zur Logik von <i>essen</i> & <i>trinken</i> . Einige formale Aspekte von Aspekt	133
Autorenverzeichnis	159
Verzeichnis der Gutachter	160

Vorwort

Lectori salutem!

Sie halten, liebe Leserin, lieber Leser, den Konferenzband der II. Linguistischen Tagung ungarischer Nachwuchsgermanisten¹ in der Hand. Nachwuchsgermanisten haben bisher auf mehreren Tagungen über ihre Forschungsergebnisse berichtet, denn zu diesen zweien kommen noch drei im literaturwissenschaftlichen Bereich hinzu².

Die Notwendigkeit solcher Tagungen kann man nicht genug betonen. Sie sind als Übungsplätze und Vorbereitungsorte aufzufassen, wo die jungen Fachleute unter Aufsicht und Hilfeleistungen von Doktormüttern und Doktorvätern oder anderen erfahrenen Kollegen z.T. ihre Dissertationsthemen vorstellen oder sich auf spätere große Forschungsprojekte vorbereiten. Das sind oft die ersten großen Herausforderungen für Präsentationen für junge Wissenschaftler. Gründliche Vorbereitungen dieser und ähnlicher Art sind in allen Wissenschaftsbereichen notwendig, besonders aber in denen, wo es an erfahrenen Dozenten und Forschern mangelt und der qualifizierte Nachwuchs bald eine leitende Rolle übernehmen soll. Und dies trifft eben bei der germanistischen Linguistik zu: landesweit gibt es wenig Fachleute im mittleren Alter. Die ziemlich starke Gruppe der Generation der jetzt Sechziger verlässt bald den öffentlichen Schauplatz.

Bei der Heranbildung von Nachwuchswissenschaftlern soll man zugleich zwei Anforderungen entsprechen. Einerseits müssen – der Tradition treu – bisherige große Forschungsbereiche weiter gepflegt werden, andererseits muss man neuen Forschungsrichtungen folgen. In der germanistischen Linguistik heißt es zum Einen die Fortsetzung der Forschung in der Sprachgeschichte des Deutschen, besonders des Deutschen in Ungarn, in der vergleichenden Sprachwissenschaft und in ihren Einzelbereichen wie historischer Lehnwortforschung, kontrastiver Linguistik Deutsch-Ungarisch o.ä. Darüber hinaus müssen die Forschungsbereiche praktiziert und vermittelt werden, die erst in den letzten

¹ Die Referate der ersten Tagung sind im folgenden Band veröffentlicht worden: Attila Németh (Hrsg.): Linguistische Beiträge ungarischer Nachwuchsgermanisten. Referate der I. Linguistischen Tagung ungarischer Nachwuchsgermanisten an der Universität Veszprém vom 28.–29. März 2003. Veszprém: Universitätsverlag/Wien: Edition Praesens 2003 (Studia Germanica Universitatis Veszprimiensis, Supplement Bd. 3).

² Vgl. die folgenden Bände: zur 1. Tagung, die 1998 in Szeged stattgefunden hat: Márta Horváth und Erzsébet Szabó (Hrsg.): Netz-Werk. II. Symposium der ungarischen Nachwuchsgermanisten. JATE Szeged 1999. Zur 2. Tagung, die 2004 in Szeged stattgefunden hat. Annamária Gyurácz und Judit Szabó (Hrsg.): Automaten und Marionetten [im Druck].

Jahrzehnten intensiver erforscht wurden, wie moderne Grammatik- und Syntaxforschung, sprachtheoretische Forschungen, soziolinguistische Untersuchungen in Geschichte und Gegenwart u.a.

Die Referenten haben auf dieser Tagung meistens über Teilergebnisse ihrer Dissertationsprojekte berichtet. Da diese Themen ein breites Spektrum umfassen, wurde kein Rahmenthema vorgegeben. Eins ist aber allen Studien gemeinsam: alle sind lektoriert und ev. den Empfehlungen der Gutachter entsprechend, die meistens die Betreuer der Dissertationen sind, bearbeitet und verbessert worden. Den Gutachtern, deren Namen am Ende dieses Bandes zu lesen sind, danken wir für diese Arbeit herzlich.

Wir danken Herrn Professor Dr. Árpád Bernáth für die Aufnahme dieses Bandes in die Reihe Acta Germanica, Herrn László Borbás für die Übernahme der Druckaufgaben. Ein herzlicher Dank gebührt Frau Gabriella Gárgyán, Rozália Hum und Frau Petra Molnár für die mühevollen Aufgabe der Textbetreuung.

Szeged, im Dezember 2005

Péter Bassola

Methodenpluralismus bei einer Empirie über die Sprache und Identität bei den Ungarndeutschen in Bohl/Bóly

1. Einstieg

Anfang des 20. Jahrhunderts bildeten in Bóly zwei soziale Schichten, Handwerker und Bauern die Bevölkerung. Die divergente Lebensführung und die bewußte Absonderung der Schichten äußerte sich in der Traditionspflege, in der Separation im Vereinswesen, in der Bekleidung und in der Baukultur. Im Laufe der Zeit bildeten sich auch im sprachlichen Bereich wesentliche Differenzen heraus, eine diglotte Sprachgemeinschaft ist mit zwei – strukturell und funktional – verschiedenen Varietäten der deutschen Sprache entstanden. Diese intralinguale Diglossie (Gerner 1994: 84) läßt sich durch die Verwendung der rheinfränkischen Mundart in der Bauernschicht und durch den Gebrauch der städtischen Umgangssprache bairisch-österreichischer Prägung im Kreise der Handwerkerschicht charakterisieren (Hutterer 1961). Die Folgen des Zweiten Weltkrieges, die Aussiedlung vieler Deutscher, sowie die An- und Umsiedlung der Ungarn veränderten nicht nur die ethnische Zusammensetzung, sondern auch das Sprachbild der Bevölkerung in Bóly. Die interlinguale Diglossie wurde in der Domänenverteilung der beiden Sprachen offensichtlich. Die Handwerker, die durch die Lehrlingsjahre, Geschäftsreisen und den Absatz der Waren mit dem Ungarischen des öfteren in Kontakt kamen, akzeptierten die ungarische Sprache als die die meisten Domänen beherrschende high-language und verwendeten ihre eigene Varietät immer weniger. Die Bauern wählten einen anderen Weg, in den meisten Domänen blieb für sie der rheinfränkische Dialekt auch unter funktionalem Aspekt die high-variety, und sie gaben ihn zugunsten des Ungarischen lange Zeit nicht auf.

Inter-Diglossie-Situationen können entweder stabil oder aber dynamisch sein (Gerner 1994: 84). Im Vordergrund dieser Untersuchung steht der synchrone Aspekt, somit wird die Sprachkontaktsituation primär in ihrer Stabilität beschrieben, dynamische Prozesse werden durch den Vergleich verschiedener Generationen ermittelt.

2. Forschungsschwerpunkte

Im Rahmen der Sprachkontaktforschung in Bóly soll das Augenmerk sowohl auf den interlingualen Kontakt zwischen der deutschen und ungarischen Sprache, als auch auf den intralingualen Kontakt zwischen den soziolektalen Varietäten der Handwerker und Bauern gerichtet werden. Der Sprachkontakt führt

sprachinterne und sprachexterne Veränderungen herbei. Im Mittelpunkt dieser Untersuchung stehen die sprachexternen Folgen des Sprachkontaktes, so werden der Sprachgebrauch, die Sprachkompetenz, die Spracherziehung, die Attitüden und die Identität der hiesigen ungarndeutschen Minorität erforscht.

Beim Sprachgebrauch wird das Kommunikationsprofil der heutigen deutschen Sprachgemeinschaft synchron beschrieben. Clyne konstatiert, „dass die Auswahl der entsprechenden Sprache oder Varietät von der Domäne, von der Sprechsituation und innerhalb desselben Sprachbereichs vom Gesprächspartner und Thema beeinflusst wird“ (Clyne 1996: 16). In der empirischen Untersuchung werden v.a. die Unterschiede im Sprachgebrauch der Handwerker- und Bauernfamilien gesichtet, die sich aus unterschiedlich ausgeprägten objektiven und subjektiven Bestimmungsfaktoren des Sprachkontaktes ergeben (Gerner 2003: 15).

Als Endpole der Dynamik des Sprachkontaktes können Spracherhalt und Sprachverlust genannt werden. Der dynamische Prozess wird ebenfalls in Anbetracht der ihn beeinflussenden objektiven und subjektiven Faktoren untersucht, indem Veränderungen der Sprachverwendungsgewohnheiten verschiedener Generationen aufgezeigt werden.

Beim Forschungsschwerpunkt Sprachkompetenz wird die Rezeption und Produktion der verschiedenen deutschen Varietäten und der ungarischen Sprache nach der eigenen subjektiven Einschätzung der Probanden erörtert. Es stellt sich die Frage, welche sozialen und demographischen Variablen einen Einfluss auf die Kompetenz haben und inwieweit die Sozialisationsbedingungen die Kompetenz der verschiedenen Generationen beeinflussen.

Die Spracherziehung, also die Weitergabe der Minoritätssprache spielt im Leben einer Minderheit eine wichtige Rolle. Die primäre sprachliche Sozialisation erfolgt in der Familie, deshalb werden die Familienstrukturen und Sozialisationsstrategien der zwei sozialen Schichten erforscht, verschiedene Sozialisationsmodelle (Bartha 1999: 169) erarbeitet und kommunikative Strategien der Familien vorgestellt.

In der Attitüdenforschung werden die inneren Einstellungen der sozialen Schichten zu den Sprachen und Varietäten der Ortschaft, der diesen zugeordnete Prestigewert und die Attitüden der beiden sozialen Schichten einander gegenüber untersucht.

Beim Forschungskomplex „Identität“ wird untersucht, wie die Mitglieder der sozialen Schichten sich selbst und einander bestimmen und wofür sie von den Ungarn gehalten werden.

3. Charakterisierung des Samples

Bei der letzten Volkszählung haben sich in Bóly 1300 Personen zur deutschen Minderheit bekannt. Bei einer so großen Zahl der Minderheitenangehörigen ist eine totale Erhebung ausgeschlossen, so wird eine repräsentative Stichprobe gezogen und nur ein Teil der Gesamtheit untersucht.

Anfang des 20. Jahrhunderts sind die zwei sozialen Schichten in zwei unterschiedlichen Vereinen präsent. Die Handwerker waren Mitglieder im Némethbólyer Katholischen Gesellenverein, die Bauern trafen sich regelmäßig im Némethbólyer Katholischen Jünglingsverein. Als Ausgangspunkt der Untersuchung wurde aus diesem Grunde die Festlegung der Variable „Schichtenzugehörigkeit“ gewählt. Ausgehend von den Vereinsbüchern der Jahre 1900 und 1910 wurde die Liste der Handwerker und Bauern zusammengestellt. Diese „Urgeneration“ wurde als Ausgangsgeneration (Generation 0) betrachtet, aber sie konnte in die Untersuchung wegen des Aussterbens aller potentiellen Probanden nicht mehr einbezogen werden. Ein zeitaufwendiger Prozeß war die Zusammenstellung der Familienstammbäume, um zu den heutigen Probanden zu gelangen. Als Ergebnis der Archivforschung konnten im Rahmen der Erhebung 15 Handwerker- und 15 Bauernfamilien untersucht werden.

Nach der Festlegung der nächsten Variable „Alter“ wurden die Generationen ausgewählt. Die älteste Generation – also die Kinder der Urgeneration – bilden die Personen, die vor 1935 geboren wurden. Da sie nur in geringer Zahl (als 15) zur Verfügung stehen, konnten sie in die Zielgruppe der Untersuchung nicht integriert werden. Jedenfalls wurden jeweils drei Personen der beiden sozialen Schichten als Experten im Rahmen der Experteninterviews befragt. Über die älteste Generation erhält man von der mittleren Generation indirekt Informationen. Bei der Auswahl der Familien spielte bei der ältesten Generation als weitere Variable die ethnische Abkapselung, also die Endogamie eine Rolle. Familien mit Mischehen zwischen den zwei Ethnien wurden nicht zugelassen, aber Familien mit Mischehen zwischen den Schichten der Handwerker und Bauern wurden in die Untersuchung aufgenommen.

Die mittlere Generation bildet den zentralen Teil der empirischen Untersuchung. Zu dieser Gruppe gehören die Personen, die zwischen 1936 und 1955 geboren wurden, die Nachkommen der ältesten Generation sind und die heute noch in der Ortschaft wohnen. Bei dieser Gruppe wurde beobachtet, inwieweit die Endogamie weiterlebt oder aufgegeben, ob der Familienberuf vererbt wird, und wie sich die Familienstruktur im Vergleich zu der ältesten Generation verändert. Die mittlere Altersgruppe wurde in allen zentralen Punkten der Untersuchung auch über die Vorgängergeneration befragt.

Als Mitglieder der jüngsten Generation werden die Probanden betrachtet, die zwischen den Jahren 1956 und 1986 zur Welt kamen, in Bóly leben und den heutigen Zweig der Ausgangsfamilien vertreten.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Zielgruppe der Untersuchung zwei Generationen (mittlere und jüngere) bilden, deren Mitglieder sowohl Frauen als auch Männer sind, seit Jahrzehnten in Bóly leben und Nachkömmlinge der 15 Handwerker- und 15 Bauernfamilien, also der älteren Generation sind.

4. Methodenpluralismus

4. 1. Die Triangulation

Unter dem Begriff Triangulation versteht man die multimethodische Herangehensweise bei einer Untersuchung. Das Wort stammt aus der Navigation, wo es die Bestimmung eines Objektes durch multiple Bezugspunkte bedeutet. Denzin definiert die Triangulation als „die Kombination von Methodologien beim Studium von ein und demselben Phänomen mit dem Ziel, Messartefakte auszuschließen und die Ergebnisse zu validieren“ (Deminger 2004: 29). Er unterscheidet vier Arten der Triangulation (theorien-triangulation, data-triangulation, investigator triangulation). Die methodologische Triangulation, von der zwei Typen auch für meine Untersuchung relevant sind, wird hier näher erläutert. Die within-method Triangulation kombiniert verschiedene Techniken innerhalb einer Methode, zum Beispiel wenn in einem Fragebogen offene und geschlossene Fragen mit verschiedenen Skalen und Indizes eingesetzt werden. Die between- or across method Triangulation verbindet verschiedene, d.h. qualitative und quantitative Methoden miteinander. In der Forschung stehen qualitative und quantitative Ansätze oft im Gegensatz, da sie Unterschiede in der Art der verwendeten Daten und im Untersuchungsgegenstand aufweisen. In meiner Untersuchung wird anstelle der „entweder-oder“ Methodenwahl die „sowohl-als auch“ Kombination gewählt. Die Verbindung qualitativer und quantitativer Erhebungs- und Auswertungsformen erlaubt eine ganzheitliche, holistische Betrachtung des Phänomens und eine multiperspektivische Erörterung der Problematik (Deminger 2004).

4.2. Rückblick in die Forschungsgeschichte

Im folgenden Kapitel werden die die Sprache der Ungarndeutschen untersuchenden Werke – mit Verzicht auf Totalität – vorgestellt, in denen im Sinne der Triangulation auch verschiedene Forschungsmethoden eingesetzt werden.

Györgyi Bindorffer arbeitet in ihrer Forschung über die doppelte (ethnische und nationale) Identität in Bogdan/Dunabogdány mit den Methoden der teilnehmenden Beobachtung, mit narrativen biographischen Interviews und themenorientierten Leitfadeninterviews.

Szilvia Deminger, die den Spracherhalt und Sprachverlust in einer Sprachinselsituation bei den Ungarndeutschen untersucht, setzt verschiedene Methoden,

so standardisierte Interviews, sprachbiographische Interviews und die Technik der Medienanalyse ein.

Zsuzsanna Gerner, die die Sprache und Identität in Nadasch/Mecseknádasd erforschte, erarbeitete ein zweistufiges Analysemodell, bestehend aus einem Experteninterview und aus standardisierten Interviews mit einem Fragenkatalog.

Mária Mirk behandelt den Sprachgebrauch in Sanktiwan bei Ofen/Pilisszentiván, wobei sie einen Fragebogen, das Polaritätsprofil über die Sprachen, sowie offene Interviews mit Dialektsprechern verwendet.

Tatjana Thelen kombiniert in ihrer empirischen Studie über die ethnische Identität und soziale Netzwerke bei Ungarndeutschen in Pécs die teilnehmende Beobachtung, die genannten Interviewtechniken und den Fragebogen mit dem semantischen Differential.

4. 3. Untersuchungsdesign

Um die genannten Forschungsschwerpunkte aus möglichst vielen Perspektiven beleuchten zu können, wurde ein „mehrschichtiges Untersuchungsmodell“ erarbeitet. Die verschiedenen qualitativen und quantitativen Methoden sollen die Validität der Daten, die Zuverlässigkeit der Untersuchung und die wahrheitsgetreue Darstellung der Sprachkontaktsituation in Bóly gewährleisten.

Das Interview ist eine Art der mündlichen Befragung, ein zielgerichtetes Gespräch, das verbale Daten systematisch erheben lässt, das standardisiert oder offen sein kann. Da ich nur die Ortsgeschichte der letzten dreißig Jahre persönlich kenne, entschied ich mich für das offene, sog. Leitfadeninterview, das ich mit den Experten der ältesten und der mittleren Generation jeweils aus der Handwerker- und Bauernschicht führen werde. Als Schlüsselinformanten werden die Personen herangezogen, die über Expertenwissen verfügen und „weniger ihrer Repräsentativität denn ihrer Kompetenz wegen ausgesucht werden“ (Gerner 2003: 42). Für die Experteninterviews wurden nur Leitfäden erarbeitet, mit deren Hilfe man Informationen über die Zusammensetzung der Bevölkerung, das Zusammenleben der verschiedenen sozialen Schichten, das Sprachrepertoire, die Familienstruktur, die Sozialisation in der Familie, den Sprachgebrauch in den Domänen bezüglich der Vergangenheit und Gegenwart erhalten kann.

Die Daten der fünf Untersuchungskomplexe werden im Rahmen eines standardisierten Interviews mit einem Fragenkatalog erhoben. Mit der Hilfe des Fragebuches werden einerseits die Sozialdaten, so zum Beispiel Alter, Wohnort, Schul- und Berufsausbildung, ethnische Identität, kulturelles Leben, Ortsloyalität, interethnische und intraethnische Beziehungen untersucht. Andererseits werden im Fragebogen die Sprachdaten, so Sprachgebrauch, Sprachkompetenz, Spracherziehung, Attitüden und Identität erfragt. Man findet im Fragenkatalog verschiedene Fragentypen, um die Auswertung der statistischen Daten

zu erleichtern, formulierte ich hauptsächlich geschlossene Fragen mit mehreren Alternativen oder gut kodierbare offene Fragen.

Das semantische Differential oder Polaritätsprofil, das in den 40er Jahren zur Untersuchung nationaler Stereotype entwickelt wurde und hier im Fragebogen auch praktiziert wird, wird bei dem Forschungskomplex Attitüden zur ungarischen Sprache, zum Hochdeutschen und zum Dialekt sowie bei den Stereotypen über die Ungarn, die Deutschen, die Handwerker und Bauern angewandt. Mit Hilfe einer fünfpunktigen Skala, auf der semantisch bipolare Adjektive lokalisiert werden, gibt der Proband sein Urteil über das gefragte Objekt/Phänomen ab. Vorteil dieser aus der Psychologie stammenden Methode ist, dass sie leicht anwendbar ist und relativ stabile Ergebnisse erbringt.

Die Bewertungsskala nach dem Likert-Typ findet in dieser Untersuchung im Fragebogen auch Anwendung, um u.a. die Faktoren der Identitätsbildung und die allgemeine Einstellung zum Spracherhalt oder Sprachverlust der Probanden zu ermitteln. Die Skala enthält Aussagen, die von der befragten Person je nach Wichtigkeit zwischen 1 und 5 bewertet werden sollen.

Mit den Mitgliedern des Deutschklubs im Seniorenheim werden auch Gruppeninterviews durchgeführt, um die Existenz heutiger schichtenspezifischer Unterschiede festzustellen. Vorteil dieser Methode ist, dass das Beobachterparadox auf das Minimum reduziert werden kann. Ich bin auch der Nachteile dieser Methode bewusst, dass nämlich die Informanten einander beeinflussen und unkontrollierte gruppenspezifische Effekte entstehen können (Schlobinski 1996), trotzdem habe ich mich für diese Erhebungstechnik entschieden, um zu untersuchen, ob im Sprachverhalten der Handwerker und Bauern und in deren gegenseitiger Interaktion heute noch Unterschiede zu erkennen sind.

Da ich selbst Mitglied der Sprachgemeinschaft bin, ergibt sich die Möglichkeit, die Methode der teilnehmenden Beobachtung – mit Rücksicht auf das Beobachter-Paradox – ebenso heranzuziehen. Durch die Teilnahme an Aktivitäten der Sprachgemeinschaft – ohne diese zu stören – kann das Sprachverhalten der Probanden in natürlichen Kontexten beobachtet werden. Die Schwierigkeit bei dieser Technik liegt darin, dass der Forscher einerseits die Distanz zum Untersuchungsobjekt bewahren soll und andererseits „per Teilnahme ein bestimmtes Maß an Nähe herzustellen“ hat (Schlobinski 1996: 50).

Mit der Anwendung der unterschiedlichen Erhebungstechniken und mit der Kombination von qualitativen und quantitativen Methoden soll die Sprachkontaktsituation in Bóly untersucht werden.

Literaturverzeichnis

- Bartha, Csilla: A kétnyelvűség alapkérdései. Beszélők és közösségek. Budapest 1999.
- Bindorffer, Györgyi: Kettős identitás. Etnikai és nemzeti azonosságtudat Dunabogdányban. Budapest 2001.
- Clyne, Michael: Nyelv, nyelvhasználat, nyelvhasználat. In: Goebel, H. et al. (Hrsg.): Kontaktlingvisztika HSK. Berlin 1996, 12–23.
- Deminger, Szilvia: Spracherhalt und Sprachverlust in einer Sprachinselsituation. Sprache und Identität bei der deutschen Minderheit in Ungarn. Frankfurt am Main 2004.
- Gerner, Zsuzsanna: Deutsch in anderssprachiger Umgebung. Zur Thematik und Methodologie einer empirischen Untersuchung. In: Wild, K. et al. (Hrsg.): Begegnung in Pécs/Fünfkirchen. Die Sprache der deutschsprachigen Minderheit in Europa. Pécs 1994, 83–95.
- Gerner, Zsuzsanna: Sprache und Identität in Nadasch/Mecseknádasd. Eine empirische Untersuchung zur Sprachkontaktsituation und Identitätsbildung in der ungarndeutschen Gemeinde Nadasch. Budapest 2003.
- Hutterer, Claus Jürgen: Hochsprache und Mundart bei den Deutschen in Ungarn. In: Grosse, R. (Hrsg.): Hochsprache und Mundart in Gebieten mit fremdsprachigen Bevölkerungsteilen. Berlin 1961.
- Mirk, Mária: Sprachgebrauch in Pilisszentiván/Sanktiwan bei Ofen. In: Manherz, K. (Hrsg.): Ungarndeutsches Archiv 1. Budapest 1997, 99–238.
- Schlobinski, Peter: Empirische Sozialforschung. Opladen 1996.
- Thelen, Tatjana: Ethnische Identität und soziale Netzwerke. Eine Fallstudie bei Ungarndeutschen in Pécs. Köln 1997.

Progressiv im Deutschen. Eine empirische Untersuchung über die Verlaufsform und ihre Konkurrenten¹

1. Problemstellung

„Die einen haben Ferien, die andern sind am Arbeiten und stöhnen unter der Hitze, die dritten machen dank ihr gute Umsätze, die vierten genießen die Hitze auch während der Arbeit.“ (St. Galler Tagblatt, 27.07.1998²)

Der progressive Verbalaspekt ist zwar unumstritten im Englischen (*be + Ving*) am besten beschrieben³, er ist jedoch in vielen Sprachen der Welt aufzufinden. Gegenwärtig ist man sich in der Sprachtypologie darüber einig, dass es – mit einigen Einschränkungen – um eine sprachliche Universalie geht, die zwar nicht immer mit der gleichen Eindeutigkeit, wie im Englischen, aber wenigstens in Spuren in fast allen Sprachen anzutreffen ist (vgl. Bybee 1985). Trotz dieses universellen Charakters ist die Beschreibung des progressiven Aspekts in den deutschen Grammatiken eher bescheiden und zugleich noch mancherorts konfus. Die Verlaufsform und ihre ‚Konkurrenten‘, die im Deutschen den Ausdruck der Progressivität ermöglichen, gelten jedoch als eines der interessantesten Grammatikalisierungsphänomene der deutschen Gegenwartssprache, von denen bisher unbillig wenig gesprochen wurde.

In meinem Beitrag stelle ich zuerst die Restriktionen der verschiedenen deutschen Progressiv-Konstruktionen vor und vergleiche ihre Anwendungshäufigkeit anhand einer Fragebogenerhebung mit den bisher von der Forschung vertretenen Meinungen. Wie das aus meiner Untersuchung ersichtlich ist, weisen nämlich die von der Duden-Grammatik und von einigen Forschern als standardsprachlich weit verbreitet bezeichnete *beim-* und *im-*Formen in der Sprachrealität eine viel kleinere Häufigkeit auf, als die als „regionalsprachlich“ charakterisierte *am-*Form. Die Untersuchung bringt auch interessante Erkenntnisse über die noch unentschiedene Frage bezüglich des Status des Infinitivs in der Konstruktion.

¹ Ich danke Gisela Zifonun, Peter Bassola, Gerhard Stickel, Marco Winkler, György Scheibl und den Doktoranden der Universität Szeged, insbesondere Petra Molnár für die anregenden Kommentare und Hinweise bei der Erstellung dieses Beitrags. Außerdem gilt mein Dank Olaf Krause, der mir einen seiner Beiträge, die für mich unauffindbar war, zur Verfügung gestellt hat.

² Quelle: COSMAS Korpus (<http://corpora.ids-mannheim.de/cosmas>)

³ Vgl. z. B.: Hatcher 1951; König / Lutzeier 1973; Dowty 1977; Bennett 1981; Vlach 1981; und alle Schulgrammatiken des Englischen, wie beispielsweise Thomson / Martinet 1986.

2. Einführung: Definitionen und Termini zum Verbalaspekt

Da ‚Aspekt‘ in den deutschen Grammatiken kein so gängiger Terminus ist wie z. B. ‚Tempus‘ oder ‚Modus‘, finde ich es wichtig, eine umfassende Definition zu geben, bevor ich speziell auf den progressiven Aspekt zu sprechen komme. Comrie (1976), der dem Aspekt ein ganzes Buch widmet, definiert ihn als „different ways of viewing the internal temporal constituency of a situation“ (Comrie 1976:3). Eine ähnliche Formulierung finden wir bei Bhat: „aspect indicates the temporal structure of an event, i.e. the way in which the event occurs in time“ (Bhat 1999:43).

Auch von deutschen Linguisten sind einige Definitionen von Aspekt zu erwähnen. Krifka (1989) schreibt, „der Aspekt diene zur Markierung der Zeitkonstitution komplexer Verbprädikate“ (Krifka, 1989: 254). Thieroff (1992) formuliert sehr vorsichtig: „(...) die Verbkategorisierung Aspekt [ist] eine inhärente Kategorisierung (...), die in Abgrenzung zu Tempus zu definieren ist. (...) Wichtig ist jedoch, daß Aspekte, ebenso wie bestimmte Modi (wie etwa subjunctif im Französischen oder conditional im Englischen) nicht notwendig auf allen Zeitstufen vorhanden sein müssen“ (Thieroff, 1992: 71). Das Vorhandensein von Aspekt im Deutschen wird von vielen Forschern außer Acht gelassen oder sogar zurückgewiesen. Stobitzer (1968) deklariert eindeutig:

Eine Aspektopposition gibt es im Deutschen nicht [...]. Der deutsche Sprecher ist deshalb häufig darauf angewiesen, mit nicht-verbalen Mitteln – z. B. Verbzusätzen, Adverbien oder Konjunktionen – den realen Tatbestand wiederzugeben. (242)

Ähnlicherweise bleibt die progressive Ausdrucksform oder manchmal sogar der Aspekt im Allgemeinen bei Helbig/Buscha (1992), Engel (1991), Schulz/Griesbach (1990) und Heringer (1996) unerwähnt, Eisenberg (1994: 267) schreibt nur kurz über die *am*- und *beim*-Formen, und in der Duden-Grammatik (1984) wird das Thema auch nur kurz und auf mehrere Kapitel verstreut (auf Seiten 94, 194, 222, 419) behandelt. Die neue Ausgabe der Grammatik von Helbig/Buscha (2001: 80) widmet schon eine halbe Seite der „Verlaufsform“, die ihrer Meinung nach „in jüngster Zeit zunehmend (nicht nur regional) in der gesprochenen Sprache verwendet wird“ und die sie zu den Funktionsverbgefügen zählen. Sie verstehen unter Verlaufsform die *am*- und *beim*-Formen.

Eroms (2000: 24f.) schreibt über den Aspekt, dass diese Kategorie im gegenwärtigen Deutsch weitgehend fehle, bringt jedoch einige Zeilen später mit der Bemerkung, dass er nur „in den nicht standardsprachlichen Versionen des Deutschen“ (Eroms 2000: 25) zu finden sei, Beispiele für den progressiven Aspektausdruck mit der *am*-Form. Andere Grammatiken, wie die von Hentschel / Weydt (1994) sind ähnlicher Meinung, und behaupten, dass das Deutsche „kein ausgebildetes Aspektsystem aufweist“ (1994: 35), erwähnen jedoch, dass „in der Umgangssprache, insbesondere in einigen Dialekten“ (1994: 38) die *am*- und

beim-Formen genauso wie der progressive Aspekt im Englischen auftreten. Zifonun / Hoffmann / Strecker (1997) sind schon vorsichtiger und schreiben nicht, dass es keinen Aspekt im Deutschen gebe, sondern dass diese Kategorie im heutigen Standarddeutschen „kaum grammatikalisiert“ (1997: 1861), und einige Seiten später, dass sie „nach überwiegender Meinung in der Forschung nicht belegt“ (1997: 1877) ist. Anscheinend sind sie aber nicht ganz einverstanden mit der Meinung der Forschung, da sie fast vier Seiten und ein selbständiges Kapitel der Verlaufsform widmen und die „rheinische Verlaufsform“ (1997: 1860) noch zweimal an anderen Stellen (1860, 1861) in ihrem Werk erwähnen.

Leiss spricht von einem „Aspektschwund [...] in den germanischen Sprachen“ (Leiss 2000: 23) und baut ihre Arbeit auf den Zusammenbruch des einstigen Aspektsystems auf. Sie bestreitet deshalb die Gültigkeit einer selbständigen grammatischen Kategorie wie ‚Aspekt‘ und plädiert dafür, dass der Aspekt zusammen mit dem Artikel dieselbe universelle grammatische Funktion habe, und sie seien „demnach der morphologische Ausdruck der Anpassung einer universalen Kategorie an die jeweils vorliegende sprachtypologische Umgebung“ (27).

Im Folgenden werde ich den progressiven Aspekt (in anderen Terminologien auch ‚expanded form‘, ‚continuous form‘ und ‚Verlaufsform‘ genannt) eingehender beschreiben.

3. Der progressive Aspekt im Deutschen

3.1. Definition und Konstruktionstypen

Krause (2002: 239) definiert den progressiven Aspekt im Deutschen folgenderweise:

„(...) die Basisfunktion von progressiven Formen [besteht] darin, eine als einheitlich wahrgenommene Situation, die hinsichtlich ihrer zeitlichen Referenz einfach oder mehrfach fokussiert wird, als unabgeschlossen (von innen heraus) darzustellen. Dabei lassen sich prinzipiell zwei Funktionstypen unterscheiden: der fokussierende Typ, bei dem das Verbalgeschehen in einem bestimmten Moment festgehalten (fokussiert) wird, und der durative Typ, bei dem keine Fokussierung eines einzelnen Referenzpunktes vorliegt und man daher von Mehrfachfokussierung sprechen kann. Beide Typen sind als Idealtypen anzusehen, in der Praxis ist eine klare Unterscheidung nicht immer möglich.“

Glück (2001: 81) sagt eindeutig aus, dass „das Dt. eine Verlaufsform besitzt“ und definiert den progressiven Aspekt⁴ als „die Konstruktion aus Wortformen von *sein* als Finitum, der Partikel *am* und dem Infinitiv eines Vollverbs mit der

⁴ Der progressive Aspekt wird bei ihm PROG genannt; vielleicht aus Anlehnung an die englische Terminologie, wie z. B. bei Dahl, 2000.

Konstruktionsbedeutung, daß die vom Infinitiv bezeichnete Handlung im Moment der Äußerung durchgeführt wird“ (Glück, 2001: 81). Ebert (1996) gibt folgende Definition: „ Progressives present a situation, whether telic or atelic, as ongoing at reference time, without respect to boundaries.“ (Ebert 1996: 42).

Im Deutschen gibt es zwar kein solches morphologisches Mittel wie das *-ing*-Suffix im Englischen zur Realisierung des progressiven Aspekts, es gibt aber trotzdem Mittel diesen auszudrücken. Unter „Verlaufsform“ wird bei manchen Forschern (z.B. Glück 2001; Rödel 2004a, 2004b; Zifonun / Hoffmann / Strecker 1997) nur die mit *am* gebildete Form verstanden und die anderen Ausdrucksmittel als „Konkurrenzformen“ bezeichnet (vgl. z.B. Rödel 2004a: 139), andere behandeln sowohl *am* als auch *beim* oder eventuell auch weitere Formen unter dem Etikett „Verlaufsform“ (z. B. Helbig / Buscha 2001: 80). Verschiedene Grammatiken erwähnen einige mögliche Ausdrucksformen des progressiven Aspekts wie die „am-Konstruktionen“⁵ und die *beim*-Formen⁶, aber die ausführlichste Zusammenfassung ist bei Krause (1997) zu lesen. Er zählt vier formal und semantisch ähnliche Konstruktionen auf, die den progressiven Aspekt ausdrücken können (Krause 1997: 51):

- I) *am* + VInf + Form von *sein*
z. B.: Ich bin am Arbeiten. (Krause 1997: 57)⁷
- II) *beim* + VInf + Form von *sein*
z. B.: Ich bin beim Arbeiten. (Krause 1997: 57)
- III) *dabei* + Form von *sein* + *zu*-Inf
z. B.: Ich bin dabei, den Plan auszuarbeiten.
(Krause 1997: 57)
- IV) *im* + VInf + Form von *sein* (selten, und nur in sehr eingeschränkten Kontexten verwendet)
z. B.: Die Preise sind im Steigen.
(Beispiel von Ebert 1996: 48)

Neben diesen syntaktisch-analytischen Ausdrucksformen erwähnt Krause in Anlehnung an Gross (1974: 73) die lexikalischen Progressiv-Markierungen im

⁵ Zum Beispiel: Leiss 2000:213; Eroms 2000:25; Hentschel / Weydt 1994:38; Zifonun / Hoffmann / Strecker 1997:1877ff.

⁶ Zum Beispiel: Hentschel / Weydt 1994:38; Helbig / Buscha 2001:80.

⁷ Die Beispielsätze habe ich immer mit der originalen Rechtschreibung des Infinitivs übernommen, deshalb ist er in manchen Sätzen klein, in manchen groß geschrieben. Die Beispielsätze ohne Quellenangabe sind eigene Beispiele.

Deutschen, wie *gerade*⁸, *eben*, *noch*, *nun*, *jetzt*. Diese Adverbien werden jedoch bei der fokusierenden Bedeutungsvariante dem Satz zugefügt, während die oben aufgelisteten syntaktischen Formen gemäß der Duden-Grammatik (1984: 419) eher den durativen Charakter betonen. Letzteres ist jedoch fraglich, da im Deutschen – gerade wegen der Labilität des aspektuellen Ausdrucks – nur schwer eine Unterscheidung zwischen fokusierenden und durativen Charakter zu treffen ist. Durch eine Fragebogenerhebung zur genauen Beurteilung der Aspektausdrücke sollte man anhand der Kompetenz von Muttersprachlern diese Unterscheidung genauer analysieren. Hier muss ich auch erwähnen, dass der deutsche Progressiv – im Einklang mit dem Englischen – zum Ausdruck der emotionalen Geladenheit der Aussage benutzt werden kann. (vgl. *She is always spending all her money!*). Sätze mit stärkeren emotionellen Prägung müssen aber – erneut ähnlich zum Englischen – mit der Gradpartikel *immer* (*nur*) ergänzt werden.

(1) Du bist immer (nur) am Arbeiten!

Den oben aufgelisteten Varianten schließt sich noch eine mögliche Ausdrucksform des Progressivs an, nämlich die sogenannte „Absentiv-Konstruktion“⁹ (vgl. Ebert 1996: 45–49), wovon wir sowohl bei Ebert (1996, 2000) als auch bei Krause (1997, 1998, 2002) lesen können, obwohl es noch umstritten ist, ob diese Form tatsächlich als Progressivform zu kategorisieren ist¹⁰. Diese Form wird folgenderweise gebildet:

⁸ Ebert (2000: 631f.) hält „*gerade*“ ausdrücklich nicht für eine Progressiv-Form, da es zwar den Satz eine progressive Bedeutung geben kann, aber zugleich auch mit allen anderen Tempora und Aspekte kombinierbar ist und deshalb als eindeutiger Progressiv-Marker nicht erwähnt werden kann. (Ich bin *gerade* am Teekochen / habe *gerade* Tee gekocht / will *gerade* Tee kochen.) Das Gleiche gilt aber auch für „*eben*“ und „*jetzt*“, die jedoch bei Ebert nicht besprochen werden.

⁹ Über den Absentiv hat Groot mehrere Beiträge geschrieben. (Groot, 1993, 1995a, 1995b, 2000). Bei Ebert (1996) scheint der Ausdruck zu implizieren, dass die „Abwesenheit“ (= absence) das Nicht-Vorhandensein des finiten Verbs in der progressiven Konstruktion beschreibt und auch Krause (2002: 61) macht eine Bemerkung in dieser Richtung. Groot benutzt den Ausdruck jedoch in einem völlig anderen Kontext, nach ihm ist nämlich “[absentive] the grammatical expression of absence“ (Groot, 2000: 693). Z. B. wenn wir jemandem sagen: “Peter ist Tennisspielen.“, implizieren wir in Groots Auffassung vier Informationstypen: (1) Peter ist nicht anwesend. (2) Peter ist in eine Aktivität involviert, die vom lexikalischen Verb indiziert ist. (3) Auf das pragmatische Wissen basierend kann man voraussagen, wie lange Peter abwesend sein wird. (4) Peter wird nach einer Weile zurückkehren. (vgl. Groot, 2000: 693). Hier geht es also weniger um syntaktische, sondern eher um semantische Abwesenheit des Subjekts.

¹⁰ Engel (1991: 445) z.B. hält diese Konstruktion für eine in der gesprochenen Sprache häufig vorkommende Form, die er jedoch nicht zu den Progressivformen zählt (da er ja überhaupt nichts über Aspekt oder Progressiv schreibt), sondern als eine elliptische Variante des Perfekts auffasst, wo das „Hauptverb, da es ohne weiteres erschließbar ist, ausgelassen wurde“ (445). Z.B.: Peter ist schwimmen gegangen.

V) Form von *sein* + VInf

z. B. : Um 6 war ich noch schwimmen. (Ebert 1996: 47)

Die Progressiv-Marker wurden schließlich von Ebert (2000: 607) anhand der Arbeit von Krause (1997) typologisiert¹¹. Ihre formalen Typen¹² sind folgende:

1. *Präpositionale Konstruktionen*: hierzu gehören die *am*-, *im*-, und *beim*-Formen.
Die Konstruktion wird durch die Verwendung des Hilfsverbs ‚sein‘ in Verbindung mit einer Präposition mit einem klitisierten Artikel gebildet.
2. *Mit Kopulaverb gebildete Konstruktionen*: die Absentiv-Form
Die Konstruktion wird mit einem Kopulaverb und einem Vollverb im Partizip Präsens gebildet.
3. *Sonstige Konstruktionen*: die *dabei*-Form, mit Temporaladverbial gebildete lexikalische Konstruktionen¹³ (*gerade, im Moment, momentan*, usw.)
Es gibt kein typisches Bildungsmuster für diese Konstruktionen.

Obwohl also einige Beiträge nur die *am*-Form als Ausdrucksmöglichkeit des Progressivs erwähnen und die anderen Formen lediglich für Konkurrenten halten, sind auch die *beim*-, *dabei*-, *im*-, und Absentiv-Formen mögliche Ausdrucksformen des progressiven Aspekts, sie sind nur nicht im gleichem Maße grammatikalisiert und sind nicht immer in der gleichen sprachlichen Umgebung einsetzbar. Es gibt sowohl semantisch, als auch syntaktisch bestimmte Restriktionen, die den unbeschränkten Austausch dieser Formen verhindern. Diese Beschränkungen werde ich in den folgenden Unterkapiteln behandeln.

3.2. Beschränkungen

3.2.1. Semantische Beschränkungen

Die Progressivform ist nicht verwendbar bei Verben, die eine momentane Handlung beschreiben, wie *brechen, ankommen, zuschlagen*.

- (2) *Er war am Ankommen, als das Telefon klingelte.

¹¹ Krause (2002) übernimmt dann in seiner späteren Veröffentlichung die Kategorien von Ebert (2000).

¹² Ebert (2000: 607) unterscheidet mehrere andere Typen, da sie alle in germanischen Sprachen vorkommenden Progressivkonstruktionen behandelt. In meinem Beitrag beschäftige ich mich jedoch nur mit den im Deutschen vorhandenen Typen, deshalb verzichte ich auf eine vollständige Auflistung aller Typenvarianten.

¹³ Die mit Temporaladverbialen gebildete Progressivkonstruktionen werden weder von Ebert (2000) noch von Krause (2002) behandelt, sie wurden nur von mir in diese Kategorienklasse eingeordnet. Diese Einordnung ist jedoch problematisch, siehe Fußnote 8.

Auch solche Verben sind semantisch ausgeschlossen, die einen Zustand oder Sinneswahrnehmung ausdrücken (*wissen, kennen, wohnen, hören, sehen, spüren, riechen*, usw.)

Man muss auch bei den verschiedenen Progressivformen eine semantisch bedingte Unterscheidung machen. Schon Comrie (1976: 98f.) bemerkt, dass in vielen Sprachen die progressiven Formen ähnlich wie die lokativen Adverbialphrasen ausgedrückt werden. Sogar im Englischen besteht noch die mit Präposition ausgedrückte Form *'he is at work'*, was eigentlich das gleiche bedeutet, wie die progressive Aspektform *'he is working'*. Auch Leiss (2000: 214) unterstützt diese Auffassung mit ihrer Bemerkung, dass „[a]uch die englische Verlaufsform [...] ursprünglich mit einer Präposition, die den Dativ regiert, gebildet [wurde] (*he is on working* = *on* + DAT. + substantiviertes Partizip Präsens).“

Ebert (1996: 46f.) macht ebenfalls darauf aufmerksam, dass es wegen der lokativen Grundbedeutung der Präposition *beim* bei der Progressivformen semantische Unterschiede zwischen *am*, *beim* und dem Absentiv gibt. Sie bringt folgende Beispiele:

- (3) a) Um 6 *war* ich noch *am* Schwimmen.
- b) Um 6 *war* ich noch *beim* Schwimmen.
- c) Um 6 *war* ich noch Schwimmen.

Sie stellt folgende, zum Teil aus der lokativen Grundbedeutung von *beim* stammende Bedeutungsunterschiede fest (Ebert 1996: 47):

[...] (a) implies that I was still in the water at 6 p.m., whereas (b) does not have this implication; I could have been lying by the pool or changing my clothes. Sentence (c) implies that I had gone somewhere in order to swim. It would be a suitable explanation if I was on my way at the time in question. The three expressions thus refer to various phases of a complex activity:

<i>am V sein</i>	– being engaged in the activity V
<i>beim V sein</i>	– being engaged in / in typical place of activity V
<i>V sein</i>	– being engaged in / in typical place of / on the way to activity V

So gibt *beim* in (b) nicht nur über die Handlung selbst Auskunft, sondern informiert vor allem über den Ort, wo die Handlung ausführende Person ist, und (c) signalisiert noch dazu, dass die Person von zu Hause weggegangen ist.

Comrie (1976:103) versucht diese semantische Verbindung zwischen progressivem Aspekt und der lokativen Bedeutung folgenderweise zu erklären:

[...]we can refer to some instances of a process by viewing the whole of the situation as if it were spatial, when it is quite natural to refer to some specific point of the situation as being 'in' that situation. Thus, really, the only requirement is that we should be able to transpose from space to time, and languages do this quite readily already in the use of originally locative prepositions, etc., as temporal, e.g. *on the table*, *on Friday*.

Ein weiterer semantischer Unterschied ist zu bemerken, wenn wir die präpositional gebildeten Typen mit der *dabei*-Form vergleichen. Hier ist eine im Englischen übliche Fähigkeit des Progressivs, Zukunftsbezug herzustellen¹⁴, bemerkbar. Merkwürdig ist nur, dass lediglich die *dabei*-Form als eine auf die Zukunft referierende Form erscheint. Meine eigene im August 2004 in Regensburg durchgeführte Fragebogenerhebung¹⁵ hat nämlich das überraschende Ergebnis erbracht, dass 25 Prozent der Befragten der Meinung waren, dass „*dabei ...*, *zu*“ nur eine Prognose bezeichnet, d.h. nicht dass etwas im Moment geschieht, sondern dass es gleich geschehen wird. Dieses Ergebnis sollte deshalb an einer größeren Anzahl der Probanden überprüft werden. Die Beispielsätze waren:

- (4a) Ich bin am Schwimmen.
- (4b) Ich bin beim Schwimmen.
- (4c) Ich bin dabei, zu schwimmen.

In der Korpusanalyse von Krause (2002: 99f.) gab es nur einen Beleg mit Zukunftsbezug¹⁶, bei ihm aber nicht die *dabei*-, sondern ein Absentiv-Form.

- (5) B : Ja, ich wollt ma fragen, ums ganz kurz zu machen, hättet ihr heute abend Lust und Zeit, daß wer uns mal sehen?
A: E, ja / allerdings, öh, *wir sind bis acht Uhr essen*, wir könnten also erst danach. (Krause 2002: 100)¹⁷

3.2.2. Syntaktische Beschränkungen

Die englische *-ing* Form hat nur wenige Restriktionen, der deutsche progressive Aspekt hat hingegen wegen seines relativ hohen Grades syntaktischer Komplexität (z. B. bei der *dabei*-Form) umso mehr. Die ausführlichste Besprechung der Beschränkungen in der Verwendung der Progressivformen ist bei Krause (1997, 2002) zu finden, deshalb werde ich im Weiteren seine Ergebnisse vorstellen.

¹⁴ Im Englischen drücken Sätze wie z.B. *I'm coming back to Madrid on Sunday* statt des Gegenwartsbezugs, Zukunftsbezug aus. Dies ist übrigens nicht überraschend, da auch das unmarkierte Präsens auf Zukünftiges referieren kann.

¹⁵ An der Befragung haben 41 Studenten und Studentinnen teilgenommen aus den folgenden Bundesländern: Bayern (75,6%), Baden-Württemberg, Hessen, Bremen, Brandenburg, Hamburg, NRW, Sachsen, Rheinland-Pfalz (zusammen 24,3 %). Siehe auch unter Punkt 4.1.2.

¹⁶ Krause (2002: 100) erwähnt zwei weitere Belege für den Zukunftsbezug mit *beim* und *dabei...zu*. Ich finde diese jedoch nicht passend, da beide Temporaladverbien enthalten (*dann* und *gerade*), die eher für den Zukunftsbezug verantwortlich sind als das Progressiv.

¹⁷ Die von Krause (2002) zitierten Beispiele sind oft gesprochene Belege, deshalb wird in diesen alles klein geschrieben.

3.2.2.1. Die *am*-Form

Im Gegensatz zu Helbig / Buscha (2001: 80), die anhand von nur einem einzigen Beispiel kaum überzeugend behaupten, dass die *beim*-Form die syntaktisch am wenigsten beschränkte Form sei, kommt Krause (1997, 2002) nach eingehender und mit vielen Belegen untermauerter Analyse der einzelnen Paradigmen zu der Schlussfolgerung, dass die *am*-Konstruktion die freieste und in der Grammatikalisierung die am meisten fortgeschrittene Form ist. Sie ist mit allen Modi, mit fast allen Tempora¹⁸, allen Personen und Numeri kombinierbar. Die einzige Beschränkung besteht beim Genus verbi, denn das Passiv ist (im Gegensatz zum Englischen) nicht möglich. Krause (2002: 241) stellt jedoch fest, dass in den Belegen überwiegend Präsens und Präteritum im Indikativ, manchmal auch mit Konjunktiv gebraucht werden. Was die Verbalklassen betrifft, kann die *am*-Form mit allen vier von Vendler (1967) aufgestellten Verbklassen (*activities*, *accomplishments*, *achievements* und *states*) stehen. Statische Verben werden von dieser Konstruktion vermieden, aber nicht völlig ausgeschlossen.

(6) jetzt sind wer alle am hoffen (Krause 2002: 207)

Eine interessante Erkenntnis von Krause ist, dass die *am*-Form (und genauso die *beim*-Form) außer Progressivität auch noch (eventuell in Kombination mit *nur* oder *immer*) habituelle Bedeutung ausdrücken kann. Damit ähnelt sie der englischen Progressiv-Form, und dadurch kann auch die oben schon erwähnt emotionale Geladenheit ausgedrückt werden.

(7) When I visit him, he is always telephoning.

(8) Wenn ich komme, ist er immer am / beim Telefonieren.

Die meisten Beschränkungen der *am*-Konstruktion sind syntaktischer Art: diese kann – ähnlich wie die *beim*-Konstruktion – standardsprachlich nicht mit einem direkten oder präpositionalen Objekt vorkommen:

(9) *Sie ist die Zeitung am / beim Lesen.

(10) *Die Kinder sind mit einem Ball am / beim Spielen.

Es ist jedoch interessant, dass mit dieser angenommenen Beschränkung nicht alle Linguisten einverstanden sind. Ebert (1996: 44, 2000: 610) und Zifonun / Hoffman / Strecker (1997: 1879) finden z. B. die obigen oder syntaktisch ähnliche Beispiele ebenfalls falsch, bzw. Andersson (1989: 104) und Rödel (2003: 101) meinen, dass sie nur in den rheinischen Dialekten akzeptabel sind. Andere jedoch, wie z. B. Glück (2001: 88) vertreten die Meinung, dass die inkorporierten

¹⁸ Nur beschränkt möglich ist die Kombination mit dem Perfekt, da dieses Tempus oft perfektive Bedeutung aufweist, die mit dem Progressiv nur selten kompatibel ist. Möglich ist z.B.: Ich *bin* den ganzen Tag *am Backen gewesen*. (Ebert 2000: 612).

Objekte als lexikalisch selbständige Teile abgetrennt und nach links versetzt und sogar mit bestimmten Artikel oder Possessivpronomen versehen werden können.

(11) Sie ist die / ihre Zeitung am Lesen.

Bhatt / Schmidt (1993: 77) illustrieren mit mehreren Beispielen, dass sowohl ein direktes als auch ein indirektes Objekt zusammen mit der *am*-Form auftreten kann.

(12) er ist die Kartoffeln roh am essen

Krause (1997, 2002), Ebert (1996), Andersson (1989) und Rödel (2003) sind jedoch darin einig, dass ein Objekt im Progressivsatz nur mit Objektinkorporierung möglich ist, wobei das Verb und das Objekt eine semantische Einheit bilden:

(13) Sie ist am / beim Zeitunglesen.

(14) Die Kinder sind am / beim Ballspielen.

Eine andere Möglichkeit wäre vielleicht noch das direkte Objekt mittels eines Genitiv-Attributs auszudrücken. Hier gibt aber Krause zu, dass diese Sätze nicht besonders gut klingen.

(15) ?Sie ist am / beim Lesen der Zeitung.

Rödel (2004a: 147) schreibt dazu, dass seiner Meinung nach „ein Genitiv- oder Präpositionalattribut noch nicht zwingend als ungrammatisch eingeschätzt wird“, von Muttersprachlern jedoch vermieden wird¹⁹.

(16) Sie ist am Backen der Brötchen.²⁰

Imperativformen können – genauso wie im Englischen – mit *am* und mit *beim* nur mit inzidenzialen Fügungen ergänzt ausgedrückt werden.

(17) *Sei am / beim Arbeiten!

(18) Sei (bloß) am / beim Arbeiten, wenn der Chef zurückkommt!

3.2.2.2. Die *beim*-Form

Weniger frei einsetzbar, aber mit der *am*-Form teilweise äquivalent ist die *beim*-Form. Wegen ihrer lokativen Grundbedeutung ist diese Konstruktion nur mit agentiven Subjekten verwendbar mit statischen Verben kann sie nicht kombiniert werden.

¹⁹ Zu dem Problem der Genitiv-Attribute siehe auch Kapitel 5 dieses Beitrags.

²⁰ Rödel 2004a:146 übernimmt das Beispiel von Reimann 1998: 88.

(19) *Das Wasser ist beim Kochen.

(20) Anna ist beim Kochen. (beide Beispiele aus Ebert 1996: 46)

Auch *achievements* sind ausgeschlossen:

(21) *Er ist beim ersticken.

Nach Krauses Untersuchung (2002: 128) kann die *beim*-Form mit nicht-inkorporiertem Objekt nicht stehen und auch Satzergänzungen sind ausgeschlossen. Dieses Ergebnis bestätigt Ebert (2000: 644) in ihrer sehr detaillierten Analyse der Progressivformen im Rahmen des EUROTYP Projekts.

Die sonstigen syntaktischen Restriktionen sind ähnlich, wie bei der *am*-Form und wurden schon mit Beispielen im vorigen Unterkapitel dargestellt.

3.2.2.3. Die *im*-Form

Die mit *im* gebildete Progressivform ähnelt sehr der *am*-Form. Ebert (1996: 48) bemerkt, dass die *im*-Konstruktion nur in solchen Kontexten vorkommen kann, wo die *beim*-Konstruktion nicht akzeptabel ist, sie schließen also einander aus. Das liegt daran, dass die *im*-Form nur mit einer kleinen Gruppe von non-agentiven Verben gebildet werden kann, während *beim*, wie schon erwähnt, nur mit agentiven Verben kompatibel ist.

(22) Die Preise sind im (am / *beim) Steigen.

(23) Das Buch ist im (am / *beim) Erscheinen. (Ebert 1996: 48)

Mit der *im*-Konstruktion kann weder der Imperativ, noch das Passiv gebildet werden. Die Konstruktion ist syntaktisch stark begrenzt, sie kann von den Verbalklassen nur mit *accomplishments* kombiniert werden.

(24) ja ich mußte'n paar rückschläge hinnehmen (.) bin jetzt aber wieder im kommen (Krause 2002: 189)

(25) Ein Feuerwehrstützpunkt ist im Entstehen. (Frankfurter Rundschau, 04.02.1999, S.33)²¹

3.2.2.4. Die *dabei*-Form

Diese Konstruktion ähnelt der *beim*-Konstruktion darin, dass sie mit nicht-agentiven und statischen Verben auch nicht kombinierbar ist. Was sie jedoch vor allem von den vorigen zwei Formen unterscheidet ist, dass sie problemlos mit direkten Objekten verwendet werden kann.

²¹ Quelle: COSMAS Korpus (<http://corpora.ids-mannheim.de/cosmas>)

- (26) Sie ist dabei, die Zeitung zu lesen.

Problematisch ist bei dieser Konstruktion ihr hoher Grad an syntaktischer Komplexität, der ihre vollständige Grammatikalisierung verhindert. So kann sie weder in habitueller Bedeutung, noch in komplexeren Tempusformen²² benutzt werden (vgl. Krause 1997: 58).

- (27) *Es ist ständig dabei, zu regnen. (vs. Es ist ständig am Regnen) (Krause 1997: 73)
(28) ?Er wird dabei gewesen sein, den Plan auszuarbeiten. (vs. Er wird am Arbeiten gewesen sein)

Imperativformen können mit *dabei* unter keinen Umständen – auch nicht mit inzidenzialer Fügung – ausgedrückt werden.

- (29) *Sei dabei, den Plan auszuarbeiten! (Krause 1997: 62)
(30) ?Sei (bloß) dabei, den Plan auszuarbeiten, wenn der Chef zurückkommt! (Krause 1997: 63)

Auch Passivformen mit *dabei* sind ausgeschlossen:

- (31) *Der Kaffee ist dabei, gekocht zu werden. (Krause 1997: 61)

3.2.2.5. Die *gerade*-Form

Krause (1997) bezieht die Adverbialbestimmung *gerade* auch in seine Analyse ein, obwohl sie nicht ausschließlich zur Markierung der Progressivität dient und zugleich auch keine syntaktisch gebildete Progressiv-Konstruktion ist. Aus diesen Gründen werde ich diese Form nur kurz vorstellen.

Gerade ist mit allen drei Progressivformen kombinierbar (*ich bin gerade am / beim / dabei zu essen*), es gibt aber semantische Restriktionen für ihre Verwendung, z. B. kann sie bei habitueller Bedeutung nicht verwendet werden:

- (32a) Es regnet ständig. (Krause 1997: 73)
(32b) *Es regnet gerade ständig. (Krause 1997: 73)

Im Unterschied zu den anderen Progressiv-Konstruktionen kann mit *gerade* auch das Passiv gebildet werden.

- (33) Der Kaffee wird gerade gekocht. (Krause 1997: 61)

²² wie z. B. folgende Tempusformen:

Futur Präteritum I	?Er würde dabei sein, den Plan auszuarbeiten.
Plusquamperfekt	?Er war dabei gewesen, den Plan auszuarbeiten.
Futur II	?Er wird dabei gewesen sein, den Plan auszuarbeiten.
Futur Präteritum II	??Er würde dabei gewesen sein, den Plan auszuarbeiten.

3.2.2.6. Der Absentiv

Die Linguisten sind noch nicht darüber einig, ob die Absentiv-Form wirklich zu den Progressiv-Konstruktionen zu zählen ist²³. Das Problem besteht in der lokativen Bedeutungskomponente dieser Konstruktion, da der Absentiv vor allem impliziert, dass die Person, von der berichtet wird, nicht präsent, also abwesend ist. Wie Groot formuliert: „the person referred to by the subject is not present at what we shall call the deictic centre“ (Groot, 2000: 697). Die Konstruktion gibt Antwort auf die Frage „Wo ist X?“, wozu normalerweise nur nominale Konstruktionen fähig sind. (Im *Schwimmbad*.) (vgl. Groot 2000: 701).

- (34) Herr Breuer, als ich bei Ihnen anrief, sagte mir Ihre Frau, *Sie wären Tennis spielen*. (Krause, 2002: 26)

Der obige Satz hat zwar eine durative Bedeutung, doch in erster Reihe bekommen wir Informationen darüber, wo die Person sich gerade (nicht) aufhält und nicht darüber, was sie gerade in dem Moment der Äußerung macht.²⁴ Mit der Klassifizierung von Ebert (1996: 47) gesagt: wir bekommen hier Information nicht nur über den typischen Bedeutungsinhalt des Progressivs 'being engaged in activity', sondern auch über 'being in a typical place of activity' und 'on the way to activity'. Diese Gründe stellen die Progressivzugehörigkeit des Absentivs in Frage, andererseits betrachten wir die Handlung auch beim Absentiv von einer Innenperspektive und drücken eine fortlaufend ausgeübte Handlung aus, was für den Progressiv typisch ist. Als syntaktische Beschränkung muss erwähnt werden, dass der Absentiv nicht mit intensivierenden Adverbialen stehen kann:

- (35) ? Sie sind eifrig kegeln. (Krause, 2002: 154)

Es ist nicht typisch, Akkusativergänzungen mit dem Absentiv zu kombinieren, deshalb bietet sich auch bei dieser Form die Objektinkorporierung als Ausweg an:

²³ Ebert (1996) zählt ihn – zwar nicht sehr überzeugend – zu den Progressiv-Formen, Groot (2000) hingegen nicht. Krause (2002: 27; 87) betont auch die Unsicherheit des Status dieser Form, und spricht über den Absentiv als „potentiell progressiv“ (2002: 52). Er trifft eigentlich keine Entscheidung in dieser Frage, da er den Absentiv in seinem Buch über den Progressiv im Deutschen zwar behandelt, aber zugleich die Konstruktion von den restlichen Progressiven konsequent abgrenzt (vgl. z. B. S. 128: „Verbergänzungen bei den Progressiven und dem Absentiv im Deutschen“)

²⁴ Denn zur Zeit des Anrufs konnte sich der im Beispielsatz erwähnte Herr Breuer ja auch gerade geduscht oder umkleidet haben, er muss nicht unbedingt mit dem Tennisspielen beschäftigt gewesen sein. Sicher ist jedoch, dass er sich auf jeden Fall am Tennisplatz oder im Freizeitzentrum befand.

(36) monika ist tennisspielen

(37) ich war grad Mittagessen (beide Beispiele aus Krause 2002: 143)

Krause (2002: 133) findet jedoch in der gesprochenen Sprache Belege dafür, dass der Absentiv mit direktem Objekt (einmal sogar mit Artikel!) vorkommen kann:

(38) mein mann und die kinder sind beeren pflücken im wald

(39) ich bin jetzt gerade einen hirsch schießen (beide Beispiele aus Krause 2002: 133)

Da es aber wegen der fehlenden Präpositionalgruppe schwierig ist, zwischen inkorporierten und nicht-inkorporierten Objekten zu unterscheiden, kann hier die Zusammen- oder Getrennschreibung und der Grad der Zusammengehörigkeit mit dem Verb entscheidend sein (ebd. 143). Demnach gelten zusammengesetzte Objekte als inkorporiert, wie in den Beispielsätzen 34 und 36.

Satzergänzungen sind mit dem Absentiv nicht kompatibel, lediglich mit den *am*- und *dabei*-Formen.

(40) *Er ist Tennisspielen, das sie alle sehr mögen.

Der Absentiv kann – ähnlich wie alle Progressiv-Konstruktionen außer der *am*-Form – nicht mit stativen Verben stehen.

(41) *Er ist hoffen / glauben / lieben.

4. Häufigkeit und Konkurrenz der progressiven Aspektformen

Auch die Frequenz der verschiedenen Progressivformen ist ein wichtiges Kriterium, um die Position des Progressivs zu bestimmen. Die hohe Verwendungsfrequenz korreliert mit der häufigen obligatorischen Verwendung, was wiederum ein Zeichen dafür ist, dass die betroffene Progressivform im Grammatikalisierungsprozess weit fortgeschritten ist. Deshalb finde ich es wichtig, die Verwendungsfrequenz zu untersuchen. Im Folgenden werde ich zuerst meine eigenen Untersuchungen vorstellen und dann meine Ergebnisse mit denen von Krause (2002) vergleichen.

4.1. Ergebnisse der eigenen Untersuchungen

Ich habe zwei Untersuchungen durchgeführt. Die erste ist eine korpusbasierte Zählung von Belegen in der geschriebenen Sprache, in der ich die Häufigkeit der in der Literatur auch von allen akzeptierten Progressivformen (*am*, *im*, *beim*, *dabei*) miteinander verglichen habe. Daraufgehend stelle ich meine Fragebogen-

nerhebung vor, mit der ich erfahren wollte, wie häufig die Befragten die Progressivformen spontan verwenden.

4.1.1. Zählung im COSMAS-Korpus

Was die Häufigkeit und Verbreitung des Progressivs in der Standardsprache betrifft, divergieren die Meinungen wiederum stark. In der Duden Grammatik (1984: 94, und auch in 1995: 91) steht, bescheiden in einer Fußnote versteckt: „Die Verwendung von *am* ist landschaftlich (v.a. im Rheinland und in Westfalen), die von *beim* und *im* auch standardsprachlich.“ Auch Eroms (2000: 25) bezeichnet die *am*-Form als dialektal. Dagegen schreiben Zifonun / Hoffmann / Strecker (1997:1880), dass „die Verlaufsform²⁵ vom Rheinischen und Ruhrdeutschen ausgehend weit verbreitet [...] und vor allem in gesprochener Umgangssprache gängig geworden [ist]“. Ebert (1996: 59) ist auch ganz anderer Meinung, als die Duden-Autoren und prognostiziert der *am*-Form eine baldige, der englischen *-ing* Form ähnliche Verbreitung und bemerkt noch ironisch: „The ‚accepted‘ forms *beim/im VN sein* are less frequent and far more restricted in their use than *am*“ (44). In einem späteren Beitrag schreibt sie: „In spite of being banned by school teachers, the *am*-form is spreading into all the German speaking areas and also in more formal registers“ (Ebert, 2000:629). Krause (1997:78) nimmt hingegen dafür Stellung, dass „[I]n der Schriftsprache [...] die *am*-Konstruktion vergleichsweise selten verwendet [wird].“

Ich wollte prüfen, inwieweit diese einander widersprechenden Meinungen der Wirklichkeit entsprechen und habe in COSMAS II eine Random-Suche nach Progressiv-Beispielen gemacht. Die nacheinander angegebenen Suchanfragen für *am*-, *beim*-, *im*-, *dabei*-, und Absentiv-Formen gaben mir einen Eindruck davon, wer in der obigen Frage Recht hat, und ob die *am*-Formen oder die anderen Progressiv-Varianten üblicher seien. Zwar war meine Untersuchung nicht präzise genug um daraus weitergehende Konsequenzen ziehen zu dürfen, aber sie gibt trotzdem einen Einblick von der Lage und Verwendungshäufigkeit der verschiedenen Progressivformen.

Meine Suchergebnisse in allen öffentlichen Korpora der geschriebenen Sprache können so zusammengefasst werden:

²⁵ Zifonun / Hoffman / Strecker (1997:1877f.) bezeichnen die *am*-Form als ‚Verlaufsform‘, die teilweise gegen *beim* + Infinitiv (oder im älteren Deutsch auch gegen *unter dem* + Infinitiv) ausgetauscht werden kann. Sie erwähnen jedoch die *dabei*-Form oder andere Progressivkonstruktionen nicht.

Progressiv-Konstruktion	Zahl der Treffer	Prozent
<i>am</i> + VInf + Form von <i>sein</i>	23	47,9%
<i>im</i> + VInf + Form von <i>sein</i>	20	41,6%
<i>dabei</i> + Form von <i>sein</i> + <i>zu</i> -Inf	3	6,25%
<i>beim</i> + VInf + Form von <i>sein</i>	2	4,16%
Insgesamt	48	ca. 100%

Wie aus der Tabelle ersichtlich ist, hat die *am*-Form den ersten Rang nach der Häufigkeit. Knapp darunter folgt die *im*-Form, und interessanterweise fanden sich Ausdrücke, die sowohl mit *am*, als auch mit *im* vorkommen:

- (42) a) Ein Feuerwehrtstützpunkt *ist im Entstehen*. (Frankfurter Rundschau, 04.02.1999, S.33)
 b) Denn auch diese allzumenschliche Eigenschaft *ist am Entstehen* und der Pflege von Weltbildern beteiligt. (Frankfurter Rundschau, 02. 04. 1999, S. 10)

Mit den obigen Beispielen habe ich gezielt solche Sätze ausgewählt, die in derselben Zeitung erschienen sind, aber natürlich erhalten auch andere schriftliche Quellen solche Parallelbeispiele, die ich noch vorstellen werde. Absentiv-Konstruktionen fand ich während meiner oberflächlichen Suche keine.

Nach meiner Zählung stimmt die Angabe der Duden-Autoren nicht, dass die *am*-Form weniger gebräuchlich sei; denn sie ist auch in dieser kleinen Zufalls-wahl die häufigste Form. Zwar stehen *am* und *im* in starker Konkurrenz miteinander, jedoch ist *beim* offensichtlich keine oft gebrauchte Progressivform. Auch für die *dabei*-Version lassen sich schwer Beispiele finden.

4.1.2. Zählung der Progressivformen in der Regensburger Fragebogenerhebung (23–30.08.2004)²⁶

Das Ziel dieser Befragung war, Einblick in den spontanen Progressiv-Gebrauch der Muttersprachler zu gewinnen. In der Befragung habe ich zwei einfache Sätze angeboten und den jeweiligen Probanden gebeten, sie anders zu formulieren. Einer der Sätze war ohne, und einer war mit Akkusativergänzung:

- (43a) Ich lese jetzt.
 (43b) Ich lese jetzt die Zeitung.

Häufigkeit der Progressiv- und Konkurrenzformen bei Satz (43a):

²⁶ Für Angaben über die Befragung siehe Fußnote 15.

PROG Form	Zahl	Prozent
gerade	12	34,2 %
gerade am	1	2,8 %
gerade beim	1	2,8 %
tu(e) gerade	2	5,7 %
momentan	1	2,8 %
im Moment	3	8,5 %
im Augenblick	1	2,8 %
nun	6	17,1 %
(Ø) (Ich lese die Zeitung.)	2	5,7 %
am	4	11,4 %
beim	2	5,7 %

Häufigkeit der Progressiv- und Konkurrenzformen bei Satz (43b):

PROG Form	Zahl	Prozent
gerade	10	28,5 %
gerade am	1	2,8 %
gerade dabei..., zu	1	2,8 %
gerade beim	1	2,8 %
eben	1	2,8 %
momentan	3	8,5 %
im Moment	4	11,4 %
zur Zeit	1	2,8 %
nun	5	14,2 %
(Ø) (Ich lese die Zeitung.)	4	11,4 %
am	1	2,8 %
beim	3	8,5 %

Ich habe die häufigsten Progressiv-Formen fett hervorgehoben. Aus den Tabellen ist es ersichtlich, dass die häufigste Alternative bei beiden Sätzen die *gerade*-Form war, die aber nicht wirklich als syntaktische Progressivform gilt. Von den „echten“ Progressivformen ist bei dem Satz ohne Objekt die *am*-Form – genauso wie bei der COSMAS-Untersuchung – am häufigsten gewählt worden, während bei den Sätzen, die eine Akkusativergänzung enthalten, wurde die *beim*-Form am meisten bevorzugt.

4.2. Ergebnisse der Untersuchung von Krause (2002)

Sowohl das COSMAS Korpus, als auch mein Regensburger Fragebogen haben nur die geschriebenen Belege erfasst. Da die Progressivformen aber von vielen Grammatiker für umgangssprachliche Formen gehalten werden, ist es sinnvoll, auch die Belege der gesprochenen Sprache zu untersuchen. Anhand der Zählung von Krause (2002: 87 ff.) können wir die Häufigkeit der verschiedenen Formen

in Korpora der Jugendsprache, Arzt-Patienten-Gespräche, Beratungsgespräche, Telefondialoge, Fernseh- und Radiosendungen, und schließlich in Alltagsgesprächen feststellen. Als geschriebene, aber nächstsprachlich geltende Quelle dient noch sein Chat-Korpus und als Kontrast die Zeitungs- und Zeitschriftenbelege.

Seine Zählung ergibt, dass in allen Korpora der gesprochenen deutschen Sprache mit Häufigkeitsprozenten zwischen 54,2–65,7% die *am*-Form beim weiten die häufigste Erscheinung unter den Progressivformen ist. Die zweithäufigste Form in der gesprochenen Sprache ist überraschenderweise der Absentiv, mit der Häufigkeitsfrequenz zwischen 6,7%–33,3%, nur einmal erreicht die *dabei*-Form eine höhere Frequenz von 18,3%. Der *beim*-Progressiv ist mit niedriger Häufigkeit zwischen 6,0–8,3% vertreten und die *im*-Form ist oft überhaupt nicht auffindbar, oder nur mit dem niedrigsten Wert von 5,0%.

Für die geschriebene Sprache gibt es natürlich eine andere Reihenfolge: hier hat die *dabei*-Form die Führungsposition mit 64,8%, *im* ist mit 15,3% die zweithäufigste Form, danach kommen *am* (11,2%) und *beim* (4,6%) und schließlich der Absentiv mit 4,1%.

Die Progressiv- und Absentiv-Belege nach der Zählung von Krause in den Korpora des Deutschen in Prozent können tabellarisch so zusammengefasst werden (vgl. Krause 2002: 88f.):

	<i>am</i>	<i>beim</i>	<i>dabei</i>	<i>im</i>	Absentiv
Systematische Korpora des gesprochenen Deutschen	65,7	6,0	3,0	0	25,4
Einzelbelege des gesprochenen Deutschen	61,7	8,3	18,3	5,0	6,7
Chat-Korpus	54,2	8,3	4,2	0	33,3
Zeitungs- und Zeitschriftenkorpus	11,2	4,6	64,8	15,3	4,1

4.3. Zusammenfassung der Zählungsergebnisse

Alle drei Untersuchungen ergaben, dass entgegen der Auffassung im Duden (1984) die *am*-Form doch die häufigste Progressivform ist. Die als standard-sprachlich bezeichneten *im*- und *beim*-Formen bleiben in der Frequenz zu *am* weit zurück. Lediglich im Korpus der geschriebenen Sprache konnte eine hohe Frequenz der *dabei*-Form nachgewiesen werden. Interessant ist noch, dass die von den Grammatiken überhaupt nicht erwähnte Absentiv die zweitgrößte Häufigkeit aufweist, was meines Erachtens keinesfalls ignoriert werden darf.

5. Status des Infinitivs in den Progressiv-Konstruktionen

Eine weitere zentrale Problematik der Forschung ist der Status des Infinitivs in den präpositional gebildeten Konstruktionen (vgl. z.B. Zifonun et al. 1997, Reimann 1998, Glück 2001, Krause 2002, Barz 2002, Rödel 2003, 2004a, 2004b). Es besteht immer noch kein Konsens darüber, ob dieser Progressiv-Infinitiv als substantivierter Infinitiv zu betrachten und damit groß zu schreiben ist, oder ob

er eher als eine verbale Einheit eingeordnet werden sollte. Zahlreiche Argumente können für beide Standpunkte genannt werden, die ich jetzt hier kurz zusammenfasse. Meine Beschreibung erfolgt hauptsächlich anhand der Kriterien, die Sandberg (1976) aufgestellt hat, um zu entscheiden, ob ein Infinitiv verbal oder nominal aufzufassen ist.

Für eine Einordnung als substantivierter Infinitiv bzw. Verbalsubstantiv spricht, dass die Infinitivform fähig ist, Komposita zu bilden und Objekte zu inkorporieren:

(44) Peter ist am Wohnungssuchen. (Rödel 2004a: 143)

Die Erweiterbarkeit des Infinitivs durch attributive Adjektive wäre das nächste Kriterium bei einer nominalen Analyse. Die Zulassbarkeit dieser ist jedoch fraglich: Glück (2001: 88) meint, dass es möglich ist, seine Beispiele (siehe unten, Beispiele 51a, b) zeigen jedoch kein attributives Adjektiv, sondern eine Adverbialphrase. Zifonun et al. (1997: 1879), Rödel (2004a: 145f.), Reimann (1998: 86), Bhatt / Schmidt (1993: 79) und Krause (1997: 75) sind aber alle gegen solche Erweiterungen.

(45a) *Während die Piraten noch *am lustigen Feiern sind...* (Zifonun et al. 1997: 1879)

(45b) Während die Piraten noch *lustig am Feiern sind...* (Zifonun et al. 1997: 1879)

(47a) *Er ist *am lauten Singen*. (Rödel 2004a: 146)

(47b) Er ist *laut am Singen*. (Rödel 2004a: 146)

(48a) Sie ist *immer die Zeitung am Lesen*, wenn ich sie sehe. (Glück 2001: 88)

(48b) Sie ist *immer am Zeitunglesen*, wenn ich sie sehe. (Glück 2001: 88)

Andersson (1989: 98) meint, dass in der Standardsprache im Falle des Infinitivs eine nominalisierte Einheit vorliege, weil die Konstruktion wie eine Nominalgruppe erweitert werden könne.

(49) Sie waren am Umziehen *in die neue Wohnung*. (Andersson 1989: 98)

Dieser Standpunkt wird von Zifonun et al. (1997) zurückgewiesen, da diese Grammatik die Meinung vertritt, dass die Konstruktion durch eine präpositionale Wendung zu erweitern ungrammatisch wäre.

(50) *Während die Piraten noch am Warten *auf Nachschub* sind... (Zifonun et al. 1997: 1879)

Ein weiteres Kriterium bei Sandberg (1976), das die substantivierten Infinitive kennzeichnet, ist die Möglichkeit zur Kombination mit einem Genitiv-Attribut. Das wäre also ein weiterer Beweis für eine nominale Auffassung. Wie das schon im Kapitel 3.2.2.1. gezeigt wurde, ist die Grammatikalität dieser Ausdrücke fraglich. Reimann (1998: 88) bestreitet auch, dass solche Sätze (wie auch

das folgende Beispiel) entweder in der gesprochenen oder in der geschriebenen Sprache vorkommen können. Bhatt / Schmidt (1993: 80) sind mit ihr ähnlicher Meinung darin, dass Genitiv-Attribute unzulässig sind. Krause (2002) behauptet, dass sie – wenn sie überhaupt bildbar sind – „nicht besonders gut“ (Krause 2002: 144) klingen und wenn schon, dann eher mit *beim* vorstellbar wären²⁷.

(51) ?Jemand ist am Backen der Brötchen. (Reimann 1998: 88)

(52) *er ist am Vorlesen der Bibel (Bhatt / Schmidt 1993: 80)

Rödel (2004b: 227) bringt hingegen Beispiele für mögliche Genitivattribute. Er gibt aber zugleich zu, dass von den 445 Beispielen, die er zu dieser Konstruktion während einer Recherche im Internet gefunden hat, nur 4 ein Genitivattribut bilden.

(53) Ich bin am Suchen einer Wohnung. (Rödel 2004b: 227)

(54) Noch sind Timo und ich am Suchen eines Namens für die Maschine. (Rödel 2004b: 227)

Das evidenteste Argument für die nominale Einordnung wäre, dass die Konstruktion als eine Präpositionalphrase aufzufassen sei, wo eine Verschmelzung von Präposition und Artikel im Dativ vorliegt. Die Existenz eines Artikels könnte ja ein eindeutiger Beweis für den Substantiv-Status sein (vgl. Eisenberg 1994: 159, Duden 1984: 314). Dieser Beweis entfällt jedoch, weil *am* in den Progressivkonstruktionen – im Gegensatz zu der Meinung von Reimann (1998: 85) – keineswegs einen mit Präposition verschmolzenen Artikel darstellt und nicht auf *an dem* zu trennen ist (vgl. auch Bhatt / Schmidt 1993: 79, Rödel 2004a: 144, Ágel 1997: 62f., Krause 2002: 70).

(55) Wir sind am / *an dem Lesen.

Zusammenfassend sind es also folgende vier Gründe, die für eine nominale Einordnung des Infinitivs (als substantivierte Infinitiv) sprechen:

1	Die Fähigkeit, Komposita zu bilden und Objekte zu inkorporieren	✓
2	Die Erweiterbarkeit durch attributive Adjektive	?
3	Die Möglichkeit zur Kombination mit Genitiv-Attribut	?
4	Die Existenz eines Artikels	×

Wie aus dieser kurzen Zusammenfassung ersichtlich ist, gibt es nur einen sicheren Beweis und weitere zwei fragliche und schwankende Gründe, die für

²⁷ Krause (vgl. 2002: 144) begründet diese Unterscheidung bei der Kombinierbarkeit mit dem Genitivattribut damit, dass die *beim*-Form weniger grammatikalisiert ist, und der Infinitivform nach *beim* deshalb semantisch-funktional noch eher als nominal aufgefasst werden kann, als die Infinitivform nach *am*. Das Genitivattribut fordert aber ein Nomen, worauf es Bezug nehmen kann; dies wird also bei der *beim*-Konstruktion noch ansatzweise auffindbar sein.

eine nominale Analyse sprechen. Der letztgenannte Punkt schließt die Möglichkeit der nominalen Auffassung völlig aus.

Für eine verbale Auffassung der Konstruktion sprechen einerseits alle bei der nominalen Analyse widerlegten oder fraglichen Argumente und auch einige Weitere. Als Erstes ist die Tatsache zu erwähnen, dass für das Verbalsubstantiv oder besser gesagt, für den Infinitiv keine Pluralformen bildbar sind (**ich bin am die Arbeiten*). Zweitens hat die Infinitivform auch keinen Artikel, wie das oben schon gezeigt wurde.

Ein weiterer Nachweis ist orthographischer Natur: Substantive werden „im allgemeinen mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben“ (Duden 1995: 191) und man könnte einwenden, dass in diesem Beitrag die Infinitivformen aller Beispielsätze auch mit großem Buchstaben geschrieben sind. Dazu muss ich bemerken, dass ich die Beispiele aus den Originalquellen unverändert übernommen habe, mit ihrer Orthographie aber nicht einverstanden bin. Meines Erachtens spiegelt die Uneinheitlichkeit der Rechtsschreibung die Unsicherheit bezüglich der Wortart des Infinitivs wider. Es gibt mehrere Forscher, die anhand konkreter Textanalysen nachweisen können, dass die Form eigentlich mehr zum Verbalen tendiert und deshalb auch klein geschrieben wird bzw. werden sollte. So besteht z.B. Rödel (2003:98) darauf – auch gegen die Tendenz, die in den meisten Beiträgen über dieses Thema zu beobachten ist – das verbale Element der Verlaufsform klein zu schreiben. Er untermauert seine Entscheidung neben seinen theoretischen Erkenntnissen mit seinen Beobachtungen über die Schreibung der Progressivformen im Internet. Mit diesem Hintergrund plädiert er ganz berechtigt dafür, dass „der Kern der Verlaufsform als verbaler und nicht mehr als substantivierter Infinitiv wie noch in der Duden-Grammatik gesehen werden [sollte]“ (Rödel 2003: 102). Dieser Standpunkt wird auch von Krause (1997: 55 und 2002: 70f.) und – zumindest bei den *am*-Formen – von Bhatt / Schmid (1993) vertreten.

Sandbergs (1976) letztes Kriterium, die Möglichkeit der Kompositabildung (z.B. *Er ist am Kartoffelschälen*).²⁸) trifft bei den Progressivformen zu und das wäre ein Argument gegen die auch von mir vertretene verbale Auffassung. Ich möchte jedoch bemerken, dass die Kompositabildung im Rahmen der Objektinkorporierung geschieht und die viel gewichtigeren Gründe (nämlich der Mangel des Artikels und die nicht mögliche Pluralbildung) nicht in den Hintergrund drängen kann. Die Kompositabildungsmöglichkeit dient vielmehr zur weiteren Verbreitung der Progressivformen durch ihre vielfältige Ausdrucksmöglichkeit, als zum Nachweis für eine substantivierte Form. Für eine verbale Auffassung des Infinitivs sprechen also folgende eindeutige Gründe:

²⁸ Beispiel von Reimann 1998:89.

1	Pluralformen können nicht gebildet werden.	✓
2	<i>Am</i> kann nicht in eine Präposition <i>an</i> + Artikel <i>dem</i> getrennt werden.	✓
3	Der Infinitiv kann nicht mit einem Artikel ergänzt werden.	✓
4	In den aktuellsten authentischen Korpora wird der Infinitiv klein geschrieben.	✓

In der im Punkt 4.1.2 zitierten Regensburger Zählung der Progressivformen durch eine Fragebogenerhebung habe ich neben der Frequenz der gewählten Progressivformen auch ihre Rechtsschreibung kritisch beobachtet. Meine Ergebnisse widerspiegeln die generelle Tendenz, den Rechtsschreibregeln von Duden (vgl. Bd. 1 2000: 49ff.) zu folgen und die Infinitive konsequent groß zu schreiben. In meiner Zählung bei dem ersten Satz (*Ich lese jetzt.*) gab es von denen, die die *am-/ beim-/ gerade am-/ gerade beim-* Formen gewählt haben 7 Probanden, die „Lesen“ geschrieben haben und nur einen, der „lesen“ präferierte. In dem zweiten Satz mit Objekt (*Ich lese jetzt die Zeitung.*) waren die Wahlmöglichkeiten schon ausgewogener: je 3 Befragte entschieden sich für die Inkorporierung („Zeitungslesen“) und für die Getrenntschreibung mit klein geschriebenen Infinitiv („am / beim Zeitung lesen“). Obwohl dieses kleine Korpus natürlich bei der Entscheidung der „richtigen“ Schreibweise nicht ausschlaggebend sein kann, illustriert es trotzdem die allgemeine Verunsicherung bezüglich der Wortart des Infinitivs. Ich bin mit Reimann (1998) einverstanden, wenn sie meint, dass „der Verlaufsforminfinitiv sich in einem Zwischenstadium zwischen nominalem und verbalem Infinitiv befindet“ (Reimann 1998: 90)²⁹, würde aber ein bisschen entschlossener dafür plädieren, dass es sich hier eindeutig um einen fortgeschrittenen Grammatikalisierungsprozess handelt, der die Etablierung einer verbalen Aspektform nach sich zieht.

6. Zusammenfassung

Obwohl die Forschung den progressiven Aspekt meist als eine nur im Englischen vorhandene Erscheinung beschreibt, hat meine Untersuchung herausgestellt, dass er auch im Deutschen gebräuchlich ist.

Im Deutschen kann die Progressiv-Form durch syntaktische Konstruktionen mit *am*, *im*, *beim*, und *dabei* ausgedrückt werden, dazu kommen noch die lexikalischen Progressiv-Markierungen wie *gerade*, *eben*, *noch*, *nun*, *jetzt*, die aber nicht ausschließlich für die Bildung des Progressivs eingesetzt werden und deshalb in diesem Beitrag nur oberflächlich behandelt wurden. Ebert (1996), Groot (1995b, 2000) und Krause (1997) nehmen noch zusätzlich eine Absentiv-Kon-

²⁹ Krause (2002:70f.) und Bhatt / Schmidt (1993:79) sind ähnlicher Meinung über die Problematik der Rechtsschreibung und über den Status des Infinitivs.

struktion an, deren Einordnung zu den Progressivformen jedoch bis jetzt nicht eindeutig begründet werden konnte.

Was die Anwendungshäufigkeit der verschiedenen Formen des Progressivs betrifft, ist nach meiner Zählung (im Gegensatz zu einigen Grammatikern und im Einklang mit der Zählung von Krause 2002) die *am*-Form die häufigste. Dieses Ergebnis finde ich nicht überraschend, wenn man in Betracht zieht, dass diese Form nach den Analysen von Krause (1997, 2002) auch die am freiesten verwendbare Form und zugleich auf dem Weg zur vollständigen Grammatikalisierung am weitesten fortgeschritten ist. Die *beim*- und *im*-Formen sind deutlich seltener als die *am*-Form, während die *dabei*-Form vor allem in der geschriebenen Sprache oft verwendet wird. Unter den nächstsprachlichen Belegen, wie z. B. in der Chat-Kommunikation, kommt auch der Absentiv überraschend oft vor. Die Wahl der Progressivform hängt jedoch nicht nur von syntaktischen Beschränkungen ab, da die verschiedenen Formen – wie ich das eingehend beschrieben habe – auch verschiedene semantische Zusatzinformationen über das Geschehen tragen.

Diese Ergebnisse zeigen, dass die Universalie des Progressivs zwar tatsächlich neben dem Englischen auch im Deutschen präsent ist, sie unterscheiden sich jedoch noch im Grad der Grammatikalisierung. Im Deutschen verbreitet und befestigt sich jedoch besonders der *am*-Progressiv immer mehr, was zu einer Bereicherung der Aspektklassen auch in dieser Sprache zur Folge haben kann. Der Progressiv verdient auf jeden Fall weiterhin, dass wir ihm unser Interesse widmen, da während des Grammatikalisierungsprozesses bald solche Veränderungen eintreten können, die das grundlegende Umdenken der bisherigen Aspektauffassungen dringend erforderlich machen werden.

Literatur

- Ágel, Vilmos: Nominalphrase und –Flexion I: Probleme und Entwicklungstendenzen. In: DUFU (Deutschunterricht für Ungarn) II/1997, 55–70.
- Andersson, Sven-Gunnar: On the Generalization of Progressive Constructions. "Ich bin (das Buch) am Lesen – Status and Usage in Three Varieties of German. In: Larsson, Lars-Gunnar (ed.): Proceedings of the Second Scandinavian Symposium on Aspectology. Uppsala 1998, 95–106.
- Barz, Irmhild: Wortartwechsel. In: Cruse, D. Alan et al. (Hrsg.): Lexikologie. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen. Berlin / New York 2002 (=Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 21.1), 657–662.
- Bennett, Michael: Of tense and aspect. One analysis, in: Tedeschi, Phil / Zaenen, Annie (eds.): Syntax and Semantics, Vol. 14, Tense and Aspect. New York 1981, 13–29.

- Bhat, D.N.S.: The Prominence of Tense, Aspect and Mood. Amsterdam/Philadelphia 1999.
- Bhatt, Christa / Schmidt, Claudia Maria: Die *am* + Infinitiv-Konstruktion im Kölnischen und im ungangssprachlichen Standarddeutschen als Aspekt-Phrasen. In: Abraham, Werner / Bayer, Josef : Dialektsyntax. Opladen 1993, 71–98.
- Bybee, Joan L.: Morphology. A Study of the Relation between Meaning and Form. Amsterdam (Typological Studies in Language 9) 1985.
- Comrie, Bernard: Aspect. Cambridge/New York 1976.
- COSMAS Korpus: <http://corpora.ids-mannheim.de/cosmas>
- Dahl, Östen (ed.): Tense and Aspect in the Languages of Europe. Berlin / New York 2000.
- Dowty, David R.: Toward a semantic analysis of the verb aspect and the English 'imperfective' progressive. In: Linguistics and Philosophy 1, 1977, 45–77.
- Drosdrowsky, Günther (Hrsg.): Duden. Bd. 4. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich 1984.
- Drosdrowsky, Günther (Hrsg.): Duden. Bd. 4. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. (5. Auflage) Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich 1995.
- Drosdrowsky, Günther (Hrsg.): Duden. Bd. 1. Rechtschreibung der deutschen Sprache. (22. Auflage) Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich 2000.
- Ebert, Karen H.: Progressive aspect in German and Dutch. In: Interdisciplinary Journal for Germanic Linguistics and Semiotic Analysis 11, 1996, 41–62.
- Ebert, Karen H.: Progressive markers in Germanic languages. In: Dahl, Östen (Ed.): Tense and Aspect in the Languages of Europe. Berlin / New York 2000.
- Eisenberg, Peter: Grundriß der deutschen Grammatik. Stuttgart, Weimar 1994.
- Engel, Ulrich: Deutsche Grammatik. Heidelberg 1991.
- Eroms, Hans-Werner: Syntax der deutschen Sprache. Berlin, New York 2000.
- Glück, Helmut: Die Verlaufsform in den germanischen Sprachen, besonders im Deutschen. In: Thielemann, Werner / Welke, Klaus (Hrsg.): Valenztheorie – Einsichten und Ausblicke. Münster 2001.
- Groot, Casper de: The Absentive. Typological questionnaire EUROTYP 1993.
- Groot, Casper de: "De absentief in het Nederlands: een grammaticale categorie" [The absentive in Dutch: A grammatical category], Forum de Letteren 36, 1995a 1–18.]
- Groot, Casper de: "The absentive in Hungarian". In: Kenesei, István (Ed.): Levels and Structures (Approaches to Hungarian, Vol. 5). Szeged:1995b, 45–61.
- Groot, Casper de: The absentive. In: Dahl, Östen (Ed.): Tense and Aspect in the Languages of Europe. Berlin / New York 2000, 693–719.
- Gross, Harro: Der Ausdruck des 'Verbalaspekts' in der deutschen Gegenwartssprache. Diss. Hamburg 1974.
- Hatcher, Anna G.: The use of the progressive in English. A new approach, in: Language 27, 1951, 254–280.

- Helbig, Gerhard / Buscha, Joachim: Leitfaden der deutschen Grammatik. Leipzig u. a. 1992.
- Helbig, Gerhard / Buscha, Joachim: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Berlin und München 2001.
- Hentschel, Elke / Weydt, Harald: Handbuch der deutschen Grammatik. Berlin und New York 1994.
- Heringer, Hans Jürgen: Deutsche Syntax Dependentiell. Tübingen 1996.
- König, Ekkehard / Lutzeier, Peter: Bedeutung und Verwendung der Progressivform im heutigen English, in *Lingua* 32, 1973, 277–308.
- Krause, Olaf: Progressiv-Konstruktionen im Deutschen im Vergleich mit dem Niederländischen, Englischen und Italienischen, in: *Sprachtypologie und Universalienforschung* 50/1, 1997, 48–82.
- Krause, Olaf: Zu Bedeutung und Funktion der Kategorien des Verbalaspekts im Sprachvergleich. In: *Hannoversche Arbeitspapiere zur Linguistik*, 4, 1998, 1–31.
- Krause, Olaf: Progressiv im Deutschen. Eine empirische Untersuchung im Kontrast mit Niederländisch und Englisch. Tübingen 2002.
- Krifka, Manfred: Nominalreferenz, Zeitkonstitution, Aspekt, Aktionsart: Eine semantische Erklärung ihrer Interaktion. In: Werner Abraham / Theo Janssen (Hrsg.): *Tempus – Aspekt – Modus. Die lexikalischen und grammatischen Formen in den germanischen Sprachen*. Tübingen 1989.
- Leiss, Elisabeth: *Artikel und Aspekt*. Berlin / New York 2000.
- Reimann, Ariane: *Die Verlaufsform im Deutschen. Entwickelt das deutsche eine Aspektkorrelation?* Diss. Univ. Bamberg 1998.
- Rödel, Michael: Die Entwicklung der Verlaufsform im Deutschen. In: *Muttersprache* 2, 2003, 97–107.
- Rödel, Michael: Grammatikalisierung und die Folgen: Der Infinitiv in der deutschen Verlaufsform. In: *Muttersprache* 2, 2004a, 138–151.
- Rödel, Michael: Verbale Funktion und verbales Aussehen – die deutsche Verlaufsform und ihre Bestandteile. In: *Muttersprache* 3, 2004b, 220–233.
- Sandberg, Bengt: Die neutrale –(e)n-Ableitung der deutschen Gegenwartsprache. Zu dem Aspekt der Lexikalisierung bei Verbalsubstantiven. Göteborg 1976.
- Schulz, Dora / Griesbach, Heinz: *Grammatik der deutschen Sprache*. München 1990.
- Stobitzer, Heinrich: *Aspekt und Aktionsart im Vergleich des Französischen mit dem Deutschen, Englischen und Italienischen*. (Dissertation) Tübingen 1968.
- Thieroff, Rolf : *Das finite Verb im Deutschen*. Tübingen 1992.
- Thomson, A. J. / Martinet, A. V.: *A Practical English Grammar*. Oxford u. a. 1986.
- Vendler, Zeno: Verbs and Times. In: *Linguistics in Philosophy*. Ithaca / New York 1967, 97–121.

- Vlach, Frank: The semantics of the progressive, in: Tedeschi, Philip / Zaenen, Annie (Hrsg.): Syntax and semantics. Vol. 14, Tense and aspect. New York u. a. 1981, 271–292.
- Zifonun, Gisela / Hoffmann, Ludger / Strecker, Bruno: Grammatik der deutschen Sprache. Bd. 3. Berlin, New York 1997.

Epistemische Modalität im Deutschen und Ungarischen

0. Einleitendes

In diesem Beitrag werden die Ergebnisse der Untersuchung der epistemischen Modalität in einem bescheidenen Korpus zusammengefasst. Das Korpus besteht aus zwei deutschen Texten, „Die Verwandlung“ von Kafka und „Über die Psychologie des Unbewußten“ von Jung und ihrer ungarischen Übersetzung. Ziel der Analyse war, die epistemischen Ausdrucksmittel im Deutschen und Ungarischen zu erfassen und Faktoren herauszuarbeiten, die die Abgrenzung der epistemischen Lesart bei Modalverben und die Wahl zwischen den verschiedenen Ausdrucksmitteln in den beiden Sprachen beeinflussen.

Es ist kaum möglich, eine einheitliche Definition für die semantische Domäne Modalität zu liefern.¹ Es werden in der Fachliteratur zahlreiche Arten der Modalität² von einander unterschieden, jedoch wird in allen Systematisierungen die hier interessierende epistemische Modalität als eine Art angegeben. Sie wird von Nuyts (2001: 21f.) definiert als „an estimation of the likelihood that (some aspect of) a certain state of affairs is/has been/will be true (or false) in the context of the possible world under consideration“.

Die Semantik und Syntax der grammatischen Ausdrucksmittel der Modalität ist schon mehrfach untersucht worden: Die englischen Modalverben z.B. von Coates (1983) und Goossens (1996), die deutschen von Radden (1999) und Diewald (1999), das ungarische Potentialitätssuffix *-hat/-het* von Kiefer (1981, 1985). Eine kognitiv-pragmatische Untersuchung eines exemplarischen Vertreters der verschiedenen Ausdrucksmittel der epistemischen Modalität (Modalverb, modales Adjektiv und Adverb, *mental state predicate*) liegt in Nuyts (2001) vor.

In meiner Untersuchung möchte ich die zwei Herangehensweisen vereinen: Im Sinne von Nuyts (2001) verschiedene Klassen von epistemischen Ausdrücken analysieren, mich aber nicht auf jeweils ein Element dieser Klassen beschränken.

Bei der Analyse müssen folgende Fragen beachtet werden:

¹ Van der Auwera/Plungian (1998: 80) definieren Modalität als „semantic domains that involve possibility and necessity as paradigmatic variants“.

² Etwa deontisch, dynamisch, epistemisch (Nuyts 2001: 25); participant-internal, participant-external, deontic und epistemic (Van der Auwera/Plungian 1998: 89f.); agent-oriented, speaker-oriented, epistemic und subordinating (Bybee/Perkins/Pagliuca 1994: 177ff.); deiktisch und nicht-deiktisch (darunter deontisch, volitiv und dispositionell) (Diewald 1999).

– Wie ist die epistemische Modalität von den anderen Modalitätsarten abzugrenzen? Seit Lyons (1977: 797ff.) wird ein Unterschied zwischen objektiv und subjektiv epistemischer Modalität angenommen, d.h. zwischen Behauptungen, dass ein Sachverhalt auf Grund von logischen Schlussfolgerungen möglicherweise oder notwendigerweise wahr ist, und Einschätzungen des Sprechers bezüglich der Faktizität eines Sachverhaltes. Im ersteren Fall ist die modale Bewertung also selbst Teil der Proposition, d.h. sie kann erfragt, negiert, unter faktive Prädikate eingebettet werden und in der Protasis eines Konditionalsatzes auftreten (s. Kiefer 1985: 137f.; Diewald 1999: 82). Im letzteren Fall wird die Subjektivität, d.h. die Sprecherbezogenheit der Faktizitätsbewertung betont, im Gegensatz zu sprecherunabhängigen, auf Grund von bestimmten Umständen oder Evidenzen vollzogenen Schlussfolgerungen.

So rechnet Diewald (1999: 86f.) die objektiv epistemische Modalität zur nicht-deiktischen Modalität mit weitem Skopus und auch Coates (1995: 55) weist darauf hin, dass nicht nur Erlaubnis und Pflicht, sondern auch z.T. Möglichkeit und Notwendigkeit in den Bereich der *root/agent-oriented/deontic* Modalität gehören, d.h. der Ausdruck von Möglichkeit und Notwendigkeit einerseits und weiter, d.h. propositionaler Skopus andererseits mit der epistemischen Modalität nicht eins zu eins korrelieren.

– Wie ist der Zusammenhang zwischen epistemischer Modalität und Evidentialität aufzufassen? Willett (1988) nennt *reported* und *inferring evidence* als die zwei Arten der indirekten Evidentialität. Unter den Modalwörtern gibt es solche, die eine evidentielle/inferentielle Bedeutung zu haben scheinen, etwa *offenbar*, *offenkundig* und *notwendigerweise*. Ferner wird das Modalverb *müssen* sehr oft inferentiell verwendet, während mit *sollen* auf eine Quelle referiert wird, die weder mit dem Sprecher noch mit dem Hörer identisch ist, d.h. es hat eine quotative Bedeutung.

Gehört also Evidentialität, sowohl die inferentielle wie auch die quotative, in den Bereich der epistemischen Modalität, wie z.B. von Palmer (1986: 51) angenommen? Oder müssen sie vielmehr als zwei, zwar eng verwandte, jedoch distinkte Domänen betrachtet werden, wie bei Nuyts (2001: 27), der *(inter)subjectivity* als einen der funktionalen Faktoren in seiner Analyse heranzieht? Van der Auwera/Plungian (1998: 85f.) betrachten die inferentielle Evidentialität als einen Überlappungsbereich zwischen Evidentialität und Modalität, rechnen sie also zur epistemischen Modalität – im Gegensatz zur quotativen Evidentialität, die nur bedingt zugleich eine epistemische Einschätzung darstellt (Van der Auwera/Plungian 1998: 108).

1. Überblick der Ergebnisse

In der Analyse wurden zunächst alle modalen Belege erfasst, insgesamt sind es 1013 an der Zahl. Bei der Auswertung des Korpus wurde, soweit wie möglich, zwischen subjektiv epistemischen, objektiv epistemischen („allgemeine Möglichkeit oder Notwendigkeit“) und evidentiellen (inferentiellen und quotativen) Belegen unterschieden. Da die zwei Belege für quotatives *sollen* keine epistemische Bedeutung haben, sondern rein quotativ sind, werden diese nicht weiter behandelt. Sinnvoll erscheint es jedoch, die inferentiellen Belege in die Analyse mit einzubeziehen. Die meisten, mehr als die Hälfte der Belege sind deontisch, und die objektiv epistemischen machen ein Viertel aller Belege aus. Die epistemischen und die inferentiellen Belege stellen insgesamt ungefähr 17% aller modalen Belege dar (vgl. Tab. 1):

Tab. 1: Überblick über die Verteilung
der Modalitätsarten im deutschen Gesamtkorpus

Modalität		Belegzahlen	Prozentanteil
deontisch		575	56,76%
objektiv epistemisch		266	26,26%
evidentiell	inferentiell	48	4,74%
	quotativ	2	0,19%
epistemisch		122	12,04%
insgesamt		1013	100%

Für die Markierung der epistemischen Modalität stehen in beiden Sprachen verschiedene Mittel zur Verfügung. Im Deutschen sind dies die modalen Adverbien und Adjektive, die Modalverben im epistemischen und inferentiellen Gebrauch, das Modalitätsverb *scheinen*, das Verb *glauben* in der 1. Person Singular Präsens, sowie die Modalpartikel *wohl*. Wenn wir uns Tabelle 2 über die Verteilung dieser Mittel anschauen, so sehen wir, dass in diesem Korpus die modalen Adverbien und Adjektive bedeutend öfter verwendet werden als die Modalverben. Das Modalitätsverb *scheinen* und die Partikel *wohl* sind ungefähr gleich vertreten, während *glauben* nur in einigen Fällen auftritt:

Tab.2: Die Verteilung der epistemischen und inferentiellen Ausdrucksmittel
im deutschen Gesamtkorpus

Ausdrucksmittel	Belegzahlen	Prozentanteil
Modales Adverb und Adjektiv	77–3* = 74	43,53%
Modalverb	57	33,53%
scheinen	19	11,18%
Modalpartikel wohl	17	10,00%
glauben	3	1,76%
insgesamt	173–3* = 170	100%

(* Bei drei Belegen liegt zweifache modale Markierung vor: 1mal *werden* + *gewiss*, 1mal *müssen* + *sicher*, 1mal *müssen* + *offenbar*)

Im Gegensatz zum Deutschen verfügt das Ungarische über keine ausgeprägte Klasse von Modalverben: *kell* ‚muss, soll‘, *lehet* ‚kann sein‘ und *szabad* ‚darf‘³ verlangen einen (mit Personalendungen versehenen) Infinitiv, *akar* ‚will‘ wird selbst konjugiert und steht mit einem nicht-konjugierten Infinitiv:

- (1) *Mennem kell.*
gehen-Inf.1Sg. muss
‚Ich muss/soll gehen.‘
- (2) *Az óramutatót nem lehet visszafelé forgatnunk.*
best.Art. Uhrzeiger-Akk. nicht kann zurück drehen-Inf.1Pl.
‚Den Uhrzeiger können wir nicht zurückdrehen./Der Uhrzeiger lässt sich nicht zurückdrehen.‘
- (3) *Nem szabad kimenned.*
nicht darf hinausgehen-Inf.2Sg.
‚Du darfst nicht hinausgehen.‘
- (4) *Meg akarom nézni a darabot.*
Präverb wollen-1Sg. sehen-Inf. best.Art. Stück-Akk.
‚Ich will mir das Stück anschauen.‘

Von den vier können aber nur *kell* ‚muss, soll‘ und *lehet* ‚kann sein‘ auch epistemisch bzw. inferentiell verwendet werden, die anderen nur deontisch bzw. volitiv. Im Ungarischen gibt es darüber hinaus das Potentialitätssuffix *-hat/-het*, das ganz verschiedene Arten von Möglichkeit (u.a. deontisch, objektiv epistemisch, subjektiv epistemisch) ausdrückt.⁴ Das eben erwähnte *lehet* ‚kann sein‘ ist eigentlich die mit diesem Suffix versehene Form des Verbs *lenni* ‚sein‘. Über diese grammatischen Mittel hinaus stehen im Ungarischen natürlich auch Modalwörter wie *esetleg* ‚vielleicht‘, *nyilván* ‚offenbar‘, modale Adjektive wie *bizonyos* ‚sicher‘, Modaladverbien wie *kétségtelenül* ‚zweifelloso‘, *valószínűleg* ‚wahrscheinlich‘ und sog. modifizierende Satzteile wie *úgy látszik* ‚es scheint‘, *úgy vélem* ‚ich denke‘, *azt hiszem* ‚ich glaube‘ zur Verfügung.⁵

³ Dies wird von Keszler (Hrsg.) (2000: 257) als Adjektiv eingestuft, s. aber Kálmán C. et al (1989). Dagegen wären die angeführten Elemente nach Kiefer (Hrsg.) (2000) eigentlich nicht zu den Hilfsverben zu rechnen.

⁴ S. Kiefer (1985) und (1981), der darauf hinweist, dass das Ungarische über kein entsprechendes Suffix für Notwendigkeit verfügt (Kiefer 1981: 161). Dass es im Ungarischen ein Suffix für epistemische Modalität gibt, ist eine Bestätigung des Befundes von Bybee (1985: 180), nach dem „there are no languages in the sample [of 50] that have more than one inflectional epistemic mood“.

⁵ Vgl. Kiefer (1986), Keszler (Hrsg.) (2000: 106 und 298ff.).

Zunächst sollen die deutschen Belegtypen ohne Referenz auf die ungarische Übersetzung präsentiert und anschließend die ungarischen Äquivalente kurz behandelt werden.

2. Analyse

2.1. Die Modalverben

Unter den deutschen Modalverben finden wir auch mehr und weniger grammatisierte Verben. So ist volitives *wollen* relativ vollverbnaht und kommt öfters als Vollverb mit einer Akkusativergänzung vor. In der quotativen Verwendung ist es äußerst selten, in diesem Korpus gar nicht belegt. Tabelle 3 fasst die Verteilung der verschiedenen Gebrauchsweisen der Modalverben im Gesamtkorpus zusammen:

Tab. 3: Überblick über die Verwendung der Modalverben im deutschen Gesamtkorpus

Modalverb	Verwendung	Belegzahl	Prozent- anteil
<i>können</i>		344	43,99%
	deontisch	134	38,95%
	deontisch—objektiv epistemisch	45	13,08%
	objektiv epistemisch	162	47,09%
	epistemisch	3	0,87%
<i>müssen</i>		180	23,02%
	deontisch	151	83,88%
	objektiv epistemisch	7	3,88%
	inferentiell	15	8,33%
	epistemisch	7	3,88%
<i>wollen</i>		110	14,07%
	volitiv	110	100%
<i>sollen</i>		79	10,10%
	deontisch	61	77,21%
	objektiv epistemisch	15	18,99%
	quotativ	2	2,53%
	epistemisch	1	1,26%
<i>dürfen</i>		39	4,99%
	deontisch	31	79,49%
	epistemisch (<i>dürfte</i>)	8	20,51%
<i>mögen</i>		30	3,84%
	volitiv (<i>möchte</i>)	22	73,33%
	imperativisch (<i>möge</i>)	2	6,66%
	epistemisch	6	20%
<i>insgesamt</i>		782	100%

Bei allen Modalverben überwiegt bei weitem die nicht-epistemische Verwendung. Am häufigsten ist *können* belegt, fast zweimal so oft wie das zweithäufigste *müssen*. Da *wollen*, wie gesagt, nur in der volitiven Bedeutung vorkommt und die zwei quotativen *sollen*-Belege epistemisch nicht modalisiert sind,⁶ bleiben *können*, *müssen*, *dürfen* und *mögen* für die weitere Analyse übrig.

2.1.1. Können

Neben der deontischen/dispositionellen Bedeutung „Fähigkeit“ (134 Belege) ist die objektiv epistemische Bedeutung „allgemeine Möglichkeit“ sehr wichtig (162 Belege). Eine größere Anzahl von Belegen (45 Fälle) stellen einen Übergangsbereich zwischen den beiden Bedeutungen dar.⁷ Subjektiv epistemische Belege gibt es demgegenüber insgesamt nur drei.⁸

Diese haben ein expletives (2mal) oder ein abstraktes (1mal) Subjekt, das Vollverb ist jeweils stativ. Das Modalverb selbst steht einmal, nicht negiert, im Konj. II, während es in den anderen zwei Belegen, einmal indikativisch, einmal im Konj. I, negiert ist. Dies steht im Einklang mit dem Befund von Diwald (1999: 220ff. bzw. 418), die entweder die Negierung oder den Konj. II als Bedingungen für die epistemische Lesart bei *können* nennt. Die Konj. II-Form ist dabei nicht mehr kompositionell zu analysieren, d.h. sie verfügt nicht über die eigentliche Bedeutung des Konj. II, sondern *könnte* drückt eine schwächere epistemische Einschätzung aus.⁹

(5) Die Angst vor der neuen Bindung ist leicht verständlich, einmal als Angst vor der Mutterähnlichkeit – es könnte heißen, man sei durch die Auflösung des homosexuellen Verhältnisses nun vollends zurück zur Mutter zurückgeraten –, sodann als Angst vor dem Neuen und Unbekannten des erwachsenen heterosexuellen Zustandes (J 115)¹⁰

⁶ Mortelmans (2000a: 137) hält auch fest, dass die epistemische Bedeutung bei quotativem *sollen* nicht als dominant betrachtet werden kann, sondern – wenn vorhanden – „a by-product of the original quotative qualification“ sei.

⁷ Diwald (1999: 154f. und 418) weist auch darauf hin, dass gerade bei *können* die Grenzen zwischen Lesarten mit engem bzw. weitem Skopus in der nicht-deiktischen Verwendung, sowie zwischen der nicht-deiktischen Verwendung mit weitem Skopus und der deiktischen äußerst fließend sind.

⁸ Vgl. Diwald (1999: 418): „*Können* ist daher ein vielseitiges und höchstfrequentes Modalverb, jedoch gerade wegen seiner Vielseitigkeit und Unterdeterminiertheit kein prototypischer deiktischer Faktizitätsmarker“.

⁹ S. auch Mortelmans (2000b: 212).

¹⁰ Bei den angegebenen Belegen steht J für Jung bzw. K für Kafka, sowie die Seitenzahl auf Grund der in der Bibliographie angeführten Ausgabe des Werkes in Klammern.

2.1.2. *Müssen*

Es gibt verhältnismäßig wenige nicht-deontische Belege. Insgesamt sind hier 22 Belege relevant, von denen 15 als inferentiell eingestuft wurden, da einerseits die als Grundlage der Inferenz dienende Evidenz im Kontext explizit angeführt ist, andererseits keine Überzeugung des eher im Hintergrund bleibenden Sprechers zum Ausdruck kommt.

In fast jedem zweiten Beleg (10mal) steht ein abstraktes Subjekt, 7mal referiert das Subjekt auf eine Person, 3mal ist es expletiv und einmal bezeichnet es eine unbelebte Entität. Das Vollverb ist in 13 Fällen stativ, 6mal dynamisch (davon 2mal terminativ), 2mal steht der Infinitiv II. Das Modalverb ist nie negiert. In 13 Fällen steht es im Indikativ, öfters im Präteritum, wenn es um die erlebte Rede geht (vgl. Mortelmans 2000b: 203). Von den restlichen 9 Belegen sind 2 Konj. I-Formen. Die 7 Konj. II-Belege sind alle tatsächliche Konjunktivformen¹¹ – im Gegensatz zu *könnte*, geht es also nicht um eine abgeschwächte Faktizitätsbewertung, sondern um Folgen bzw. Schlussfolgerungen, die gelten würden, wenn die im Kontext genannte Voraussetzung erfüllt wäre, die ja eben nicht erfüllt ist. In diesem Sinne ist *müsste* stark inferentiell und drückt nicht unbedingt eine sprecherbasierte epistemische Bewertung aus,¹² z.B.:

(6) Selbst die schönsten Pferde und die schnellsten Automobile und die amüsantesten „parties“ sind unter Umständen kein Lockmittel für die Energie, obschon es gewiß sehr vernünftig wäre zu denken, daß ein Mensch, der sein ganzes Leben ernster Arbeit gewidmet hat, gewissermaßen ein natürliches Anrecht auf Lebensgenuß habe. Ja, wenn es menschlich vernünftig zugehe im Schicksal, dann müßte es wohl so sein: erst Arbeit, dann wohlverdiente Ruhe. Aber es geht eben irrational zu (J 59)

2.1.3. *Dürfen*

Bei diesem Modalverb steht nur die Konj. II-Form für die epistemische Bedeutung zur Verfügung. *Dürfte* ist also als epistemisches Modalverb höchst grammatikalisiert und selbstverständlich nicht mehr kompositionell zu deuten.

Von den 8 Belegen haben 4 ein abstraktes, und je 2 ein expletives bzw. unbelebtes Subjekt. Die Vollverben sind stativ, einmal steht *dürfte* mit der objektiv epistemischen Konstruktion *sein zu* + Inf. Im Gegensatz zu *könnte* drückt aber dieses Modalverb keinen abgeschwächten Sicherheitsgrad, sondern ganz im Gegenteil, eine ziemlich große Wahrscheinlichkeit aus – vgl. folgenden Beleg, wo es aus dem Kontext hervorgeht, dass die Vermutung tatsächlich bestätigt wurde:

¹¹ Dieselben Unterschiede zwischen epistemischem *können* und *müssen* gelten für das von Diewald analysierte Korpus, vgl. Diewald (1999: 218ff.).

¹² S. auch Mortelmans (2000b: 212).

(7) Doch warum ist das Tier gerade ein Krebs? Die Patientin assoziiert dazu die Krebskrankheit, an der Frau X. gestorben ist, und zwar nahezu im selben Alter, in dem die Patientin selber steht. Es dürfte sich also um eine andeutungsweise Identifikation mit Frau X. handeln. (J 94)

Des Weiteren kommt *dürfte* hauptsächlich in argumentativen Texten vor, was durch die Verteilung der Belege bestätigt wird: Von den 8 Belegen kommen 7 in der Abhandlung von Jung vor. Darüber hinaus ist *dürfte* in dem Sinne anaphorisch, als es in Sätzen vorkommt, mit denen das soweit Gesagte zusammengefasst oder abgeschlossen wird (in zwei Belegen wird dies durch „also“ ausgedrückt und in drei weiteren steht „dieses Interesse“, „diese Andeutungen“ bzw. „aus dem Gesagten“).¹³

2.1.4. Mögen

Im Gegensatz zu *dürfte* kommen hier die Konj. II-Formen nicht in Frage. Indikativisches *mögen* ist 6mal belegt, 2mal in einem Deklarativsatz und 4mal in einem Nebensatz, von diesen steht eins im Präteritum (erlebte Rede). In den Hauptsatzbelegen gibt es jeweils ein abstraktes Subjekt und ein statives Hauptverb, während in den Nebensatzbelegen das Subjekt 2mal belebt ist und 2mal abstrakt (davon 1mal steht jedoch „ein <<aufgeklärtes>> Bewußtsein“ metonymisch für eine Person) und das Vollverb 3mal dynamisch und einmal eine Infinitiv II-Form ist.

Diese Unterschiede habe ich erwähnt, weil die Semantik des Modalverbs im Hauptsatz anscheinend nicht ganz mit der im Nebensatz übereinstimmt. In den beiden Hauptsätzen ist nämlich über die epistemische Bedeutung hinaus zugleich eine konzessive vorhanden: Es wird die Möglichkeit zugegeben, dass etwas der Fall sein könnte (v.a., so scheint es mir, dass der Gesprächspartner/der Leser zu dem Gesagten so und so Stellung nehmen könnte), zugleich aber wird dies als für den jetzigen Gedankengang nicht ganz zutreffend bzw. relevant eingestuft und es werden weitere Gesichtspunkte oder Argumente in die Diskussion eingebracht (in beiden Fällen steht ein „aber“ im weiteren Verlauf des Textes), z.B.:

(8) Manches stößt auch etwa an Vorurteile oder mag willkürlich erscheinen; ~~aber~~ man möge berücksichtigen, daß der Zweck einer solchen Schrift höchstens sein kann, daß sie einen ungefähren Begriff ihres Stoffes gibt (J 16)

Dies ist wohl zugleich der Anlass für die Beobachtung von Leiss (2000: 71f.), dass *mögen* das Korrelat für die 2. Person Singular im epistemischen Bedeutungsfeld sei (im Sinne von „Du behauptest es, aber es ist nicht sicher, dass ...“).

¹³ Vgl. auch Diewald (1999: 232ff.).

Dieses Modalverb verfügt also auch über eine textphorische Funktion, es ist kataphorisch.¹⁴

Bei den 4 Belegen im Nebensatz entfaltet sich diese konzessive Semantik jedoch nicht, was damit zusammenhängen dürfte, dass sie Hintergrundinformationen enthalten und nicht unmittelbar Teile der Argumentation sind, z.B.:

(9) ich hielt mich also an die Physik und hing dem Gegenstand mit solcher Vorliebe nach, daß ich, worüber mich mancher auslachen mag, wenig nach dem fernen Weltteil fragte, sondern ... (J 75)

Ob sich dieser Befund verallgemeinern lässt, muss noch an einem größer angelegten Korpus überprüft werden.

2.1.5. *Sollen*

Hier sei kurz ein Beleg erwähnt, der eine Vermutung des Sprechers ausdrückt, was höchstwahrscheinlich durch den Satzmodus und die Konstruktion selbst bedingt ist:

(10) Wohl nach schon viertelstündiger Arbeit sagte die Mutter, man solle die Kasten doch lieber hier lassen, denn erstens sei er zu schwer, sie würden vor Ankunft des Vaters nicht fertig werden ... zweitens aber sei es doch gar nicht sicher, daß Gregor mit der Entfernung der Möbel ein Gefallen geschehe; ihr bedrücke der Anblick der leeren Wand geradezu das Herz; und warum solle nicht auch Gregor diese Empfindung haben, daß er doch an die Zimmermöbel längst gewöhnt sei und sich deshalb im leeren Zimmer verlassen fühlen werde. (K 156–8)

Es handelt sich also um die Wiedergabe einer *warum*-Frage mit negiertem, indikativischem *sollen*. Die Entstehung der epistemischen Bedeutung kann ich mir folgenderweise erklären: Indem eine rhetorische Frage nach den Gründen eines Sachverhalts formuliert wird, und zwar negiert, wird eine positive Antwort impliziert, dass nämlich Gregor jeden Grund haben würde, sich im leeren Zimmer verlassen zu fühlen, d.h. dass er sich höchstwahrscheinlich verlassen fühlen würde.¹⁵

¹⁴ S. auch Diwald (1999: 236ff.).

¹⁵ Über *sollen* in verschiedenen Fragen s. Mortelmans (2002). Die von ihr angeführten zwei Belege für *warum*-Fragen mit indikativischem *sollen* enthalten jeweils ein Agensverb (*tun* bzw. *kaufen*), so dass die deontische Bedeutung des Modalverbs stärker mitschwingt, was auch die angegebene Übersetzung für „Warum soll man es nicht tun?“, nämlich „Why shouldn’t one do that?“ widerspiegelt (Mortelmans 2002: 412). In dem Kafka-Beleg ergibt sich m.E. die epistemische Bedeutung eindeutiger als in ihren Belegen, weil das Vollverb kein Agensverb ist, wodurch die Verpflichtungsbedeutung des Modalverbs blockiert wird.

2.1.6. Werden

Werden ist 15mal als epistemisches Modalverb belegt. In 9 Belegen ist das Subjekt belebt, 4mal abstrakt, 1mal unbelebt, 1mal expletiv. In 2 Fällen ist das Vollverb ein Infinitiv II, 7mal ist es dynamisch, 6mal stativ. In 12 von den 13 Belegen bei Jung geht es sozusagen um die Herstellung bzw. Aufrechterhaltung des Dialogs mit dem Leser – diese Belege fügen sich also in den argumentativen Aufbau des Textes, sind sogar selbst textstrukturstiftend, z.B.:

(11) Doch, wird man erstaunt fragen, wozu soll denn die Neurose gut sein? Was soll sie bewirken? Wer selber einen ausgesprochenen Fall von Neurose in der näheren Umgebung hat, der weiß, was mit einer Neurose alles <<bewirkt>> werden kann. Es gibt überhaupt kein besseres Mittel, um ein ganzes Haus zu tyrannisieren, als eine Neurose. (J 47)

Das Vorliegen der modalen im Gegensatz zur temporalen Funktion von *werden* wäre an isolierten Sätzen oft nicht eindeutig feststellbar. Im Kontext finden sich aber oft Disambiguierungssignale: 2mal die Infinitiv II-Form des Vollverbs, sowie 4mal die Modalpartikel *wohl* und 1mal *gewiss*. Natürlich spielt aber der weitere Kontext dabei überhaupt eine Rolle.

2.2. Glauben

Von *mental state predicates* (Nuyts 2001) ist nur die 1. Person Singular Präsens Indikativ geeignet, die aktuellen Annahmen des Sprechers auszudrücken. *Ich glaube* ist im Korpus 3mal belegt, jeweils in einem Matrixsatz, also nicht parenthetisch in den Satz eingeschoben, jedoch ohne die unterordnende Konjunktion *dass*, z.B.:

(12) Ich glaube, es wäre das beste, wir suchen das Zimmer genau in dem Zustand zu erhalten, in dem es früher war, damit Gregor, wenn er wieder zu uns zurückkommt, alles unverändert findet und umso leichter die Zwischenzeit vergessen kann. (K 158)

2.3. Scheinen

In 19 Belegen¹⁶ kommt *scheinen* vor, 14mal mit *zu* + Inf. (davon 4mal mit *sein*), 2mal mit *als* (*ob*), 1mal mit einem Nebensatz mit Konj. I und 2mal mit einem

¹⁶ Fünf Belege habe ich aus der Analyse ausgeklammert, denn bei allen handelte es sich darum, dass etwas so aussieht, als ob, dass es aber eben nicht so ist. Genauso waren die 3 Belege mit *anscheinend*. In der gesprochenen Sprache wäre dies vielleicht an der Satzbetonung zu merken – in diesen Fällen wäre das Verb oder das Adverb mit einem Kontrastakzent versehen.

nominalen Prädikativ ohne das verbale Teil *zu sein*. Eine Dativergänzung ist 4mal belegt, 3mal *mir* und 1mal *ihm* (erlebte Rede).

Die eigentlich evidentielle Bedeutung des Verbs ist wohl der Grund dafür, dass viele der Belege (12 von 19) eindeutig inferentiell sind: Der Sprecher beobachtet seine Umgebung und kommt auf bestimmte Schlussfolgerungen, z.B.:

(13) Der Vater schien es für nötiger zu halten, statt Georg zu vertreiben, vorerst die Zimmerherren zu beruhigen, trotzdem diese gar nicht aufgeregt waren und Gregor sie mehr als das Violinspiel zu unterhalten schien. (K 198)

Weniger inferentiell und ausgeprägter epistemisch sind natürlich die Belege mit *mir*, z.B.:

(14) Man könnte vielleicht auch sagen, daß die im Mutterkomplex begründete Inzestangst sich auf die Frauen überhaupt erstreckte; aber mir scheint, ein unreifer Mann habe ganz recht, Angst vor den Frauen zu haben, denn seine Beziehungen zu Frauen gehen in der Regel schief. (J 113)

2.4. Modale Adjektive und Adverbien

Als grundlegende Unterschiede zwischen modalen Adjektiven und Adverbien gelten folgende Eigenschaften:¹⁷ Modale Adverbien haben keine negativen Formen, *unwahrscheinlich* ist also immer ein Adjektiv, es gibt auch keine semantisch negativen modalen Adverbien und sie können nicht in Fragen oder in der Protasis eines Konditionalsatzes auftreten.

Im Gegensatz dazu gibt es negative Adjektive, modale Adjektive können negiert werden, in Fragen und in der Protasis von Konditionalsätzen stehen. Infolge der Struktur des Matrixsatzes, in dem sie mit einem expletiven Subjekt und dem Kopulaverb vorkommen, wird die modale Bewertung selbst propositionalisiert und behauptet, sie wird fokussiert.

Da jedoch die epistemische Qualifikation selbst im Normalfall nicht betont ist, werden hauptsächlich Adverbien verwendet. Wie aus den Tabellen 4 und 5 hervorgeht, gibt es insgesamt 74 Belege mit einem epistemischen oder inferentiellen Adverb, und nur 3 Belege mit einem epistemischen Adjektiv:

¹⁷ Vgl. Nuyts (2001: 55ff.), Kiefer (1985: 143ff.) und Kiefer (1986: 28f.).

Tab. 4: Überblick der epistemischen Adverbien und Adjektive

Ausdrucksmittel		Belegzahlen
Adverbien		64
vielleicht		36
	Anfangsstellung im Hauptsatz	12
gewiß		14
	Anfangsstellung im Hauptsatz	6
wahrscheinlich		6
	Anfangsstellung im Hauptsatz	1
möglicherweise		2
sicher		1
wahrscheinlicherweise		1
höchstwahrscheinlich	Anfangsstellung im Hauptsatz	1
bestimmt	Anfangsstellung im Hauptsatz	1
todsicher		1
sicherlich	Anfangsstellung im Hauptsatz	1
Adjektive (in einem Matrixsatz „Es ist ...“)		3
sicher	negiert	1
wahrscheinlich	fokussiert [<i>sehr</i>]	1
unwahrscheinlich	fokussiert [<i>überaus</i>]	1

Tab. 5: Überblick der inferentiellen Adverbien

Ausdrucksmittel		Belegzahlen
offenbar		6
	Anfangsstellung im Hauptsatz	2
vermutlich	(vorsichtige Schlussfolgerung)	3
zweifellos		1

Modale Adjektive kommen in den Fällen vor, in denen die epistemische Bewertung fokussiert ist, entweder wegen Negierung (*es ist nicht sicher*) oder Graduierung (*es ist sehr wahrscheinlich; es ist überaus unwahrscheinlich*).

(15) Erstens und vor allen Dingen ist es überaus unwahrscheinlich, daß man soeben eine welterschütternde Wahrheit entdeckt hat: ~~den~~ solches passiert in der Weltgeschichte äußerst selten. (J 40–1)

Eine durch ein modales Adverb ausgedrückte Faktizitätseinschätzung kann aber, so scheint es mir, durch die Anfangsstellung dieses Elementes im Hauptsatz¹⁸ fokussiert werden,¹⁹ vgl.:

(16) Vielleicht saßen die Eltern mit dem Prokuristen beim Tisch und tuschelten, vielleicht lehnten alle an der Türe und horchten. (K 110)

Man könnte hier mit Recht einwenden, dass keine Belege mit *möglich* angeführt sind. In der Tat fanden sich 13 Belege mit diesem modalen Adjektiv, von denen 10 eindeutig fokussiert sind. Sie sind jedoch der – hier ausgeklammerten – objektiv epistemischen Modalität zugeordnet worden. Diese Entscheidung ist durch mehrere Faktoren bedingt: Erstens durch die schon erwähnte, vielleicht nicht dem Adjektiv eigene Bedeutung, sondern die aus der Konstruktion hervorgehende Modifizierung, dass nämlich die Bewertung selbst propositionalisiert wird; zweitens dadurch, dass *möglich*, im Gegensatz etwa zu *wahrscheinlich* oder *sicher* von der Bedeutung her keine Sprecherbezogenheit der Bewertung impliziert; drittens ging es aus dem Kontext jeweils klar hervor, dass es sich um die Behauptung einer objektiv gegebenen Möglichkeit handelt und nicht um eine Faktizitätseinschätzung des Sprechers, vgl.:

(17) Es ist ganz und gar nicht gesagt, daß er [der Arzt] unter allen Umständen dem natürlichen Gefälle der Libido des Patienten entspricht; ~~denn es ist leicht möglich~~, daß diesem ein bedeutend wichtigeres Projektionsobjekt vorschwebt. Die Anwesenheit der Projektion auf den Arzt kann unter Umständen die Behandlung sogar bedeutend erleichtern, weil dann die wirklichen persönlichen Werte klarer in den Vordergrund treten. (J 70)

2.5. Wohl

Im Korpus gibt es insgesamt 17 Belege mit *wohl*, in denen eine epistemische Modalisierung realisiert wird und dies ausschließlich durch die Partikel, da es keine anderen epistemischen Marker vorhanden sind. Von diesen Belegen wurden 8 zu den inferentiellen gerechnet, obwohl die Inferentialität durch den Kontext und nicht durch die Partikel selbst bedingt ist. Diese Partikel kann also, im Gegensatz etwa zu den modalen Adjektiven und Adverbien, in beiden Kontexten vorkommen.

¹⁸ Die Stellungsmöglichkeiten im Nebensatz sind viel begrenzter, in sehr vielen Fällen kommt eine andere Position für das Adverb gar nicht in Frage, daher wurde bei diesen Belegen auf die Reihenfolgeverhältnisse nicht geachtet.

¹⁹ Dafür spricht vielleicht auch der einzige Beleg mit dem Adverb *höchstwahrscheinlich*, in dem das Adverb in satzinitialer Position steht – seine Fokussierung ist ja wegen der Präfixbildung von vornherein zu erwarten.

Es handelt sich durchgehend um Deklarativsätze und die Partikel steht immer im Mittelfeld.²⁰ Eine modale Bedeutung kommt nur bei unbetontem *wohl* in Frage.²¹ Brauße (1992: 226f.) hält fest, dass sich die Bedeutung von unbetontem *wohl* in zwei Richtungen entwickelt habe: Zu einer konzessiven und zu einer hypothetischen. Diese kategoriale Unterscheidung²² kann aber auf Grund der Belege nicht ohne Weiteres angenommen werden, vgl. (13), in dem beide Bedeutungen zugleich vorhanden sind:

(18) Ein jugendlich Unerfahrener denkt *wohl*, man könne die Alten gehen lassen, mit denen sei sowieso nichts mehr los ... ~~Es ist aber ein großer Irrtum anzunehmen~~, daß der Sinn des Lebens mit der Jugend- und Ausdehnungsphase erschöpft (J 82)

Es erscheint mir auch fraglich, ob man bei unbetontem *wohl* von einer tatsächlich dem Lexem eigenen konzessiven Bedeutung reden kann.²³

²⁰ Der einzige Beleg mit (betontem) *wohl* im Vorfeld wurde ausgeklammert – es scheint keine modale Funktion zu haben:

Aber es hat sich kein priesterlicher Erzieher gefunden, der diesen Anfang weiterentwickelt hätte. Er blieb in den Händen der Mutter. Wohl aber hat sich die Sehnsucht nach dem führenden Mann im Knaben weiterentfaltet, in Form einer homosexuellen Neigung allerdings, welche mangelhafte Entwicklung vielleicht nicht zustande gekommen wäre, wenn ein Mann seine kindliche Phantasie weitergefördert hätte. (J 112)

²¹ Thurmair (1989: 140) räumt aber ein, dass es keine scharfe Grenze zwischen *wohl* mit einer propositionalen (d.h. durch „vermutlich“ paraphrasierbaren) bzw. illokutiven Bedeutung gezogen werden kann.

²² „Die Bedeutungsentwicklung von *wohl* zu ‚wahrscheinlich‘, dem Ausdruck der Ungewißheit, geht in eine andere Richtung als die Entwicklung zur konzessiven Bedeutung, denn in der konzessiven Bedeutung drückt *wohl* niemals Ungewißheit aus.“ Brauße 1992: 227)

²³ Dass hier Skepsis angebracht ist, wird von Brauße selbst bestätigt. Sie schreibt nämlich: „Andere Beispiele für die Erscheinung, daß ein folgender *aber*-Satz unbetontem *wohl* eine konzessive Bedeutung gibt, die es ohne einen solchen Abschluß nicht hätte, sind die folgenden Sätze. [...]“

(31) *Er hat die Prüfung wohl bestanden, aber nicht sehr gut.*“ (1992: 227)

Tatsächlich wird bei ihrem Beispiel die Faktizität des Bestanden-Habens der Prüfung vorausgesetzt, im Gegensatz zu der Vermutungsbedeutung, die sich ohne den *aber*-Satz ergeben würde. Ich habe jedoch den Eindruck, dass hier subtilere, prosodische Aspekte auch berücksichtigt werden sollten (Normalakzent vs. die für *contrastive topics* charakteristische Hutmakur am Partizip II), die mit der thematischen Struktur zu tun haben: „*hat bestanden*“ wäre ohne den *aber*-Satz rhematisch, im genannten konzessiven Beispiel ist es jedoch thematisch.

3. Epistemische Modalität im Ungarischen

Obwohl ein Parallelkorpus sicherlich nicht geeignet ist, ein Phänomen der Zielsprache zu erforschen, können auf Grund der Übersetzungsäquivalente bestimmte Beobachtungen formuliert werden.

Wie im Deutschen, so werden auch im Ungarischen lexikalische Ausdrucksmittel der epistemischen Modalität häufiger verwendet als die eher grammatischen. Für das Deutsche ist dies in der groß angelegten Untersuchung von Nuyts (2001) schon festgestellt worden. In Bezug auf das Ungarische stehen vergleichbare Untersuchungen noch aus.

Es war zu erwarten, dass die Äquivalenz bei den lexikalischen Ausdrucksmitteln, also bei modalen Adjektiven und Adverbien, ferner bei *scheinen* und *glauben* eindeutiger, wenn auch nicht ein-eindeutig vorliegen würde als bei den grammatischen, v.a. weil es im Ungarischen, gegenüber den fünf epistemischen Modalverben des Deutschen, nur zwei modale Hilfsverben gibt, die auch eine epistemische Verwendung haben, und weil das Ungarische über das Potentialitätssuffix *-hat/-het* verfügt, während im Deutschen keine epistemischen Suffixe vorhanden sind. Diese Hypothesen wurden tatsächlich bestätigt.

Der besseren Übersicht halber ist eine Tabelle in ungarisch-deutscher Relation vielleicht angebracht. In der ersten Spalte werden morphologisch möglichst getreu die deutschen Übersetzungen angegeben. Die Belege sind ihrer Häufigkeit nach sortiert, dabei werden die morphologisch zusammenhängenden Ausdrücke nur durch Punktlinien getrennt:

Tab. 6: Die ungarischen Übersetzungsäquivalente der deutschen epistemischen und inferentiellen Belege

Ungarisch	Belegzahlen	Originalausdruck (Belegzahl)
<i>talán</i> ‚vielleicht‘ (Adv.)	30	vielleicht (27); dürfte (1); werden (1); wohl (1)
<i>bizonyára</i> ‚gewiss, sicher‘ (Adv.)	12	gewiss (4); offenbar (2); wohl (2); sicherlich (1); sicher (1); werden (1); wahrscheinlich (1)
<i>bizonyos</i> ‚sicher‘ (Adj.)	1	gewiss (1)
<i>bizonyosra vehette</i> ‚für-sicher nehmen-konnte-er-es‘	1	gewiss (1)
<i>bizonyosan</i> ‚gewiss‘ (Adv.)	1	gewiss (1)
<i>minden bizonnyal</i> ‚mit aller Sicherheit‘	1	sicherlich (1)
<i>biztosan</i> ‚sicherlich‘ (Adv.)	4	gewiss (2); bestimmt (1); wohl (1)
<i>biztos</i> ‚sicher‘ (Adj.)	2	gewiss (1); sicher (1)

<i>halálos biztonsággal</i> ‚tödlich Sicherheit-mit‘	1	todsicher (1)
<i>-hat/-het</i> ‚pot.‘	15	werden (4); müssen (4); mag (2); wohl (2); dürfte (1); können (1), vielleicht (1); vermutlich (1)
<i>valószínűleg</i> ‚wahrscheinlich‘ (Adv.)	10	wahrscheinlich (5); vermutlich (2); dürfte (1); vielleicht (1); wahrscheinlicher Weise (1)
[<i>nagyon</i>] <i>valószínű</i> ‚[sehr] wahrscheinlich‘ (Adj.)	1	[sehr] wahrscheinlich (1)
[<i>igen</i>] <i>valószínűen</i> ‚[sehr] wahrscheinlich‘ (Adv.)	1	höchstwahrscheinlich (1)
[<i>nagyon</i>] <i>valószínűtlen</i> ‚[sehr] unwahrscheinlich‘ (Adj.)	1	[überaus] unwahrscheinlich (1)
<i>nyilván</i> ‚offenbar‘	10	offenbar (3); wohl (3); werden (2); gewiss (1); müssen (1)
<i>nyilvánvalóan</i> ‚offenbarer Weise‘	3	offenbar (1); zweifellos (1); müssen (1)
<i>úgy látszik</i> ‚so scheint-es‘	7	scheinen (6); wohl (1)
<i>látszik valaminek</i> ‚scheint-es etwas-als‘	3	vielleicht (2); scheinen (1)
<i>látszólag</i> ‚scheinbar‘	1	scheinen (1)
<i>kell</i> + Inf. ‚muss‘	9	müssen (8); dürfte (1)
<i>kell, hogy</i> ‚muss, dass‘	1	müssen (1)
<i>azt hiszem</i> ‚das glaube-ich‘	9	ich glaube (3); mir scheint (2); werden (2); dürfte (1); wohl (1)
<i>lehet</i> + N ‚sein-kann‘	4	dürfte (1); können (1); mag (1); werden (1)
<i>lehet, hogy</i> ‚sein-kann, dass‘	4	vielleicht (3); mag (1)
<i>mintha</i> ‚als ob‘	5	scheinen (5)
<i>esetleg</i> ‚fall-weise‘	2	möglicherweise (1); vielleicht (1)
<i>úgy vélem</i> ‚so denke-ich‘	1	mir scheint (1)

Die Verteilung der ungarischen Ausdrücke ist in Tabelle 7 zusammengefasst. In 35 Fällen gibt es in der ungarischen Übersetzung keine modale Markierung.

Tab. 7: Die Verteilung der Ausdrucksmittel
in den ungarischen Übersetzungsäquivalenten

Ausdrucksmittel	Belegzahlen	Prozenanteil
Modales Adjektiv und Adverb	80	58,82%
<i>kell, lehet</i>	18	13,24%
Potentialitätssuffix <i>-hat/-het</i>	15	11,03%
<i>úgy gondolom, úgy vélem</i>	10	7,35%
Modalitätsverb <i>látszik</i>	7	5,15%

<i>mintha</i>	5	3,68%
<i>látszólag</i>	1	0,73%
insgesamt	136	100%

Insgesamt sind auch im Ungarischen die modalen Adjektive und Adverbien am häufigsten. Es gibt im Ungarischen kein dem deutschen inferentiellen Adverb *vermutlich* analoges Adverb, ansonsten gibt es eindeutige Parallelen: Im Ungarischen gehen z.B. *nyilván* und *nyilvánvalóan* ‚offenbar‘ auf ein Adverb mit der Bedeutung ‚offen, öffentlich‘ zurück (E. Abaffy et al 1992: 818). Als modale Adverbien sind sie, wie ihre deutschen Entsprechungen *offenbar*, *offenkundig* oder *offensichtlich* evidentiell-inferentiell. Es ist vielleicht noch erwähnenswert, dass sich *talán* ‚vielleicht‘ aus der Konstruktion [*úgy*] *találom* ‚[so] finde ich es‘ entwickelt hat (E. Abaffy et al 1991: 505).

An zweiter Stelle stehen die zwei „Modalverben“ *kell* ‚muss, soll‘ und *lehet* ‚kann sein‘. Das Potentialitätssuffix ist der dritthäufigste epistemisch-inferentielle Marker im ungarischen Übersetzungskorpus.

Eingangs wurde erwähnt, dass die epistemisch-inferentiellen Hilfsverben des Ungarischen jeweils einen mit Personalendungen versehen Infinitiv verlangen, z.B.:

- (19) *Vajon a fārasztó betegāpolās*
 ob def.Art. ermüdend Krankenpflege
eredményezhet-e ilyesmit?
 ergeben-pot.-Interrogativpartikel so etwas-Akk
 Sollte die anstrengende Krankenpflege solches bewirken?
Akkor hasonló eseteknek
 dann ähnlich Fall-Plur-Dat
sokkal gyakrabban
 viel-Instr. oft-Komparativ-Adv.suff
kellene előfordulniuk (J 22)
 muss-Konditional vorkommen-3Plur
 Dann müsste ähnliches viel häufiger vorkommen (J 22)

Für *lehet* findet sich aber unter den epistemischen und inferentiellen Übersetzungen kein solcher Beleg. Diese Struktur ist jedoch unter den objektiv epistemischen Belegen vorhanden, was damit zusammenhängen dürfte, dass die Konstruktionen *Modalverb* + *Infinitiv Passiv* im Deutschen u.a. mit dieser Struktur ins Ungarische übersetzt werden können. Die genannte deutsche Konstruktion ist aber eben für die objektiv epistemische Modalität typisch. Auch diese Beobachtung muss anhand eines größeren Korpus von ungarischen Originaltexten überprüft werden.

Die in der Analyse angesprochenen spezifischen Eigenheiten der epistemischen Modalverben des Deutschen (der Ausdruck von Konzessivität bei *mögen*, die pho-

rische Funktion bei *mögen* und *dürfen*) können lediglich durch die ungarischen Äquivalente nicht ausgedrückt werden, im Ungarischen hat sich kein vergleichbares, differenziertes System von epistemischen Modalverben herausgebildet.

4. Zusammenfassung

Die Analyse der epistemischen und inferentiellen Domäne in zwei typologisch unterschiedlichen und genetisch nicht verwandten Sprachen hat viele Parallelen und gewisse Unterschiede im System der zur Verfügung stehenden Ausdrucksmittel in den beiden Sprachen aufgezeigt. Die Gemeinsamkeiten sind im Bereich der lexikalischen Mittel zu finden, während die Unterschiede für den Bereich der grammatischen Ausdrucksmittel charakteristisch sind. Darüber hinaus scheint die Wahl von bestimmten Konstruktionen in beiden Sprachen von denselben funktionalen Faktoren, wie z.B. von der thematischen Struktur oder der Fokussierung abhängig zu sein.

Textquellen

- Kafka, Franz: Die Verwandlung. Az átváltozás. Übersetzt von Miklós Györffy. Budapest 1990.
- Jung, Carl Gustav: Über die Psychologie des Unbewußten. In: Zwei Schriften über die analytische Psychologie. Hrsg. von Marianne Niehus-Jung et al. Düsseldorf 1995.
- Jung, Carl Gustav: Bevezetés a tudattalan pszichológiájába. Übersetzt von Péter Nagy. Budapest 2003.

Bibliographie

- Brauß, Ursula: "WOHL" – Lexikalische Variation von Adverbialen. In: Deutsche Sprache 20, 1992, 219–234.
- Bybee, Joan L.: Morphology. A Study of the Relation between Meaning and Form. Amsterdam/Philadelphia 1985 (Typological Studies in Language, 9).
- Bybee, Joan/Perkins, Revere/Pagliuca, William: The Evolution of Grammar. Tense, Aspect, and Modality in the Languages of the World. Chicago/London 1994.
- Coates, Jennifer: The semantics of the modal auxiliaries. London 1983 (Croom Helm linguistics series).
- Coates, Jennifer: The Expression of Root and Epistemic Possibility in English. In: Bybee, Joan L./Fleischman, Suzanne (Hrsg.): Modality in Grammar and Discourse. Amsterdam/Philadelphia 1995, 55–66 (Typological Studies in Language, 32).

- Diewald, Gabriele: Die Modalverben im Deutschen. Grammatikalisierung und Polyfunktionalität. Tübingen 1999 (Reihe Germanistische Linguistik, 208).
- E. Abaffy, Erzsébet/Benkő, Loránd/Imre, Samu/Rácz, Endre (Hrsg.): A magyar nyelv történeti nyelvtana. Budapest. 1991 (Bd. I)/1992 (Bd. II/1)/1995 (Bd. II/2).
- Goossens, Louis: English Modals and Functional Models: A Confrontation. Wilrijk 1996 (Antwerp Papers in Linguistics, 86).
- Kálmán C., György/Kálmán, László/Nádasdy, Ádám/Prószéky, Gábor: A magyar segédigék rendszere. In: Általános nyelvészeti tanulmányok XVII, 1989, 49–103.
- Keszler, Borbála (Hrsg.): Magyar grammatika. Budapest 2000.
- Kiefer, Ferenc: What is possible in Hungarian? In: Acta Linguistica Academiae Scientiarum Hungaricae 31, 1981, 147–185.
- Kiefer, Ferenc: A *-hat/-het* képző jelentéséhez. Az episztemikus *-hat/-het*. In: ÁNyT 16, 1985, 131–153.
- Kiefer, Ferenc: A modalitás fogalmáról. In: NyK 88, 1986, 3–37.
- Kiefer, Ferenc (Hrsg.): Strukturális magyar nyelvtan. 3. kötet. Morfológia. Budapest 2000.
- Leiss, Elisabeth: Verbalaspekt und die Herausbildung epistemischer Modalverben. In: Eichinger, Ludwig M./Leirbukt, Oddleif (Hrsg.): Aspekte der Verbalgrammatik. Hildesheim/Zürich 2000, 63–83 (Reihe Germanistische Linguistik, 154).
- Lyons, John: Semantics. Vol. II: Cambridge 1977.
- Mortelmans, Tanja (2000a): On the 'Evidential' Nature of the 'Epistemic' Use of the German Modals *müssen* and *sollen*. In: Van der Auwera, Johan/Dendale, Patrick (Hrsg.): Modal verbs in Germanic and Romance languages. Amsterdam/Philadelphia 2000, 131–148 (Belgian Journal of Linguistics, 14).
- Mortelmans, Tanja (2000b): Konjunktiv II and Epistemic Modals in German. A Division of Labour. In: Foolen, Ad/Van der Leek, Frederike (Hrsg.): Constructions in Cognitive Linguistics. Selected Papers from the Fifth International Cognitive Linguistics Conference. Amsterdam, 1997. Amsterdam/Philadelphia 2000, 191–215 (Current Issues in Linguistic Theory, 178).
- Mortelmans, Tanja: „*Wieso sollte ich dich küssen, du hässlicher Mensch!*“ A study of the German modals *sollen* and *müssen* as „grounding predications“ in interrogatives. In: Brisard, Frank (Hrsg.): Grounding. The Epistemic Footing of Deixis and Reference. Berlin/New York 2002, 391–432 (Cognitive Linguistics Research, 21).
- Nuyts, Jan: Epistemic modality, language, and conceptualization: a cognitive-pragmatic perspective. Amsterdam/Philadelphia 2001 (Human cognitive processing, 5).
- Palmer, F. R.: Mood and Modality. Cambridge 1986 (Cambridge textbooks in linguistics).

- Radden, Günter: Modalverben in der Kognitiven Linguistik. In: Redder, Angelika/Rehbein, Jochen (Hrsg.): Grammatik und mentale Prozesse. Tübingen 1999, 261–294.
- Thurmair, Maria: Modalpartikeln und ihre Kombinationen. Tübingen 1989 (Linguistische Arbeiten, 223).
- Van der Auwera, Johan /Plungian, Vladimir A.: Modality's semantic map. In: Linguistic Typology 2, 1998, 79–124.
- Willett, Thomas: A Cross-Linguistic Survey of the Grammaticization of Evidentiality. In: Studies in Language 12.1, 1988, 51–97.

Vorstudie zur Untersuchung von reziproken Strukturen valenter Substantive

1. Einleitung

Dieser Beitrag hat zum Ziel, einen Kernbereich meiner zukünftigen Untersuchung von reziproken Strukturen valenter Substantive aus deutscher Sicht darzustellen. Was ist unter Substantivvalenz, valenten Substantiven, Reziprozität und valenten Substantiven mit reziproken Strukturen zu verstehen? Mit diesen Grundfragen setzen wir uns zunächst theoretisch auseinander. Im Anschluss daran werden die sogenannten Rektionssubstantive mit reziproken Strukturen im *Deutsch-ungarischen Wörterbuch zur Substantivvalenz* (Bassola 2003) empirisch unter die Lupe genommen und im Hinblick auf ihre strukturellen Gemeinsamkeiten untersucht. Die hier gewonnenen Ergebnisse, die dann als Grundsteine einer später übergreifenden Analyse in diesem Bereich dienen werden, sollen den ungarischen Muttersprachlern beim Deutschlernen helfen. Als Vorbemerkung möchte ich darauf hinweisen, dass ich hier auf die schon viel diskutierten Fragen der Valenz, wie z.B. was unter Valenz heute überhaupt verstanden wird, oder welche Wortarten als Valenzträger betrachtet werden können, nicht eingehe. Dazu steht schon eine umfangreiche Valenzliteratur in den verschiedenen Lexika zur Verfügung (siehe auch Literatur unter Punkt 6). Ich gehe hier – wie in der Angewandten Linguistik und im Unterricht Deutsch als Fremdsprache (DaF) – davon aus, dass es Substantivvalenz gibt. Dabei stütze ich mich unter anderem auf die Forschungsergebnisse von Helbig (1976, 1986), Sommerfeldt/Schreiber (1983), Bresson/Kubczak (1998), Teubert (1979, 2003), Schierholz (2001, 2002, 2004) und im kontrastiven Bereich Deutsch–Ungarisch auf Bassola (1998, 1999, 2003, 2004). Der Artikel von Schierholz (2004) und von Bassola/Kubczak/László (2004) haben mich besonders dazu bewegt, die reziproken Strukturen valenter Substantive zu untersuchen. Bassola (2004:190) schreibt:

Reziproke Substantive bilden eine Gruppe mit ähnlichen Strukturen. Man sollte diese Substantive sammeln und untersuchen, wie das Verhältnis zwischen der Valenz dieser Substantive und der ihnen zugrundeliegenden Verben ... aussieht. ... Die Gruppierung sowie die Angabe der ungarischen Äquivalente dieser Substantive könnte das Einprägen dieser Strukturen bei DaF – Lernenden erleichtern.

2. Grundlegende Definitionen: Substantivvalenz, valente Substantive, Reziprozität und valente Substantive mit reziproken Strukturen

Obwohl jeder weiß, dass Definitionen immer nur unter bestimmten Bedingungen Gültigkeit haben, strebt man danach, sie zu formulieren, weil man glaubt, einen Schritt auf dem Weg zur Lösung eines Problems zu machen. Ich versuche

an dieser Stelle die oben genannten Definitionen aus der Sicht des Fremdsprachenunterrichts zu skizzieren bzw. zu problematisieren, die m.E. zur Durchführung einer empirischen Analyse notwendig sind.

Was ist unter Substantivvalenz und valenten Substantiven zu verstehen? In dieser Frage teile ich die Meinung Teuberts (2003:820f.), der folgendermaßen formuliert:

Substantivvalenz ist die Lehre von valenten Substantiven und ihren Ergänzungen. ... Unter valenten Substantiven werden die Substantive verstanden, die über (eine) nicht prognostizierbare morphosyntaktische und semantische Eigenschaft(en) verfügen. ... Die Substantivvalenz trennt zwischen den allgemeinen Attribuirungsmöglichkeiten, die für alle Substantive gelten und der besonderen arbiträren Eigenschaft valenter Substantive.

Wie trennt man diese valenten Substantive von den avalenten? Über eine mögliche Ermittlung der „präpositionsvalenten Substantive“ berichtet z.B. Schierholz in seinem Artikel (2004:82), wobei Substantive, die eine oder mehrere Präpositionen regieren können, als Rektionssubstantive mit Präpositionallattribut gelten. Es kommen aber natürlich auch andere Arten von Substantivergänzungen vor, die bei einer tiefgreifenden Analyse auch in Betracht gezogen werden müssen. Die Zahl der valenten Substantive zu bestimmen, ist aber nicht einfach. Dies setzt nämlich eine große Korpusanalyse von komplexen Nominalphrasen voraus, die durch viele Grenzfälle erschwert ist. Die bisherigen Substantivvalenzforschungen (siehe Literatur unter Punkt 6) haben inzwischen bewiesen, dass die meisten Substantive avalent sind, d.h. sie haben keine Ergänzungen (E), nur Angaben (A). Ob diese Ergänzungen dann obligatorisch oder fakultativ sind, darin gehen die Meinungen schon auseinander. Sandberg (1979:52f.) unterscheidet z.B. beim Substantiv zwischen obligatorischen und fakultativen Aktanten. Er geht davon aus, dass die Substantive, deren Basisverben obligatorische Aktanten haben, ähnlich den Verben auch obligatorische Argumente haben können. Sein Begriff *obligatorisch* ist aber weit gefasst und bezieht sich vor allem auf die Satzobligatorik. Die meisten Linguisten vertreten demgegenüber die Position, dass die E von Substantiven auf der Wortgruppenebene fakultativ sind. Im Unterricht DaF spielt aber diese Unterscheidung von fakultativen E und freien A wegen des Vorbeugens vor Interferenzfehlern eine sehr wichtige Rolle. Darüber hinaus laufen schon in diesem Bereich zahlreiche kontrastive Untersuchungen, unter anderem auch in deutsch-ungarischer Relation in Zusammenarbeit mit IDS in Mannheim unter der Leitung von P. Bassola. Als Ergebnis dieser Zusammenarbeit ist schon *das* erwähnte *Deutsch-ungarische Wörterbuch zur Substantivvalenz* 2003 erschienen.

Was ist unter Reziprozität und valenten Substantiven mit reziproken Strukturen zu verstehen? Gibt es reziproke Substantive überhaupt?

Untersucht man den Begriff *Reziprozität* in den verschiedenen Lexika, findet man z.B. im Lexikon der Sprachwissenschaft von Bußmann (1990:647) Folgendes:

Reziprok [lat. reciprocus < auf demselben Wege zurückkehrend >]. Bezeichnung für eine wechselseitige Beziehung zwischen zwei oder mehreren Elementen, die sprachlich u.a. durch R.- Pronomina (einander) oder durch Reflexivierung (sich) ausgedrückt wird: Philip und Caroline treffen einander/sich. ...

Im Metzler Lexikon Sprache (2000:579) steht: „*Reziprozität ist eine morphologisch ausgedrückte Kategorie des Verbs, die Wechselseitigkeit einer Handlung bezeichnet.*“ Außerdem werden noch in diesem Lexikon die Definition des Reziprokverbs¹, des Reziprokpronomens² und die der reziproken Anreden³ angegeben. Wenn man diese Definitionen ins Auge fasst, ist leicht festzustellen, dass sie syntaktisch und semantisch fundiert sind. Reziproke Substantive oder Substantive mit reziproken Strukturen oder Substantive mit reziproker Bedeutung findet man aber in den untersuchten Lexika überhaupt nicht. Bei Schierholz, der sich mit den Rektionssubstantiven in mehreren seiner Arbeiten (z.B. 2001, 2004) tiefgreifend beschäftigt, wird dieser Begriff auch nur am Rande erwähnt. Deswegen stellt sich die Frage: Ist es ein neuer Terminus technicus – eingeführt von Bassola/Kubczak/László (2004:185)–, der noch in die Lexika aufgenommen werden muss? Sie geben an genannter Stelle folgende Definition:

Unter valenten Substantiven mit reziproken Strukturen sind die Substantive zu verstehen, die mindestens zwei Argumente (A1 und A2) haben, die umgetauscht werden können.

Dies ist eine rein syntaktische Definition, die eine bestimmte Subklasse von valenten Substantiven umfasst. Auf diese Definition wird unter Punkt 3 noch zurückgegriffen und anhand der empirischen Analyse ausführlich auseinandergesetzt.

3. Untersuchung der valenten Substantive mit reziproken Strukturen im Deutsch-ungarischen Wörterbuch zur Substantivvalenz (Bassola 2003)

Das Deutsch–ungarische Wörterbuch zur Substantivvalenz ist ein Lernwörterbuch für Fortgeschrittene, das 50 valente Substantive mit ihren Valenzstrukturen enthält. Die folgenden Fragen werden anhand des Wörterbuches untersucht:

¹ Reziprokverb (auch: wechselbezügliches Verb) Subklasse der Wortart Verb. Unterschieden werden (a) reinreziproke (im Plural ausschließlich reziprok gebrauchte) Verben (reziprocantum), z.B. *sich anfreunden, sich einigen, sich verbrüdern*. (b) teilreziproke (im Plural nur in einer bestimmten Bedeutungsvariante reziprok gebrauchte) Verben, z.B. *jmdn lieben/sich lieben, jmdn hassen/sich hassen*;

² Reziprokpronomen (in Schulbüchern auch: wechselbezügliches Fürwort) Subklasse der Wortart Pronomen mit denen Reziprokverben konstruiert werden;

³ Reziproke Anreden sind die, bei denen die Gesprächspartner einander mit lexikalisch und strukturell äquivalenten Formen (symmetrisches Anredeverhältnis vs. asymmetrisches Anredeverhältnis) ansprechen (im Dt. z.B. gegenseitiges *Du* oder *Sie* mit entsprechenden Verbformen.) Nicht r. Anreden sind solche, bei denen dies nicht der Fall ist, im Dt. z.B. zwischen Erwachsenen und Kindern (*Sie* vs. *du*).

- (1) Welche Substantive haben in diesem Wörterbuch (WB) reziproke Strukturen? Wie viele Substantive sind dann im WB reziprok?
- (2) Was zeigt die Ableitungsbeziehung von reziproken Substantiven? Wovon hängt die Valenz der Substantive mit reziproken Strukturen ab?
- (3) Welche strukturellen Gemeinsamkeiten weisen die valenten Substantive mit reziproker Bedeutung auf? Gibt es einen Unterschied zwischen der Valenz von deverbale bzw. nicht- abgeleiteten Substantiven mit reziproker Bedeutung?

Zu (1): *Welche Substantive haben in diesem Wörterbuch (WB) reziproke Strukturen? Wie viele Substantive sind dann im WB reziprok?*

Bei der Bestimmung von valenten Substantiven mit reziproken Strukturen im *Deutsch-ungarischen Wörterbuch zur Substantivvalenz* bin ich von der Definition von Bassola/Kubczak/ László (2004:185) ausgegangen (siehe unter Punkt 2) und die Zahl der zu untersuchenden Substantive Schritt für Schritt begrenzt. Aufgrund dieser Definition müssen die reziproken Substantive zwei Kriterien erfüllen, und zwar müssen sie mindestens zwei Argumente haben, die umgetauscht werden können. Die in der **Tabelle 1** (siehe im Anhang unter Punkt 5) zusammengefassten zehn Substantive erfüllen diese Kriterien. Es stellt sich aber die Frage, ob die Reziprozität der Substantive nur eine syntaktische Frage ist, – wie sie in der Definition von Bassola/Kubczak/László (2004:185) formuliert ist – oder spielt auch die Semantik eine Rolle dabei? Wird die Wechselseitigkeit von A1 und A2 valenter Substantive genauso, wie bei den reziproken Verben, vorausgesetzt oder nicht? Bei den folgenden Substantiven können nämlich die Argumente ohne weiteres umgetauscht werden, aber nicht ohne Konsequenz auf die Bedeutung der Nominalphrase. Anhand der Definition *reziprok* in den Lexika wirft sich hier die Problematik der reziproken Struktur und die der reziproken Bedeutung auf, die bei den erwähnten Substantiven nicht übereinstimmen, d.h. die semantische Bedingung *Wechselseitigkeit* zwischen den Argumenten (A1 und A2) ist bei diesen Substantiven nicht erfüllt. Diese Substantive werden deswegen jetzt aus den weiteren Analysen ausgeklammert. Dies bedeutet, dass die ursprüngliche Definition von Bassola/Kubczak/László (2004:185) im Hinblick auf den Fremdsprachenunterricht mit der semantischen Bedingung *Wechselseitigkeit* erweitert werden sollte. Dies bedeutet aber nicht, dass das Verhältnis zwischen reziproken Strukturen und reziproker Bedeutung valenter Substantive an einer anderen Stelle nicht untersucht werden soll. Dies würde nämlich implizieren, dass man nur die Schulbeispiele/die Isomorphie annimmt, wo Form und Inhalt, anders gesagt Syntax und Semantik miteinander konform gehen. Bleiben wir aber diesmal als ersten Schritt der Analyse bei den Fällen, die sowohl die syntaktische als auch die semantische Bedingung der Reziprozität valenter Substantive erfüllen. Die Zahl dieser Substantive ist im ersten Schritt wieder zehn von 50, d.h. ein fünftel der Substantive im *Deutsch-ungarischen*

Wörterbuch zur Substantivvalenz (Bassola 2003). Von diesen zehn erwähnt der Artikel von Bassola /Kubczak/ László (2004:185) acht, die ich im ersten Gang, ohne ihre Struktur zu überprüfen, in die Reihe der reziproken Substantive aufgenommen habe. Nach der Struktur- und Bedeutungsanalyse der Substantive im schon erwähnten WB habe ich diese Achter-Liste (*Grenze, Krieg, Unterschied, Vergleich, Verständnis, Vertrag, Wirkung, Zusammenhang*) noch mit zwei Substantiven (*Verhältnis, Vertrauen*), die die oben bestimmte syntaktische und semantische Bedingung der Reziprozität erfüllt haben, ergänzt, siehe auch **Tabelle 2** im Anhang. Wie groß die Zahl der reziproken Substantive letztendlich im WB ist, lassen wir an dieser Stelle noch offen. Im Folgenden konzentriert sich meine Analyse nur auf die zehn Substantive, bei denen eine syntaktische und semantische Reziprozität vorausgesetzt wird, um zu testen, worauf die Valenz dieser Substantive zurückgeht, bzw. welche strukturellen Gemeinsamkeiten bei diesen Substantiven vorliegen.

Zu (2): Was zeigt die Ableitungsbeziehung von reziproken Substantiven? Wovon hängt die Valenz der Substantive mit reziproken Strukturen ab?

Wie ist die Valenz der Substantive mit reziproken Strukturen abzuleiten? Wie kommt man auf die Herleitung der valenten Substantive?

Die scheinbar einfache Frage, wie man die Ableitungsbeziehungen von Substantiven bestimmen kann, hat mich eigentlich lange beschäftigt. Ich habe versucht, der Frage sowohl diachronisch als auch synchronisch mit Hilfe von Duden 7: *Herkunftswörterbuch* (1989) bzw. von *Wortfamilienwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* von Augst (1998) nachzugehen und die Ergebnisse zu untersuchen. Da aber Diachronie und Synchronie mit verschiedenen Methoden arbeiten, muss man vorausschicken, dass die Ergebnisse keinesfalls miteinander vermischt werden dürfen. Auf die Einzelheiten dieser Analysen wird hier nicht eingegangen, weil sie nicht eng zum Thema gehören. Sie können auch für sich ein interessanter, aber nicht problemloser Gegenstand einer weiteren Untersuchung sein. Da diese Analyse dem synchronischen Weg verpflichtet ist, gehen wir von den Ergebnissen der **Tabelle 3** im Anhang aus. An dieser Tabelle kann man ablesen, dass sieben von den zehn Substantiven deverbal (*Unterschied, Vergleich, Verhältnis, Verständnis, Vertrauen, Wirkung, Zusammenfassung*) und drei nicht abgeleitet (*Grenze, Krieg, Vertrag*) sind. Deadjektivische Substantive mit reziproken Strukturen kommen im untersuchten Wörterbuch nicht vor. Dies bedeutet aber nicht, dass deadjektivische Substantive nicht existieren. Dies betont unter anderem auch der Artikel von Bassola/Kubczak/László (2004:185), in dem die reziproken Strukturen von *Ähnlichkeit* ausführlich beschrieben werden. In der **Tabelle 3** sind die Substantive nach Herkunft, d.h. die deverbalen 1–7 und die nicht abgeleiteten 8–10, durchnummeriert und alphabetisch eingeordnet.

Wovon hängt aber die Valenz dieser reziproken Substantive ab? Geht es hier bei den deverbalen Substantiven um eine einfache Valenzvererbung?

Bei den drei nicht-abgeleiteten Substantiven mit reziproken Strukturen (*Grenze, Krieg und Vertrag*) ist eindeutig festzustellen, dass es zwischen der Valenz von Substantiven und von ähnlichen Verben, z.B. *grenzen an* + A vs. *Grenze mit* + D keinen Zusammenhang gibt.

Bei den Verben setzen wir als Ausgangspunkt voraus, dass zwischen der Valenz der deverbalen Substantive und der Valenz der ihnen zugrundeliegenden Verben – wie bei der Valenzvererbung – ein Zusammenhang besteht. Das soll in unserem Fall heißen, dass die Valenz der deverbalen Substantive mit reziproker Bedeutung auf die Valenz der reziproken Verben zurückgeht. Testen wir anhand der folgenden Substantive – *Unterschied, Vergleich, Verhältnis, Verständnis, Vertrauen, Wirkung, Zusammenhang* –, ob es wirklich so ist. Die Untersuchung von Basisverben erfolgt anhand des *Wörterbuches Deutsch als Fremdsprache* (Kempcke 2000) und die Bestimmung von reziproken Strukturen valenter Substantive mit Hilfe des *Deutsch–ungarischen Wörterbuches zur Substantivvalenz* (Bassola 2003). Die in der **Tabelle 4** angegebenen Seitenzeilen beziehen sich dementsprechend auf diese Wörterbücher. Bei den reziproken Substantiven, genauso wie bei den reziproken Verben soll von einer wechselseitigen Beziehung zwischen mehreren Argumenten ausgegangen werden. Beim Verb handelt es sich um mehrere Subjekte und Objekte auf der Satzebene, während es sich beim Substantiv um fakultative Ergänzungen in Form von Genitiv-, bzw. Präpositionalattributen auf der Wortgruppenebene handelt. Zum Ausdruck des reziproken Verhältnisses werden beim Verb normalerweise das Reflexivpronomen *sich*, bzw. das Reziprokpronomen *einander* verwendet. Die reziproken Verben im engeren Sinn, d.h. die reflexiven Verben mit reziproker Bedeutung kommen meistens mit einem Subjekt im Plural vor, die durch den Zusatz *miteinander* verstärkt werden können. Sie können aber auch im Singular stehen, wobei das zweite Subjekt dann mit einer (*mit*)-Präpositionalgruppe neben dem Subjekt steht, z.B. *sie haben sich (miteinander) angefreundet* oder *er hat sich mit ihr angefreundet*. An der **Tabelle 4** (siehe im Anhang) ist abzulesen, dass die meisten hier untersuchten Substantive, obwohl sie auf reziproke Verben zurückgeführt werden können, keine *reziproca tantum*, d.h. nicht von der Grundbedeutung her reziprok sind (Helbig/Buscha 1993:65f., 217ff.). Sie sind sog. reziproke Verbvarianten, die auch transitiv und reflexiv verwendet werden, z.B. *unterscheiden – sich unterscheiden*. Das Auftreten von *sich* führt aber zur Homonymie reflexiv – reziprok. Ein Reflexivpronomen kann nämlich auch eine wechselseitige Beziehung ausdrücken. Hier muss deswegen entschieden werden, ob es sich um ein reflexives (Identität zwischen Subjekt und Objekt) oder um ein reziprokes (keine Identität, sondern ein normales Verhältnis zwischen Objekt und Subjekt) Verhältnis handelt. Diese Homonymie kann aber durch den Ersatz der Pluralform mit Singular, bzw. mit *einander* aufgelöst werden. Diese Analyse zeigt, dass die Valenz der deverbalen Substantive mit reziproker Bedeutung nicht nur von ihren unmittelbar zugrundeliegenden reziproken Verben, sondern auch von ihren

transitiven und reflexiven Verbvarianten mit anderen Bedeutungen und Valenzen mit bestimmt werden. Es kommen aber bei diesen Substantiven auch solche Valenzstrukturen vor, die nicht von der Valenz ihrer Verbvarianten vererbt sind, z.B. die meisten Strukturen mit *zwischen*. Dies ist eine Präposition, die schon an sich zwei oder mehr Argumente und eine Art Wechselseitigkeit von Argumenten voraussetzt. Bei wenigen reziproken Verbvarianten steht statt *mit* die Präposition *von*, z.B. beim Verb *sich unterscheiden*:

*Peter und Eva unterscheiden sich (voneinander) oder
Peter unterscheidet sich von Eva bzw. Eva unterscheidet sich von Peter.*

Als vorläufiges Fazit lässt sich formulieren: Unter den deverbalen Substantiven mit reziproker Bedeutung gibt es welche, die die Valenz der zugrundeliegenden Verben, transitiv-reflexiv- reziprok übernehmen, z.B. *Unterschied*, es gibt aber welche, die nur teils, z.B. *Vergleich* (siehe **Tabelle 4** im Anhang). Beim Ausdruck der Reziprozität spielt nicht nur die Grundbedeutung des Substantivs bzw. die des ihm zugrundeliegenden Verbs, sondern auch das syntaktische Mittel Präposition, aber auch die Semantik von Argumenten (z.B. belebt vs. unbelebt) eine wichtige Rolle. Wie weit aber all diese Elemente die Reziprozität mit bestimmen, soll noch anhand eines umfangreichen Textkorpus untersucht werden.

Zu (3): Welche strukturellen Gemeinsamkeiten weisen die valenten Substantive mit reziproker Bedeutung auf? Gibt es einen Unterschied zwischen den Valenzstrukturen bei diesen deverbalen bzw. nicht- abgeleiteten Substantiven?

Im Folgenden wird (siehe **Tabelle 5** und **Tabelle 6** im Anhang) das Ergebnis der Strukturanalyse von 7 deverbalen und 3 nicht-abgeleiteten Substantiven zusammengefasst. Die Zwischenergebnisse sind in der **Tabelle 4** im Anhang bzw. im *Deutsch–ungarischen Wörterbuch zur Substantivvalenz* (Bassola 2003) nachzuvollziehen. Eine Bemerkung zum Substantiv *Krieg*, siehe in der **Tabelle 5**: Mit der Struktur [*mit+D*] kann auch auf den Kriegspartner Bezug genommen werden, nicht nur auf den Gegner. Diese Lesart ist nur möglich, wenn auf den Gegner mit einer anderen Ergänzung hingewiesen wird, z.B. *der Krieg der Deutschen mit den Alliierten gegen die Franzosen*.

Um Gemeinsamkeiten in der Struktur von reziproken Substantiven feststellen zu können, sind zuerst die fehlenden Strukturen (Minus-Zeichen in der **Tabelle 5**) mit Hilfe von Cosmas II- Korpus (IDS-Textkorpus) in Mannheim überprüft und nach den Ursachen der strukturellen Abweichungen gesucht worden. Was die Strukturen der untersuchten Substantive anbelangt (siehe **Tabelle 5**), fällt schon auf den ersten Blick auf, dass es zwei (*Verständnis* und *Wirkung*) unter den zehn Substantiven gibt, die (In: Bassola/Kubczak/László (2004:185)) als reziproke Substantive eingestuft sind, obwohl sie keine gemeinsame Struktur mit den anderen haben. Außerdem gibt es noch ein Substantiv – der von mir neu eingeführte substantivierte Infinitiv *Vertrauen* –, das im Vergleich zu den

anderen auffallend wenig für reziprok gehaltene Strukturen aufweist. Fassen wir dann zuerst die Strukturen dieser Substantive kurz ins Auge.

Gehen wir von der Struktur *jmds* (A1) *Verständnis für jmdn/etw* (A2) aus, was im Deutsch–ungarischen Wörterbuch zur Substantivvalenz (Bassola 2003:144) angegeben ist z.B.:

- (a) *Verständnis der Kirche* (A1) *für die Menschen* (A2) oder
- (b) *Verständnis der Bürger* (A1) *für die Probleme* (A2);

Im ersten Fall ist festzustellen, dass die beiden Argumente formal umtauschbar sind, obwohl zwischen ihnen – statt Wechselseitigkeit – nur ein einseitiges Verhältnis besteht. Im zweiten Fall kann aber nicht einmal das syntaktische Kriterium der Umtauschbarkeit von Argumenten sinnvoll erfüllt werden, weil dabei auch die semantischen Merkmale von Argumenten, z.B. *belebt/unbelebt* eine wichtige Rolle spielen. Dieses Substantiv ist also nur unter bestimmten Bedingungen höchstens teils syntaktisch reziprok, was in unserem Fall nicht ausreicht, ein Substantiv für reziprok zu halten.

Schaut man die Struktur des Substantivs *Wirkung* im *Deutsch–ungarischen Wörterbuch zur Substantivvalenz* (Bassola 2003:166) an, findet man Folgendes: *die Wirkung einer Person/Sache* bzw. *von jmdm* (A1) *auf jmdn/etw* oder *für jmdn/etw* (A2), z.B.:

- (c) *die Wirkung der Währungsunion* (A1) *auf die Arbeitslosigkeit* (A2)
- (d) *die Wirkung der Worte* (A1) *auf den Zuhörer* (A2)
- (e) *die Wirkung der Theorie* (A1) *für ihren Urheber* (A2)
- (f) *die Wirkung der Mutter* (A1) *für den Säugling* (A2);
- (g) *die Wirkung von Pillen* (A1+ A2 + ...)

Ähnlich der Struktur *Verständnis* liegt zwischen den Argumenten (A1 und A2) von *Wirkung* keine wechselseitige Beziehung vor. Mit Ausnahme von (d) ist ein Umtausch von Argumenten (A1) und (A2) zwar theoretisch möglich, aber nicht bei gleichbleibender Bedeutung. Bei (g) handelt es sich um ein einfaches genitivus subjectivus im Plural und nicht um eine reziproke Struktur.

Von diesen zwei (In: Bassola /Kubczak/László (2004:185)) für reziprok gehaltenen Substantiven stellte sich anhand der Analyse von Strukturen im *Deutsch–ungarischen Wörterbuch zur Substantivvalenz* (Bassola: 2003) heraus, dass sie insgesamt die Kriterien eines reziproken Substantivs nicht erfüllen. Dementsprechend werden sie aus den weiteren Untersuchungen ausgeklammert. Dies bedeutet, dass ferner nur die Strukturen von insgesamt 8, darunter von 5 deverbale und 3 nicht-abgeleiteten Substantiven untersucht werden.

Bei einer pragmatischen Annäherung der Reziprozität ist es aber vorstellbar, dass diese deverbale Substantive (*Verständnis* und *Wirkung*) auch andersherum eingeordnet werden können. Diese Substantive setzen nämlich normalerweise zwei Argumente voraus, die bei bestimmter semantischer Selektion umtauschbar sind. Die Strukturen *jmds* (A1) *Verständnis für jmdn/etw* (A2) oder *die Wir-*

kung einer Person (A1) auffür jmdn/etw (A2) schließen ferner theoretisch nicht aus, dass die Argumente (A1 und A2) gleichzeitig auch eine Wirkung aufeinander ausüben.

Einen besonderen Fall stellt ferner der substantivierte Infinitiv *Vertrauen* dar, der im Vergleich zu den anderen die wenigsten reziproken Strukturen aufzeigt. Interessant ist dabei, dass dieses Substantiv über die meisten im Voraus für reziprok eingestuften Strukturen formal verfügt, siehe Fragezeichen bei *Vertrauen* in der **Tabelle 5** im Anhang, z.B.:

- (h) Um *das Vertrauen der Bürger* nicht vollends zu verspielen, müsse das BAG seine Gründe für die Bewilligung der Sojabohne offen legen.⁴ (*Gen im Pl.*)
- (i) Eine Währungsreform ist in Argentinien unumgänglich, damit das *Vertrauen der Bürger und der internationalen Geldgeber* wieder Fuss fassen kann.⁵ (*Gen+ Gen*)
- (j) Das *Vertrauen von Reisewilligen* sei gesunken, ...⁶ (*von+D im Pl.*)
- (k) *Vertrauen von Verein und Fans* zu besitzen, ist für einen Trainer ganz wichtig.⁷ (*von+D+D*)

Beispiele für die „reziproken“ Strukturen (h)-(k) kommen zwar im Textkorpus Cosmas II vor, und sie werden auch *im Deutsch–ungarischen Wörterbuch zur Substantivvalenz* (Bassola:2003:153–156) in den verschiedenen Strukturen bearbeitet, sie geben aber keine reziproke Bedeutung wieder. Dies hängt m.E. damit zusammen, dass das Substantiv *Vertrauen* auf das teilreziproke Verb *sich vertrauen* zurückzuführen ist, dessen Argumentstruktur viel schwächer entwickelt ist, als die dessen transitiver Verbvariante, z.B. *jmds Vertrauen auf/in jmdn/etw.* oder *zu jmdm.* Die Reziprozität dieses Substantivs beschränkt sich hier ausschließlich auf die Konstruktionen mit *zwischen*. Außerdem muss angemerkt werden, dass wir beim Substantiv (substantivierter Infinitiv) *Vertrauen* einer besonderen Art der Wortklasse Substantiv gegenüberstehen, deren Valenzstruktur im Hinblick auf die Reziprozität in einem weiteren Zusammenhang noch ausführlich untersucht werden soll. Auf diese Analyse wird aber in diesem Rahmen nicht eingegangen. Anhand der Strukturanalyse von reziproken Substantiven (siehe **Tabelle 5**) sind die folgenden Zusammenhänge festzustellen, siehe **Tabelle 6** im Anhang.

Die Tabelle 6 zeigt, dass bei den untersuchten Substantiven insgesamt sieben Strukturvarianten für den Ausdruck einer reziproken Bedeutung vorkommen. Genauer formuliert, gibt es drei große Strukturen, d.h. *die Genitiv-Struktur* mit drei Varianten und *die Von-* bzw. *Zwischen-Struktur* mit je zwei Varianten.

⁴ A97/SEP.28289 St. Galler Tagblatt, 13.09.1997, Ressort: TB-INL

⁵ 01/SEP.25314 St. Galler Tagblatt, 06.09.2001; Schuldscheine statt Pesos

⁶ A01/SEP.27692 St. Galler Tagblatt, 14.09.2001; Teilöffnung des US-Luftraumes

⁷ O99/MAI.65272 Neue Kronen-Zeitung, 11.05.1999; Knapp sechs Wochen sind seit dem 0:9 des Nationalteams gegen...

Bei allen untersuchten Substantiven gibt die Struktur mit *zwischen* eine reziproke Bedeutung wieder. Ebenso charakteristisch sind aber *die Strukturen mit Genitiv* bzw. mit *von+D* für eine Wiedergabe der Reziprozität. Der Sonderfall von *Vertrauen* ist schon vorher diskutiert worden. Die Struktur von *[Gen+mit+D]* ist mit dem Substantiv *Unterschied* aus semantischen Gründen nicht vereinbar. Aus dieser Analyse lassen sich auch andere Schlüsse ziehen, die gleichzeitig auch auf die Schwierigkeiten bei der Reziprozität hinweisen. Von diesen werden einige im Folgenden skizziert.

Sucht man nach den Argumenten der reziproken Strukturen, fällt sofort auf, dass nur ein Argument in den Strukturen mit Plural – *[Gen im Pl.]*, *[von+D im Pl.]* und *[zwischen+D im Pl.]* – syntaktisch erscheint und die anderen immer nur morphologisch als gebundene Morpheme markiert sind, z.B. *der Unterschied der Ansichten/der Unterschied von Käfern/der Unterschied zwischen den Bildern*. Die Pluralmorpheme [-en, -, -er] erscheinen als Argumente. Die Problematik der morphologischen Aktanten ist aus kontrastiver Sicht Deutsch–Ungarisch schon längst bekannt. Morphologische Aktanten oder – wie es László (1988) formuliert – Aktanten auf der Mikroebene existieren also nicht nur im Lateinischen und in den finnougri-schen Sprachen, sondern auch im Deutschen. Ágel (1995) beschreibt die möglichen Valenzrealisierungen anhand der ungarischen Zwei-Ebenen-Aktanten und weist gleichzeitig daraufhin, dass morphologische Aktanten auch im Deutschen aufzufinden sind. Als Beispiel erwähnt er den deutschen Imperativ, in dem der Erstaktant auf der Mikroebene realisiert ist. Tamáß-Bíró (1998) untersucht die valenten Substantive mit Aktanten auf der Mikroebene. Dabei werden aber die Argumente der reziproken Strukturen nicht erwähnt. Ohne diese Problematik hier weiter auszuführen, möchte ich darauf hinweisen, dass in den oben erwähnten reziproken Strukturen valenter Substantive bestimmte Argumente wegen der Formgleichheit nur morphologisch erscheinen. Die Frage der Reziprozität soll also im Deutschen nicht nur als syntaktisches und semantisches, sondern auch als morphosyntaktisches und semantisches Phänomen betrachtet und untersucht werden.

Bei einigen reziproken Strukturen – wie z.B. bei *[Gen im Pl.]* und *[von+D im Pl.]* oder bei *[Gen+Gen]* und *[von+D+D]* – können m. E. Zweideutungen entstehen, wenn man den Kontext oder die möglichen Valenzrealisierungen des Substantivs nicht beachtet, z.B.

im ersten Fall:

der Krieg der Hooligans/der Krieg von Hooligans
= die Hooligans führen einen Krieg gegeneinander
vs. der Krieg der Hooligans/der Krieg von Hooligans (gegen die Polizisten)
= die Hooligans führen einen Krieg gegen die/ mit den Polizisten.

Im zweiten Fall, z.B.

der Vertrag der damaligen CDU- und FDP und
der Vertrag von Moskau und von Warschau,

stellt sich die Frage, ob hier reziproke Strukturen vorliegen, oder ob es hier nur um eine Reihung von Attributen mit parallelem Anschluss geht? All diese Phänomene sind in der Zukunft noch anhand der reziproken Strukturen untersuchungs- und erklärungsbedürftig.

Gibt es einen Unterschied zwischen den Valenzstrukturen von deverbalen bzw. nicht- abgeleiteten Substantiven mit reziproker Bedeutung?

Vergleicht man die Valenzstrukturen anhand der **Tabelle 5** (siehe im Anhang), kann man auf den ersten Blick keinen besonderen Unterschied wahrnehmen. Wie weit aber die untersuchten Substantive reziprok sind, ist an der **Tabelle 7** im Anhang abzulesen. Zur Erstellung dieser Tabelle ist Folgendes hinzuzufügen: Die Bedeutungen und die dazugehörigen Strukturen der untersuchten Substantive waren dem *Deutsch–ungarischen Wörterbuch zur Substantivvalenz* entnommen worden. Dann wurde untersucht, wie viele der valenten Strukturen des jeweiligen Substantivs reziprok sind. Der Grad der Reziprozität ist dann durch eine einfache Prozentrechnung (reziproke Strukturen durch alle valenten Strukturen der einzelnen Substantive) ermittelt worden. Das Ergebnis zeigt bei den deverbalen Substantiven durchschnittlich einen 76%- Wert, wobei die Werte zwischen 33% und 100% liegen. Die Details sind der **Tabelle 7** zu entnehmen. Demgegenüber zeigen die drei nicht-abgeleiteten Substantive im Durchschnitt einen höheren Wert, ca. 86%. Dies kann bedeuten, dass die Valenzstruktur der nicht-abgeleiteten Substantive mit reziproker Bedeutung eine größere Homogenität aufweist als die im Ganzen oder nur teils vererbte Valenzstruktur der deverbalen Substantive. Diese Folgerung soll aber noch wegen der geringen Zahl von untersuchten Substantiven – ebenso wie in den anderen Fällen – mit weiteren Ergebnissen untermauert werden. Die bisherigen Ergebnisse weisen aber eindeutig darauf hin, dass die Reziprozität der Substantive nicht als *reziprocantum*, sondern als ein graduelles Phänomen erscheint.

4. Fazit und Ausblick

Diese Untersuchung soll als Bestandsaufnahme zu einer tiefgreifenden Analyse von reziproken Strukturen valenter Substantive dienen. Wegen der geringen Zahl der untersuchten Substantive wäre es ein methodischer Fehler, über die hier gewonnenen Ergebnisse hinaus weitreichende Aussagen zu machen. In der Zukunft wird aber ein umfangreiches Textkorpus im Hinblick auf die reziproken Strukturen/bzw. reziproke Bedeutung valenter Substantive untersucht, um festzustellen, wie weit die hier beobachteten Tendenzen gerechtfertigt werden können.

Im Folgenden werden die Ergebnisse und Aufgaben stichpunktartig zusammengefasst, die für die weiteren Untersuchungen relevant sind.

Im Laufe der Untersuchung ist es gelungen, die Zahl der valenten Substantive mit reziproken Strukturen im *Deutsch–ungarischen Wörterbuch zur Substantivvalenz* (Bassola: 2003) für typische Fälle (d.h. entsprechend einer syntaktisch und semantisch basierten Definition) Schritt für Schritt zu begrenzen.

Nach dem die semantisch (10) und syntaktisch (2) abweichenden Fälle von den 20 ausgewählten Substantiven ausgeklammert worden sind, blieben nur 8 Substantive zur Untersuchung von reziproken Strukturen.

Anhand dieser Analyse lässt sich eine Hypothese für die reziproken Strukturen valenter Substantive aufstellen. Dementsprechend kommen in typischen Fällen die in der **Tabelle 6** formulierten strukturellen Gemeinsamkeiten (d.h. *die Zwischen+D-Strukturen*, *die Gen-Strukturen* und *die Von+D-Strukturen*) vor. Ob die deverbalen bzw. nicht-abgeleiteten Substantive mit reziproken Strukturen einen wesentlichen Unterschied zeigen, muss noch weiter untersucht werden.

Diese Analyse zeigt, dass reziproke Strukturen und reziproke Bedeutung oft keine Isomorphie bilden. Es gibt reziproke Substantive, bei denen Form und Inhalt übereinstimmen, es gibt aber auch welche, die entweder nur syntaktisch oder nur semantisch reziprok sind. Die Valenzstruktur des substantivierten Infinitivs und die Zusammenhänge der Reziprozität im Hinblick auf die Struktur und Bedeutung sollen noch an weiteren Beispielen untersucht und präzisiert werden.

Anhand dieser Analyse stellte sich heraus, dass die Reziprozität der Substantive als ein morphosyntaktisches und semantisches Phänomen aufgefasst werden sollte. Anders formuliert: Die reziproken Substantive bilden eine Subklasse der valenten Substantive, die bestimmte syntaktische und semantische Kriterien erfüllen müssen. Dies bedeutet einerseits einen Anspruch auf die Präzisierung des Begriffs *reziproke Substantive* aus der Sicht von DaF, andererseits aber eine gewisse Offenheit für die Untersuchungszwecke.

Der Strukturanalyse von reziproken Substantiven ist eindeutig zu entnehmen, dass bei den Strukturen mit *[Gen im Pl.]*, *[von+D im Pl.]* und *[zwischen+D im Pl.]* zwischen morphologischen und syntaktischen Argumenten unterschieden werden muss.

Die Reziprozität der Substantive soll als ein graduelles Phänomen betrachtet werden, weil die Valenzstruktur der reziproken Substantive deverbalen Herkunft meistens nicht unmittelbar auf das Verb *reziproca tantum*, sondern auf die Valenz der *reziproken Verbvarianten* (transitiv – reflexiv – reziprok) zurückzuführen ist. Deverbale Substantive mit reziproken Strukturen sind nur selten *reziproca tantum*, d.h. sie verfügen auch über andere nicht reziproke Strukturen.

Bei den folgenden „reziproken“ Strukturen *[Gen im Pl.]* und *[von+D im Pl.]*, bzw. *[Gen+Gen]* und *[von+D+D]* ist es manchmal fragwürdig, ob zwischen den Argumenten eine Wechselseitigkeit vorliegt oder nicht. Diese Strukturen sind deswegen kritisch zu betrachten und im Kontext zu untersuchen.

Da die reziproken Strukturen der nicht-abgeleiteten Substantive völlig und die der deverbalen Substantive in bestimmten Fällen ohne Ableitungsbasis stehen, ist diese Untersuchung eine weitere Bestätigung dafür, dass die Substantivvalenz als System sui generis im Sinne von Teubert (2003) beschrieben werden muss.

Die Reziprozität valenter Substantive hängt letztendlich von allen an der Struktur beteiligten Elementen ab, d.h. von der Substantivbedeutung, bzw. von

der ihr zugrundeliegenden Verb- (oder Adjektiv)reaktion, von der Präposition, von dem Kasus und genauso von den Argumenten. Alle Elemente müssen bestimmte syntaktische und semantische Bedingungen erfüllen, damit eine „Reziprozität“ entsteht. Kein Element reicht alleine aus, eine Reziprozität auszudrücken. Die Reziprozität valenter Substantive soll deswegen in ihrer Komplexität untersucht werden.

5. Anhang

Tabelle 1

Syntaktisch reziproke (?) Strukturen im *Deutsch–ungarischen Wörterbuch zur Substantivvalenz* (Bassola: 2003)

		A1	A2	Beispiele
S. 36	Angst	jmds	– vor jmdm/etw – gegenüber jmdm/etw	die Angst der Schweden vor den Deutschen/ oder gegenüber der EU
S. 52	Aufmerksamkeit	jmds	– gegenüber jmdm	die Aufmerksamkeit der Veranstalter mir gegenüber
S. 53	Auftrag	jmds	– an jmdn	der Auftrag des Umweltministeriums an den Ausschuss
S. 57	Auskunft	jmds	– an jmdn – gegenüber jmdm	die Auskunft der Behörden an Betroffene/ oder gegenüber der Presse
S. 64	Bitte	jmds	– an jmdn – gegenüber jmdm	die Bitte der Kommission an alle Beteiligten/ oder gegenüber dem Generalsekretär
S. 69	Dank	jmds	– gegenüber jmdm – an jmdn	der Dank der Kinder gegenüber den Eltern/ oder an die Lehrer
S. 78	Frage	jmds	– an jmdn	die Frage der Journalisten an die CDU
S. 84	Gedanke	jmds	– zu jmdm	die Gedanken der Bundespräsidentin zum Volk
S. 109	Schuld	jmds	– gegenüber jmdm	die Schuld der Deutschen gegenüber den Opfern ...
S. 114	Schwierigkeit	jmds	– mit jmdm	die Schwierigkeit der Studenten mit den Dozenten

Tabelle 2

Liste der valenten Substantive mit reziproken Strukturen (!)⁸ im *Deutsch–ungarischen Wörterbuch zur Substantivvalenz*

In: Bassola (2003)	Erwähnt in Bassola / Kubczak/ László (2004:185)	Die von Hum ergänzten (+), bzw. in Frage gestellten (?) Substantive mit reziproken Strukturen
1. Grenze (S. 89–92)	x	
2. Krieg (S. 95–98)	x	
3. Unterschied (S. 124–127)	x	
4. Vergleich (S. 133–139)	x	
5. Verhältnis (S. 139–143)	–	+
6. Verständnis (S. 143–147)	x	?
7. Vertrag (S. 150–153)	x	
8. Vertrauen (S. 153–156)	–	+ (?) substantivierter Infinitiv
9. Wirkung (S. 166–167)	x	?
10. Zusammenhang (173–175)	x	

Tabelle 3

Untersuchung der Herkunft von 10 valenten Substantiven im *Deutsch–ungarischen Wörterbuch zur Substantivvalenz*

deverbal	deadjektivisch	nicht abgeleitet
1. Unterschied (S. 124–127)	-----	8. Grenze (S. 89–92)
2. Vergleich (S. 133–139)		9. Krieg (S. 95–98)
3. Verhältnis (S. 139–143)		10. Vertrag (S. 150–153)
4. Verständnis (S. 143–147)		
5. Vertrauen (S. 153–156)		
6. Wirkung (S. 166–167)		
7. Zusammenhang (S. 173–175)		

⁸ Die valenten Substantive mit reziproken Strukturen sind ursprünglich morphosyntaktisch und semantisch definiert.

Tabelle 4

Untersuchung der Valenzbeziehungen zwischen reziproken Substantiven und ihren Basisverben

Basisverben von reziproken Substantiven In: Kempcke (2000)			deverbale Substantive mit reziproker Bedeutung	
transitiv	reflexiv	reziprok	Beispiele In: Basso- la (2003)	Strukturen
1. unterscheiden (S. 1098) – zwischen + D – A/von + D z.B.: – Er kann zw. mehreren Sachen nicht unterscheiden. – Er kann die Zwillinge voneinander nicht unterscheiden.	sich unterscheiden – von + D z.B.: Sie unterscheidet sich von ihrer Schwester in etw.	sich unterscheiden – voneinander z.B.: Peter und Eva unterscheiden sich. ⇒ Peter unterscheidet sich von Eva./Eva unterscheidet sich von Peter.	der Unterschied – der Ansichten – der Weißen und der Schwarzen – von Käfern – von Zielen und Aufgaben – zwischen den beiden deutschen Staaten – zwischen Verhütung und Eingriff	– G im Pl. – G + G – von + D im Pl. – (von + D) + (von) + D – zwischen + D im Pl. – zwischen + D im Sg. + D im Sg.
2. vergleichen (S. 1121) – A – A + mit + D z.B.: – Er will die Preise vergleichen. – Er will die Fälschung mit dem Original vergleichen.	–	sich vergleichen z.B.: Die Tschetschenen vergleichen sich oft mit Wölfen, da Wölfe auch Stärkere angreifen.	der Vergleich – der Kosten/der beiden Firmen, – der Daten und der Position/des Bürgermeisters und des Dirigenten, – des Sportklubs mit der Gemeinde – von Kriterien – von Nationalsozialismus und Kommunismus – zwischen den beiden Werken/den Erben – zw. antiker und moderner Demokratie – zw. den Banken und Klägern	– G im Pl. – G und G – G + mit + D – von + D im Pl. – von D im Sg. + D im Sg. – zwischen + D im Pl. – zwischen + D im Sg. + D im Sg. – zwischen + D im Pl. + D im Pl.

Basisverben von reziproken Substantiven In: Kempcke (2000)			deverbale Substantive mit reziproker Bedeutung	
transitiv	reflexiv	reziprok	Beispiele In: Basso- la (2003)	Strukturen
3. verhalten (S.1122) – A z.B.: Er konnte das Lachen nicht verhalten.	sich verhalten: z. B.: Er hat sich uns gegenüber nicht korrekt verhalten.	sich verhalten: z.B.: Zwei verhält sich zu vier wie drei zu sechs.	das Verhältnis – sein Verhältnis mit der Sekretärin – von zwei Staaten zueinander/der Individuen untereinander – von Breite und Länge/von Männern und Frauen – zwischen den Teilen Deutschlands – zwischen Aufwand und Ergebnis/zw. dem Vater und dem Sohn.	– G – mit + D – G im Pl. + zueinander/ untereinander – von + D + D – zwischen + D im Pl. – zwischen + D + D
4. verständigen/ verstehen (S.1143 f.) – A z.B.: Wir müssen den Arzt verstehen. Wir müssen die Angehörigen des Toten verständigen .	sich verständigen z.B.: Er konnte sich mit Gesten verständigen .	sich verstehen (einander) z.B.: Die Geschwister verstehen sich (einander) überhaupt nicht.	das Verständnis – der Bürger – für die Probleme junger Menschen	– G – für + A
5. vertrauen (S.1147) – D – auf + A z.B.: Du kannst seinen Worten vertrauen. Ich vertraue auf seine Ehrlichkeit.	sich (selbst) vertrauen z.B.: Die Jungen vertrauen sich wieder selbst.	sich vertrauen (einander) z.B.: Vater und Mutter vertrauen sich/ einander.	das Vertrauen – zwischen Bürgern und Politikern – zw. den Völkern	– zwischen + D + D – zwischen + D im Pl.

Basisverben von reziproken Substantiven In: Kempcke (2000)			deverbale Substantive mit reziproker Bedeutung	
transitiv	reflexiv	reziprok	Beispiele In: Bassola (2003)	Strukturen
6. wirken (S. 1226) – für + A – gegen + A z.B.: Er wirkt für den Wiederaufbau und gegen Hunger	–	sich wirken z.B.: Die Platzverhältnisse wirken sich auf die Sanierung.	die Wirkung – der Währungsunion – auf die Arbeitslosigkeit	– G – auf/für + A
7. zusammenhängen (S. 1279) – mit + D z.B.: Die Teile des Spielzeuges hängen fest zusammen.	–	sich zusammenhängen (1278f.) z.B.: Die weiterführenden Angebote hängen sich zusammen. (zusammenhängen miteinander)	der Zusammenhang – der Häufigkeit der Missbildungen mit der Höhe der Strahlenbelastung – der organisatorische Z. der Kirchen – der Kosten und der Tarifangleichung – zwischen den zwei Bereichen – zw. Drogenkonsum und Ausweitung der Immunschwäche	– G + mit + D – G im Pl. – G und G – zwischen + D im Pl. – zwischen + D und D

Tabelle 5

Reziproke Strukturen der einzelnen Substantive

Strukturen	deverbale Substantive im Deutsch-ungarischen Wörterbuch zur Substantivvalenz (Bassola:2003)							nicht-abgeleitete Substantive		
A1 + A2 [+ ...]	Unterschied (S.124–127)	Vergleich (S.133–139)	Verhältnis (S.139–143) +/Hum	Verständnis (S.143–147) und In: Bassola /Kubczak/ László (2004:185) ?	Vertrauen (S. 153–156) +/Hum	Wirkung (S.166–167) In: Bassola / Kubczak/ László (2004:185) ?	Zusammenhang (173–175)	Grenze (S.89–92)	Krieg (S.95–98)	Vertrag (S.150–153)
Gen im Pl.	+	+	+	–	–?	–	+	+	+	+
Gen + Gen	+	+	+	–	–?	–	+	+	+	+
Gen + mit/D	–	+	+	–	–	–	+	+	+	+
von + D im Pl.	+	+	+	–	–?	–	+	+	+	+
von + D + D	+	+	+	–	–?	–	+	+	+	+
zwischen + D im Pl.	+	+	+	–	+	–	+	+	+	+
zwischen + D + D	+	+	+	–	+	–	+	+	+	+
Abweichende Strukturen				– Gen (A1) – für + A (A2)		– Gen (A1) – für/auf + A (A2)			*gegen + Akk	

Zeichenerklärung zur Tabelle 5:

– = fehlende Struktur

? = in Frage gestellt

* = synonyme Verwendung (mit/gegen) ist möglich

Tabelle 6

Strukturvarianten der 8 untersuchten Substantive mit reziproker Bedeutung

Reziproke Strukturen (A1 + A2 [+ ..])		Häufigkeit des Vorkommens von Strukturen bei den 8 Substantiven	Substantive, bei denen es keine Übereinstimmung zwi- schen reziproken Strukturen und reziproker Bedeutung gibt
(1) Gen im Pl.		8/7	Vertrauen
(2) Gen	+ Gen	8/7	Vertrauen
(3) Gen	+ mit + D	8/6	Vertrauen, Unterschied
(4) von + D im Pl.		8/7	Vertrauen
(5) von + D	+ (von) + D	8/7	Vertrauen
(6) zwischen + D im Pl.		8/8	–
(7) zwischen + D	+ D	8/8	–

Tabelle 7

Wie weit sind die untersuchten Substantive reziprok?

Reziproke Substantive				
In: Bassola (2003)	Die Zahl der verschiedenen Bedeutungen von Substantiven im WB	Die Zahl der Valenz- strukturen zu den ein- zelnen Bedeutungen		Wie weit sind diese Substantive reziprok?
		insgesamt	davon reziprok	
Deverbal Substantive				
1. Unter- schied (S. 124–127)	1	4	2	4/2 = 50%
2. Vergleich (S. 133–139)	1. 2.	5 3	4 3	8/7 = 87,5%
3. Verhältnis (S. 139–143)	1. 2. 3.	1 2 1	1 2 1	4/4 = 100%
4. Vertrauen (S. 153–156)	1. 2.	2 1	– 1	3/1 = 33,33%
5. Zusam- menhang (173–175)	1	2	2	2/2 = 100%
reziproke Strukturen im Durchschnitt: 21/16 = 76, 19%				

Nicht-abgeleitete Substantive				
1. Grenze (S. 89–92)	1. 2.	2 1	2 –	3/2 = 66,66%
2. Krieg (S. 95–98)	1	2	2	2/2 = 100%
3. Vertrag (S. 150–153)	1	2	2	2/2 = 100%
reziproke Strukturen im Durchschnitt: 7/6 = 85,71%				

6. Literatur

- Augst, Gerhard: Wortfamilienwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen 1998.
- Ágel, Vilmos: Valenzrealisierung, finites Substantiv und Dependenz in der deutschen Nominalphrase. Hürth: Gabel, Gernot Uwe (= KLAGÉ 29) 1993.
- Ágel, Vilmos: Finites Substantiv. In: Zeitschrift für Germanistik 24, 1996, 16–57.
- Ágel, Vilmos: Nominalphrase und Flexion I: Probleme und Entwicklungstendenzen. In: DUFU 12/II. 1997, 55–70.
- Ágel, Vilmos: Nominalphrase und Flexion II: Lösungsvorschläge. In: DUFU 12/III. 1997, 63–85.
- Ágel, Vilmos: Valenztheorie. Tübingen 2000.
- Bassola, Péter: Beiträge zur Nominalphrasensyntax. (Acta Germanica 6) Szeged 1998.
- Bassola, Péter/Kubczak, Jacqueline/László, Sarolta: Zweisprachige Substantivvalenz in Theorie und Praxis. Manuskript von Péter Bassola über das Ergebnis der Diskussion zum Entstehen der Wortartikel des deutsch–ungarischen Wörterbuches zur Substantivvalenz 1999.
- Bassola, Péter: Deutsch–ungarisches Wörterbuch zur Substantivvalenz. Szeged 2003.
- Bassola, Péter/Kubczak, Jacqueline/László, Sarolta: Zweisprachige Substantivvalenz in Theorie und Praxis. In: Stănescu, Speranta (Hrsg.): Die Valenztheorie. Bestandaufnahme und Perspektiven. Frankfurt am Main 2004, 179–191.
- Bußmann, Hadumod: Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart 1990.
- Duden- Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. Band 7. Mannheim/Leipzig/Zürich 1989.
- Duden- Das Bedeutungswörterbuch. Band 10. Mannheim/Leipzig/ Wien/Zürich 2002.
- Ehrich, Veronika: Nominalisierungen. In: von Stechow, Armin/Wunderlich, Dieter (Hrsg.): Semantik: Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung (= HSK 6). Berlin/New York, 1991, 441–458.
- Glück, Helmut: Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart/Weimar 2000.

- Helbig, Gerhard: Zur Valenz verschiedener Wortklassen. In: Deutsch als Fremdsprache 13, 1976, 131–146.
- Helbig, Gerhard: Zu umstrittenen Fragen der substantivischen Valenz. In: Deutsch als Fremdsprache 23, 1986, 200–207.
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig/Berlin/München/Wien/ Zürich/New York 1993.
- Hessky, Regina: Német–magyar kézisztár (Deutsch–ungarisches Handwörterbuch). Szeged 2000.
- Kempcke, Günter: Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Berlin/New York 2000.
- Kubczak, Jacqueline/Schumacher Helmut: Verbvalenz – Nominalvalenz. In: Bresson, Daniel/ Kubczak, Jacqueline (Hrsg.): Abstrakte Nomina: Vorarbeiten zu ihrer Erfassung in einem zweisprachigen syntagmatischen Wörterbuch. Studien zur deutschen Sprache. Band 10. Tübingen 1998, 273–286.
- László, Sarolta: Mikroebene. In: Mrazovic, Pavica und Teubert, Wolfgang (Hrsg.): Valenzen im Kontrast., Heidelberg 1988, 218–233.
- László, Sarolta: Zur Grenze zwischen Grammatik und Lexik im Bereich der Substantivvalenz. In: Bassola, Péter (Hrsg.): Beiträge zur Nominalphrasensyntax (= Acta Germanica 6). Szeged 1998, 129–142.
- Sandberg, Bengt: Zur Repräsentation, Besetzung und Funktion einiger zentraler Leerstellen bei Substantiven (= Acta Universitatis Gothoburgensis. Göteborger germanistische Forschungen 18). Göteborg 1979.
- Schierholz, Stefan J.: Grammatische Informationen zu Substantiven in einsprachigen deutschen Wörterbüchern. In: Wiegand, Herbert Ernst. (Hrsg.): Wörterbücher in der Diskussion II. Tübingen 1996, 140–203.
- Schierholz, Stefan J.: Präpositionalattribute. Syntaktische und semantische Analysen. Tübingen 2001.
- Schierholz, Stefan J.: Valenzvererbung? Präpositionalattributkonstruktionen und ihre Herleitung. In: Stanescu, Speranta (Hrsg.): Die Valenztheorie. Bestandaufnahme und Perspektiven. Frankfurt am Main 2004, 79–96.
- Sommerfeldt, Karl-Ernst/Schreiber, Herbert: Wörterbuch zur Valenz und Distribution der Substantive. Leipzig 1983.
- Szabolcsi, Anna/Laczko, Tibor: A főnévi csoport szerkezete. In: Kiefer, Ferenc (Hrsg.): Strukturális magyar nyelvtan 1. Mondattan. Budapest 1995/1992, 179–294. (Aufbau der Nominalphrase. In: Kiefer, Ferenc (Hrsg.): Strukturalistische ungarische Grammatik 1. Syntax. Budapest 1995/1992, 179–294.
- Tamássy-Bíró, Magda: Valente Substantive mit Aktanten auf Mikroebene. Valente Substantivklassen im Deutschen und Ungarischen. In: Sprachwissenschaft, Band 23. Heft 3. Heidelberg 1998, 317–339.
- Teubert, Wolfgang: Valenz des Substantivs. Attributive Ergänzungen und Angaben. Sprache der Gegenwart IdS. Schriften des Instituts für deutsche Sprache 49. Düsseldorf 1979.

Teubert, Wolfgang: Die Valenz nichtverbaler Wortarten: das Substantiv. In: Ágel, Vilmos/ Eichinger, Ludwig M./ Eroms, Hans Werner/ Hellwig, Peter/ Heringer, Hans Jürgen/ Lobin, Henning (Hrsg.): *Dependenz und Valenz. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*. [Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Band 25.1. Halbband] Berlin, New York 2003, 820–835.

*(II. Linguistische Tagung ungarischer Nachwuchsgermanisten
25–26. November 2004 in Szeged)*

Heuristischer Zugriff auf die Dynamik des Sprechschalls: Zur akustischen Typologie des Schwas im Deutschen in den Sequenzen $v_{[\text{ə}]}c_{[\text{s}]}$ und $v_{[\text{ə}]}c_{[\text{ʃ}]}$

1 Einleitung

1.1 Problemhintergrund

Wenn man die deutschbezogene Fachliteratur der Realisierung kortikaler Sprachlautrepräsentationen (Neureme) als Sprechlaute, d.h. als in akustische/nullakustische¹ Korrelate (Akuseme) der sich quasi-stereotypisch (in approximativ gleicher Form) zusammensetzenden, vollziehenden und wiederholenden kinetischen Komplexe (Kimeme) der Sprechorgane (vgl. Bolla 1981: 17f.) kodier- te sprachliche Informationsstruktur übersieht (Wängler 1981, Bolla/Valaczkai 1986, Valaczkai 1998, um lediglich Monographien zu erwähnen), konfrontiert er mit den nachstehenden Grundproblemen:

1. Nebst der detaillierten Darstellung spezifischer Kalibrationen und Konstellationen der Sprechorgane v.a. in Röntgenbildern, Palato-, Linguo- und Labiogrammen sind die komplexen akustischen Vorgänge weniger resp.
2. auf Grund lediglich dreier Parameter, der relativen/spezifischen Bildungsdauer, der Frequenz und der Intensität definiert worden. Solche für Ausformung des definitiven Klang-/Geräuschbildes signifikanten Komponenten wie Elongation, Energie oder Harmonizität sind deutlich unterrepräsentiert.
3. Der über phonotaktische (evtl. etwaige perzeptuelle, vgl. Whalen 1991, Gósy 1989, nach Gósy 1995: 21) Relevanz verfügenden akustischen/nullakustischen Projektion koartikulatorischer Phänomene (Lautübergänge, Assimilationen) und
4. der Position (In-, An-, Auslaut, (vor und nach) betonte(r)/unbetonte(r) Silbe etc.) bzw. dem Kontext im Lautkörper fällt (im Verhältnis zu ihrer Bedeutsamkeit) ebenfalls wenig Aufmerksamkeit zu.

¹ Vértés O. (1982: 155) stellt von einer Erkenntnis Fants (1960: 218) ausgehend fest, dass die Akustik immer ihre artikulatorische Grundlage habe, nicht aber umgekehrt: Die Artikulation solle sich nicht unbedingt akustisch manifestieren. Das Phänomen lässt sich e.g. bei Explosivlauten unschwer beobachten, wo sich an die labiale Tätigkeit der Verschlussbildung (resp. in der stummen Haltephase des Verschlusses) die offenbar nicht außerhalb der Artikulation erfolgt, *in praxi* kein (hör- und registrierbares) Schallereignis anknüpft.

5. Die bisher veröffentlichten numerischen/prozentualen Werte der akustischen Struktur der Sprechlaute sind nicht oder zumindest nicht ausreichend dynamisch, wo doch die interne energetische Fluktuation dies erforderte.
6. Die zur Schau gestellten dynamischen akustischen Registrate (Oszillogramm, Spektrogramm etc.) können über alle wesentlichen strukturellen Veränderungen in der Zeitfolge keine Rechenschaft ablegen: Laut der phonetischen Interpretation der (aus der Quantenphysik geliehenen) Heisenbergschen Unschärferelation (auch als: Unbestimmtheitsrelation) (vgl. Machelett 1996: 1) ist nämlich eine gleichzeitige gute Auflösung von Frequenz und Zeit unmöglich. Doch bei der Dekodierung der Akustik als sprachliche Information zieht das Gehirn des Rezipienten die gesamte oszillographische Schwingungsstatistik und das gesamte „Rollspektrogramm“ höchstwahrscheinlich mit in Betracht, und es stellt mittels Transformationen und Durchschnitten Korrelationsfunktionen auf (vgl. Tarnóczy 1974: 181). Jedenfalls ist/wäre ein manueller Eingriff hoher Exaktheit in automatisierte Messvorgänge angebracht, um das Unschärfeproblem zumindest partiell zu beheben (und mithin der Erzeugung – Abstrahlung – Wahrnehmung/Dekodierung Korrelation näher zu kommen).
7. Mit Kenntnis der vorhandenen Messdaten ist lediglich die Formulierung von gewissen Korrelationsregeln des Paares Physiologie – Akustik möglich. Auch Valaczkai (1993: 166) gibt der Ansicht Ausdruck, dass „[...] es [...] bisher noch nicht gelungen ist, die Segmente der akustischen Registrate [...] den einzelnen Phasen der physiologischen Erzeugung des Sprachschalls restlos zuverlässig zuzuordnen“. Das ist ein weiteres Indiz dafür, dass sowohl die Technologie der Erschließung hochkomplexer Vorgänge bei der Erzeugung des Sprechschalls als auch die Messdaten weiter zu präzisieren wären.

1.2 Zielsetzung

Die vorliegende experimentalphonetische Untersuchung beabsichtigt für die oben angeschnittenen Probleme einen theoretisch-method(olog)ischen Lösungsvorschlag zu geben, und zwar am Beispiel des Schwas im Deutschen, mit dem Vorbehalt, dass wegen des limitierten Umfanges des Manuskriptes das Grundproblem (GP) 4 nicht behandelt werden kann. Der Beitrag setzt sich also zum Ziel, die zeitliche Variabilität (GP 5 – 6) der Komponenten der akustischen Struktur des Schwas im Deutschen (vgl. Valaczkai 1998: 78 u. die Bildtafel 23) in den Sequenzen $V_{[ə]}C_{[s]}$ und $V_{[ə]}C_{[ʃ]}$ d.h. in der besonders problematischen oppositiven Lautverbindung [stimmhaft] – [stimmlos] möglichst genau, mit dem Einsatz neuer Methoden auszulegen. Bei den instrumentell durchgeführten

Ermittlungen der den materiell-energetischen Lautkörper bildenden Parameter der Sprechlaute werden die Assimilationserscheinungen in Lautübergängen zu [s] und [ʃ] (GP 3) freilich mit berücksichtigt. Weiterhin haben solche Faktoren wie Periodizität und Harmonizität u.a. eine hohe Priorität (GP 1 – 2), die in diesem Kontext noch nicht ausreichend beleuchtet und bisher lediglich von anderen, hauptsächlich medizinischen Wissenschaftszweigen, der Laryngologie und der Audiologie behandelt wurden. Es wird ferner angestrebt, durch minuziöse manuelle Messungen eine Korrelationsfunktion von den prozentualen Werten der Dehnung/Verkürzung glottaler Periodendauern und der Bewegung der Formantstruktur resp. deren Wahrnehmung auf der Basilmembran der Cochlea aufzustellen (GP 6 – 7). Die erstellten dynamischen Registrare werden bezüglich der numerischen Werte z.T. tabellarisch und verbal ausgewertet, z.T. wird auf das bewährte Verfahren der akustischen Phonetik, die Registrare als nonverbale, doch verbalisierbare visuelle Informationsquellen zu behandeln, zurückgegriffen.

1.3 Theoretische Erwägungen

Laut der aerodynamisch-myoelastischen Theorie der stimmhaften Lauterzeugung (vgl. Berg 1968, bes. die Seiten 291–301) sprengt der sich unterhalb der Stimmlippen bildende subglottale statische Luftdruck (Überdruck) den Glottisverschluss und presst hierauf den Luftstrom durch die düsenförmige Öffnung in das Ansatzrohr, wobei die Druckdifferenz unter- und oberhalb der Glottis jäh ausgeglichen wird. Die Luft strömt an den gewölbten Stimmlippen schnell vorbei und erzeugt – laut der Bernoullischen Strömungsgleichung – einen statischen Unterdruck, der die Stimmlippen abermals zusammenzieht. Die zyklische Wiederholung des Vorgangs zeitigt eine periodische Druckschwankung auf der Glottis, die auf das Ansatzrohr übergreift (vgl. Tillmann/Schiel 1995: 4, Nepert/Pétursson 1986: 95) und sich akustisch als ein im Zeitbereich periodisches Schallsignal manifestiert. Bei der stimmlosen Lauterzeugung verengt sich das Ansatzrohr irgendwo (bei [s] wird eine schmale Enge zwischen dem Apex/Prädorsum und den oberen Inzisiven gebildet, bei [ʃ] ebenso, doch zwischen dem Apex/Prädorsum und dem Zahndamm/Präpalatum) und es steigt um die und besonders in der Hemmstelle die Strömungsgeschwindigkeit. Beim Überschreiten des kritischen Wertes entsteht eine chaotisch-turbulente Luftverwirbelung, deren akustische Manifestation ein im Zeitbereich aperiodisches Schallsignal, ein Rauschen ist. Verengen kann sich das Ansatzrohr natürlich an mehreren Stellen; die Dimensionen bestimmen die geometrische Konfiguration des Resonanzraumes. Laut Tillmann (1980, nach Tillmann/Schiel 1995: 4) ist die Stärke der Verformung des Quellensignals durch die artikulatorische Tiefe, die Hinterverengung beeinflusst.

Akustisch setzt sich die stimmhafte Erzeugung des Sprechschalls aus zwei Teilmechanismen zusammen: aus der Rohschallerzeugung (Quelle) und einem

nachgeschalteten Resonator (Filter) (vgl. Fant 1968, bes. 191ff.). Durch die Quelle (Schwingung der Stimmlippen) wird ein (vielfrequentes und prinzipiell harmonisches) Schallsignal erzeugt, durch die erzwungene Mitschwingung unmittelbar über der Glottis gedämpft und die Resonanzräume des Ansatzrohres passierend bzw. durch sie verformt an den Mundlippen abgestrahlt. Bei der stimmlosen Erzeugung gibt es keine Stimmlippenschwingung: Als Quelle fungiert die chaotisch-turbulente Luftverwirbelung. Der Übergang aus dem einen (stimmhaften) in den anderen (stimmlosen) Zustand ist sowohl physiologisch als auch akustisch hochkomplex, seine Deskription ist daher oft problematisch. Ein weiteres erhebliches Problem besteht darin, dass die relevanten Merkmale der kombiniert verlaufenden Dekodierung akustischer Strukturvariablen als Phoneme und Morpheme im zeitlichen Kontinuum des Sprechschalls vermutlich in der Unterscheidung zwischen sich kontinuierlich ändernden Klang- und Geräuschqualitäten liegen. Dies geschieht theoretisch auf Grund eines stetigen Vorwärts- und Rückwärtsvergleichs, der sich nicht nur auf die (in gewissen Toleranzen) stationären Mittenphasen der Sprechlaute, sondern auch auf segmentkombinationsspezifische Qualitätsänderungen in den Lautübergängen erstreckt (vgl. Neppert 1997: 239).

1.4 Methode

1.4.1 Korpusauswahl, technische Parameter, die Analysesoftware

Die exakte Ermittlung der akustischen Gestalt sprechsprachlicher Äußerungen ist ohne das Vorliegen von Störsignalen lediglich in einem reflexionsfreien und schalltoten Raum (e.g. in einem Studio) möglich (vgl. Lindner 1969: 42). In einem solchen Raum kann die auditive Kontrolle des Sprechvorgangs durch den Produzenten, d.h. die Rückkopplung nur durch die Zwischenschaltung technischer Geräte erfolgen. Dies ist aber nicht die übliche Situation bei der alltäglichen Sprechkommunikation und es kann sich auf die natürliche Sprechproduktion ungünstig auswirken. Von diesen Umständen, hauptsächlich von dem Fehlen des Reflexionsschalles oder dessen technischem Ersatz können sich jedoch geschulte Rundfunksprecher unabhängig machen, die *ex offa* daran gewöhnt sind, ihre eigene Stimme durch Kopfhörer zum Hören zu bekommen. Sie bedienen sich ferner weder der durch Theatersäle bedingten kräftigeren Lautung und der überspannten Artikulation des „Siebs“ noch dialektaler Elemente. Vor diesen Hintergründen empfahl sich, das Korpus an einem (vor allem umfangreichen) Hörfunkmaterial zu bestimmen. Frühere Experimente zeigten, dass die emotional gefärbte Rede nicht reale, akustisch „trügerische“ Ergebnisse übermittelt, so wurden emotional neutrale Tonmaterialien, Nachrichtensendungen,

nicht aber Debatten oder Reportagen verarbeitet. Die sorgfältige Auswahl der Versuchsperson(en) garantiert die Möglichkeit einer sprachlich validen Typusbildung: Es waren v.a. Geschlecht und Alter der VP in Betracht zu ziehen. Weibliche Sprecher haben eine akustisch schwer analysierbare Stimme, in erster Linie wegen der hochgradigen intonatorischen Variabilität. Der Faktor Alter ist für die „Klangqualität“ verantwortlich, man denke nur an die „stumpfen“ oder heiseren Altersstimmen. Also wurde ein männlicher Sprecher mittleren Alters in der Audio-Ausgabe der „Zeit“ ausgewählt, dessen Aussprache mit der im Wörterbuch der deutschen Aussprache (1974) kodifizierten einen stetigen Vergleich erfuhr. Obwohl sich die Untersuchung auf ein viel größeres Korpus (von etwa 13 Stunden) erstreckte, werden aus Gründen des Umfangs die akustischen Parameter lediglich zweier Schwa-Laute vorgeführt, die das Lautphänomen in den Sequenzen $V_{[ə]}C_{[s]}$ und $V_{[ə]}C_{[ʃ]}$ nach vorherigen akustischen Analysen zu repräsentieren fähig sind. Die Wörter, die die Laute beinhalten sind wie folgt: glückliches, gespannt. Technische Parameter: mp3-Kodierung, Datenfluss: 96 kbps², Abtastfrequenz: 44100 Hz. Zur computerisierten Schallanalyse wurden die Daten in *.wav PCM³ konvertiert. Als Analysesoftware diente das als *Freeware* erhältliche Programmpaket PRAAT 4.3.04, das neben akustischen Analysen auch Segmentierung, Etikettierung u.a. ermöglicht. Bei der Kalibrierung der Software wurden stets die Anweisungen im Help-Menü befolgt.

1.4.2 Katalog und terminologische Erklärungen der Untersuchungsfaktoren

1. Die relative/spezifische Bildungsdauer ist nicht nur lautkontextabhängig, sondern sie beeinflusst auch das in erster Linie vom Gefühlszustand dependierende Sprechtempo. Doch ist m.E., d.h. durch die oben angesprochene akkurate Korpusauswahl ein vermutlicher Mittelwert zu ermitteln.⁴ Faktorzeichen (FZ): BD^{rs}. Maßeinheit (ME): ms (Millisekunde). Gemessen wird ferner die Dauer der sich als Übergang zu [s]/[ʃ] manifestierenden Assimilationszone. FZ: AZ. ME: ms. Die Auslenkungsamplitude (auch als: Elongation) ist der positive/negative Maximalausschlag einer Schwingung von der Ruhelage zu einem Zeitpunkt. FZ: A⁻/A⁺. Examiniert wird auch ihre temporale Anordnung im Verhältnis zu BD^{rs}; die numerischen Werte werden verallgemeinert

² Kilobit pro Sekunde

³ *pulse code modulation* (das analoge Signal wird binär kodiert)

⁴ Die zu diesem Zweck bestens geeigneten statistischen Methoden würden den notgedrungenen Rahmen des Beitrags bei Weitem sprengen.

prozentual umgerechnet. Die RMS⁵-Amplitude ist die Wurzel aus dem durchschnittlichen Amplitudenquadrat. FZ: A^{rms} . Die ME für alle angeschnittenen Amplituden ist Pa (Pascal). Die Schallenergie (als Summe der potentiellen und kinetischen Energie, d.i. das im System gespeicherte Arbeitspotential) in der Luft, FZ: E^{idl} , wird in J/m² (Joule pro Quadratmeter) angegeben. Die Schallintensität (auch als: Schallstärke), FZ: I , ist „[...] als die Energiemenge definiert, die pro Sekunde auf einer senkrecht zur Ausbreitungsrichtung befindlichen Fläche von 1 m² ankommt [...]“ (Neppert/Pétursson 1986: 57). Demgemäß wird sie in W/m² (Watt pro Quadratmeter) gemessen. Beim absoluten Schallleistungspegel (in der Fachliteratur meist fälschlich als Schalldruckpegel) liegt der Zeropunkt bei $2 \cdot 10^5$ N/m² (Newton pro Quadratmeter) Wechseldruck, d.h. der unteren Hörschwelle⁶. FZ: P·ME: dB SPL⁷ (Dezibel SPL).

2. Unter Jitter versteht man die Mikrovariationen in der Periodizität der Stimmlippenvibration und ihrer akustischen Manifestation, der Grundfrequenz. Mit Shimmer wird die Mikrovariation in der Amplitude bezeichnet. In Anlehnung an Titze (1988, 1994, 1995) erwähnt auch Freenstein (2000: 8) das Phänomen:

Um einen Nettoenergieübertrag aus der kinetischen Energie der Strömung auf die Schwingung zu gewährleisten, muss der intraglottische [sic!] zeitliche Druckverlauf zwischen zwei Verschlüssen eine Asymmetrie aufweisen. Diese Asymmetrie kann durch zwei verschiedene Mechanismen hervorgerufen werden: Die Trägheit der bewegten Luftsäule und nichtgleichmäßige Schwingungsmoden. Die nichtgleichmäßige Schwingungsmoden entsteht durch [sic!] eine Überlagerung der Schwingung des Körpers der Stimmlippe (body) mit einer Welle, die in der Schleimhaut läuft, welche die Stimmlippe überzieht (cover).

Der Natur von relativ kurzer Bildung und Dauer der Sprechlaute resp. dem Miteinbezug der stark geräuschhaften Übergänge zu [s]/[ʃ] gemäß der Analyse werden die Messungen an der Kurzzeitfrequenz- und Kurzzeitamplitudenperturbation vorgenommen. Die prozentualen Werte repräsentieren die Standardabweichungen der Grundfrequenz dividiert durch den mittleren Grundfrequenzwert (Jitter) resp. die Standardabweichungen der Amplitude dividiert durch den mittleren Amplitudenwert (Shimmer). Jitter (local) ist der Mittelwert der Absolutdifferenz konsekutiver Periodendauern dividiert durch die mittlere Periodendau-

⁵ *root mean square*

⁶ ~ richtet sich nach $2 \cdot 10^{-5}$ Pa (Referenzdruck), d.i. die normative untere Hörschwelle für eine Sinuswelle von 1000 Hz. Normativ in dem Sinne, dass sie mittels empirisch-statistischer Untersuchungen an einer großen Zahl von jugendlichen Normalhörern ermittelt bzw. festgesetzt worden ist (vgl. Neppert/Pétursson 1986: 59).

⁷ *sound pressure level*

er. FZ: Jitt. ME: %. Jitter (local, absolute) ist der Mittelwert der Absolutdifferenz konsekutiver Periodendauern. FZ: Jita. ME: s. Jitter (rap)⁸: Jitt geglättet über 3 Perioden. FZ: J^{rap}. ME: %. Jitter (ppq5)⁹: Jitt geglättet über 5 Perioden. FZ: J^{ppq5}. ME: %. Shimmer (local) ist der Mittelwert der Absolutdifferenz konsekutiver Periodenamplituden dividiert durch die mittlere Amplitude. FZ: Shim. ME: %. Shimmer (local, dB) ist der Mittelwert der Absolutdifferenz konsekutiver Periodenamplituden. FZ: ShdB. ME: dB. Shimmer (apq3): Shim geglättet über 3 Perioden. FZ: S^{ppq3}. ME: %. Shimmer(apq5): Shim geglättet über 5 Perioden. FZ: S^{ppq5}. ME: %. Diese Werte werden maschinell errechnet!

3. Unter Harmonizität wird herkömmlich die Energieverteilung zwischen den harmonischen und den Geräuschkomponenten des Sprechschalls verstanden. Als Nullpunkt, 0 dB versteht man die gleichmäßige Energieverteilung zwischen den beiden. Aufgeführt wird hier lediglich das Maximum; weitere Daten sind aus der entsprechenden Abbildung (Abb. 2) unschwer zu entnehmen. FZ: HNR. ME: dB.
4. Die (sprech- und sprachlautspezifische) inhärente Grundfrequenz ist physiologisch mit der sekundlichen Häufigkeit der Stimmlippenvibration bei der Erzeugung stimmhafter Laute, akustisch mit dem Frequenzwert des ersten und über die größte Amplitude verfügenden Obertons des Stimmklanges identisch. Das Spezifikum ist den durch diverse Zungenstellungen bewirkten Spannungsänderungen in der laryngalen Muskulatur resp. der je nach Sprechlaut unterschiedlichen Luftströmung bei der Erzeugung beizumessen (vgl. Neppert/Pétursson 1986: 149ff.). Da sich sowohl die Grundfrequenz als auch deren Amplitude ebenfalls intersegmental (sprechlautintern) variieren können, wird lediglich der Wert mit der größten Amplitude aufgeführt; weitere Daten sind aus der entsprechenden Abbildung (Abb. 2) unschwer zu entnehmen. FZ: F₀. ME: Hz (Hertz). FZ ihrer Amplitude: A₀. ME: dB (nicht aber in Pa od. Pa/Hz!).
5. Die sich ausbreitende Schallwelle bei der Erzeugung wird an den *in theoria* schallharten Wänden des Ansatzrohres reflektiert und wegen der Linearität des Systems kommt es zu Überlagerungen und Additionen der Reflexionen (Superpositionsprinzip). Die intensivsten Eigenresonanzen der Schallwelle in der Hohlraumgestaltung des Ansatzrohres geben der Klangqualität des Sprechlautes ein starkes Gepräge und nennen sich Formanten. Die ersten zwei sind nicht sprecherspezifisch (vgl. Kassai 1998: 72), sondern sie tragen allgemeine sprachliche Informati-

⁸ *relative average perturbation*

⁹ *period perturbation quotient*

onen. Demgemäß werden nur sie behandelt. Sie werden manuell, anhand von Breitbandspektrogrammen und Spektren ermittelt: Die BD^{rs} wird auf glottale Perioden aufgeteilt, deren nacheinander gestellte und um 90° nach links gedrehte Spektren die Amplitudengestaltung der Formanten in der Zeitfolge zeigt. Es wird lediglich der Frequenzwert mit der größten Amplitude aufgeführt; weitere Daten sind aus der entsprechenden Abbildung (Abb. 3 u. 3.1 bzw. 3.2) unschwer zu entnehmen. Examiniert wird auch ihr Verhältnis zu F_0 auf der Frequenzachse; die Ergebnisse werden verallgemeinernd abgerundet. FZ der Formanten: F_1 bzw. F_2 . ME: Hz. FZ der Amplituden: A_1 bzw. A_2 . ME: dB. Da das Ansatzrohr ein reales physikalisches System ist, ist es verlustbehaftet, d.h., dass ein Energieaustausch zwischen ihm und seiner Umwelt stattfindet. Die Verluste, hauptsächlich infolge Reibung der Luftmoleküle aneinander und dem Mitschwingen (der in Wirklichkeit nicht idealharten) Wände entziehen dem System Energie: Die Schwingungen werden in der Zeitfolge gedämpft, die Bandbreiten werden im Frequenzbereich hingegen vergrößert. Gemäß dieser umgekehrten Proportionalität wird eine Frequenzbandbreite der Formanten angenommen, die sich „[...] als der Frequenzbereich [...] [definiert], den der Formant bei -3 dB unter seiner Spitzenamplitude in der Breite einnimmt“ (Pompino-Marschall 2003: 109). FZ der unteren und der oberen Grenze der Frequenzbandbreite der Formanten: $B_1^u - B_1^o$ bzw. $B_2^u - B_2^o$. ME: Hz. Weitere Variablen bei der Bestimmung des sprachlich informativen und daher in Bezug auf die Dekodierung relevanten Teils der Formantstruktur sind die Energie der Bandbreiten, FZ: EB_1 bzw. EB_2 , ME: Pa^2s , und die Dichte der Bandbreiten, FZ: DB_1 bzw. DB_2 , ME: Pa^2/Hz^2 .

6. Die Reaktionsareale und ihre psychoakustischen Indizien auf der Basilarmembran der Cochlea (Schnecke) bei der Wahrnehmung werden mittels Cochleogramm modelliert, doch die primären Daten, die numerischen/prozentualen Werte leistet der aus dem Spektrum hergeleitete Stimuligraph. Der Grund dafür ist, dass das Ohr als ein perzeptorisches Instrument für Schall die zu ihm kommenden zusammengesetzten Schwingungen in Sinuskomponenten zerlegt (aus denen ein sog. „Neuralspektrogramm“ herauswächst, vgl. Kassai 1998: 86), etwa so wie das mathematische Gegenstück dieses Phänomens, die Fouriertransformation, die als Basis für das Spektrum fungiert. Die wahrgenommene Tonhöhe, FZ: Z, wird in $Bark^{10}$, der „[psycho]akustische[n] Maßeinheit

¹⁰ Die Bark-Skala liefert die Korrelationsfunktion der subjektiv empfundenen Tonhöhe und der objektiven Frequenz.

der wahrgenommenen Tonhöhe von der Breite einer Frequenzgruppe¹¹ (Pompino-Marschall 2003: 305) angegeben. Der Lautstärkepegel (d.i. die wahrgenommene Lautstärke), FZ: LSP, wird in phon gemessen. Die Lautheit, FZ: LH, wird in sone¹² angegeben.¹³ In Kenntnis der unter 2.1 aufgeführten Informationen zur Verbalisierung der zu diesem Punkt verfertigten Registrare (Abb. 4, 4.1, 4.2, 4.3, 4.4) kann die Interpretation dem Leser überlassen werden.

2 Durchführung der Untersuchungen

2.1 Registrare und Messtabellen

Zum eindeutigen Verständnis genügt die Information, dass all die hier aufgeführten Registrare kartesische Koordinatensysteme sind. Numerische Informationen sind von den Ordinaten (O) und den Abszissen (Ab) ablesbar. Erstes Registrar (Abb. 1): Oszillogramm (d.i. die vollständige Schwingungskurve) (O links) + Schalleistungspegel (O rechts) in der Zeitfolge (Ab). Zweites Registrar (Abb. 2): Harmonizität (O links) + inhärente Grundfrequenz (O rechts) in der Zeitfolge (Ab). Drittes Registrar (Abb. 3): Spektrogramm. O: Frequenz (die waagrecht liegenden dunklen Balken sind die Formanten!), Ab: Zeitfolge. Aus dem Schwärzungsgrad, der quasi-räumlichen Dimension, der Applikate (Ap) ist auf die Amplitude der Formanten schlussfolgern: Je schwärzer die Balken sind, desto größer ist die Amplitude der Formanten. Viertes Registrar (Abb. 3.1): Frequenzwerte der Formanten (O) in der Zeitfolge (Ab). Mit Strichellinie sind die Grenzen der Bandbreiten gekennzeichnet. Fünftes Registrar (Abb. 3.2): Amplitudenwerte der Formanten (O) in der Zeitfolge (Ab). Sechstes Registrar (Abb. 4): Cochleagramm. O: Reaktionsareale auf der Basilarmembran der Cochlea (O) bei der Wahrnehmung des Sprechschalls in der Zeitfolge (Ab). Aus Ap ist auf den Lautstärkepegel zu folgen. Siebtes Registrar (Abb. 4.1): wahrgenommene Tonhöhe (als Z) (O) in der Zeitfolge (Ab). Achtes Registrar (Abb. 4.2): Lautstärkepegel (als LSP) (O) in der Zeitfolge (Ab.). Neuntes Registrar (Abb. 4.3): Lautheit (als LH) (O) in der Zeitfolge (Ab). Die Zeitachse wird je auf glottale Perioden (GP) aufgeteilt, die einer unglücklichen graphischen Limitation zufolge in den Registraren nur in stilisierter Form, als gleichmäßige Zeitsequenzen erscheinen. Die akustischen Tendenzen aber sind gut zu beobachten.

¹¹ Frequenzgruppe nennt man diejenige Bandbreite im auditorischen System, deren Signale zu einem Erregungspegel gebündelt verarbeitet wird.

¹² Sone ist die Maßeinheit der Verdoppelung der Lautheit. 1 sone entspricht den Parametern 1 kHz/40 dB/40 phon eines Referenztons.

¹³ Die Wahrnehmungsgrößenskalen sind immer anhand einer großen Anzahl von mono- und binauralen Tonhöhevergleichsexperimenten an jugendlichen Normalhörern rektifiziert.

[ə] in glückliches

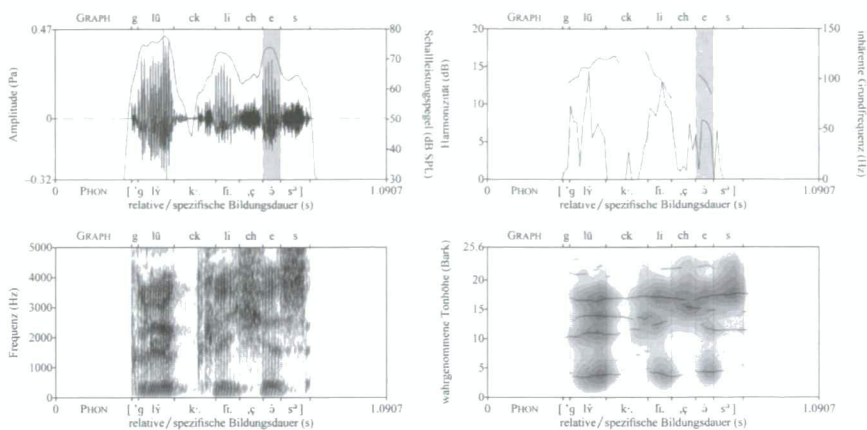


Abb. 1, 2, 3, 4

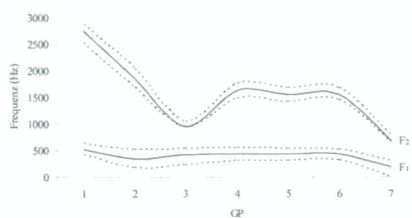


Abb. 3.1

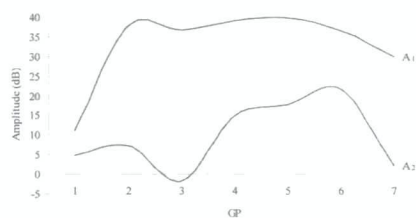


Abb. 3.2

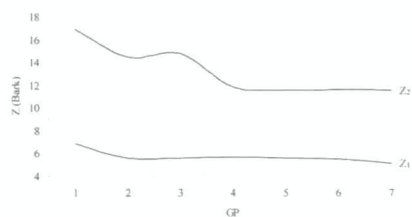


Abb. 4.1

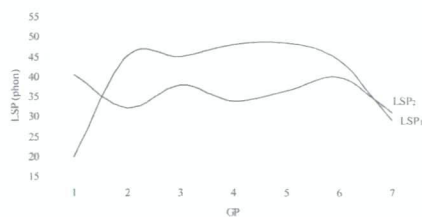


Abb. 4.2

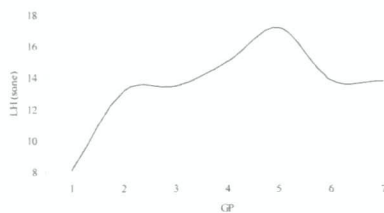


Abb. 4.3

[ə] gespannt

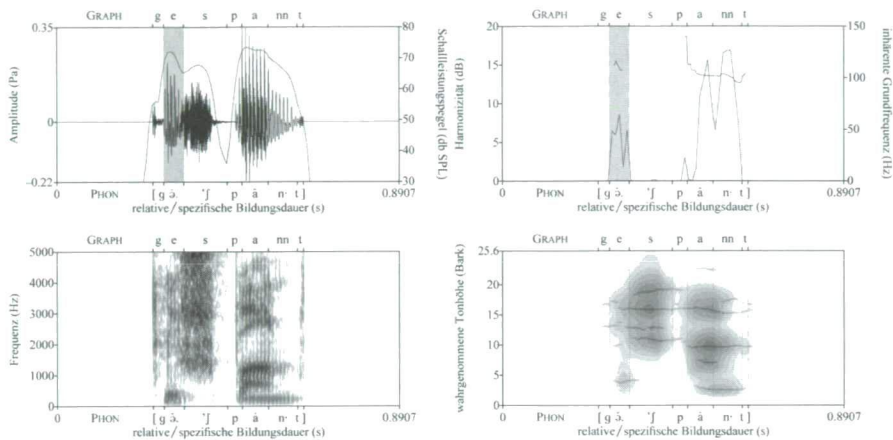


Abb. 1, 2, 3, 4

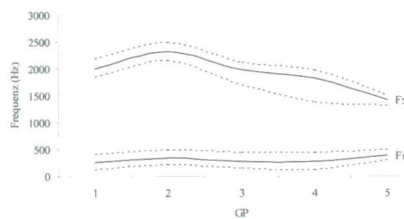


Abb. 3.1

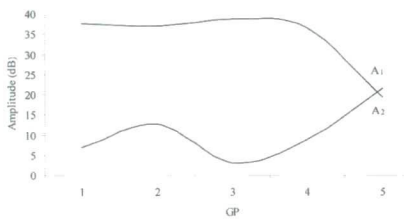


Abb. 3.2

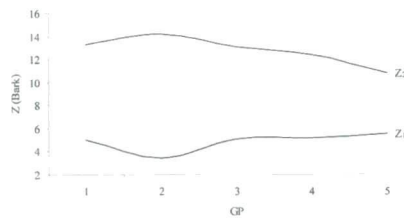


Abb. 4.1

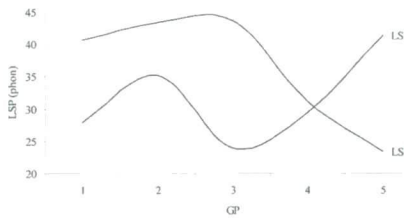


Abb. 4.2

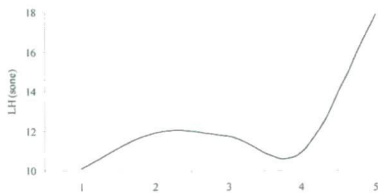


Abb. 4.3

[ə] in glückliches

1. BD^{rs} ist 73.08 ms, 17.88 ms (etwa 24.46%) davon ist AZ. A^- liegt mit -0.17 Pa bei 38.43 ms (etwa 52.58% der BD^{rs}). A^+ liegt mit 0.31 Pa bei 37.18 ms (etwa 50.87% der BD^{rs}). A^{rms} ist 0.08 Pa. E^{idl} ist $1.1783544e-06$ J/m². I liegt bei $1.612331e-05$ W/m². P hat sein Maximum bei 73.85 dB SPL, in der AZ ist dieser Wert um 3.13 dB SPL weniger.

2. Jitter und Shimmer:

Jitt	7.126%
Jita	688.386E-6 s
J ^{rap}	1.773%
J ^{ppq5}	undef.
Shim	4.875%
ShdB	0.417 dB
S ^{ppq3}	3.250%
S ^{ppq5}	undef.

3–4. Harmonizität und inhärente Grundfrequenz:

Das Maximum der HNR-Kurve bildet sich bei 7.8 dB. In der AZ ist ein steiler und sehr intensiver Fall zu beobachten.

F_0 liegt bei 96.5 Hz, A_0 ist 38.2 dB. F_0 sinkt stetig.

5. Formantstruktur:

F_1 (Hz)	440
im Verh. zu F_0	5
AB_1 (dB)	39.7
B_1^u (Hz)	0
B_1^o (Hz)	629
EB_1 (Pa ² s)	$1.33 \cdot 10^{-4}$
DB_1 (Pa ² /Hz ²)	$2.12e-07$
F_2	1553
im Verh. zu F_0	16
A_2	21.7
B_2^u	656
B_2^o	2873
EB_2	$1.87e-06$
DB_2	$8.43e-10$

[ə] in gespannt

1. BD^{rs} ist 52.44 ms, 18.94 ms (etwa 36.11%) davon ist AZ. A^- liegt mit -0.15 Pa bei 11.45 ms (etwa 21.83% der BD^{rs}). A^+ liegt mit 0.22 Pa bei 9.89 ms (18.85% der BD^{rs}). A^{rms} ist 0.06 Pa. E^{idl} ist $5.8337061e-07$ J/m². I liegt bei $1.112263e-05$ W/m². P hat sein Maximum bei 71.86 dB SPL, in der AZ ist dieser Wert um 5.79 dB SPL weniger.

2. Jitter und Shimmer:

Jitt	12.094%
Jita	1160.865E-6 s
J ^{rap}	3.027%
J ^{ppq5}	undef.
Shim	1.699%
ShdB	0.146 dB
S ^{ppq3}	undef.
S ^{ppq5}	undef.

3–4. Harmonizität und inhärente Grundfrequenz:

Das Maximum der HNR-Kurve bildet sich bei 8.6 dB. In der AZ ist ein steiler und sehr intensiver Fall zu beobachten.

F_0 liegt bei 109 Hz, A_0 ist 37.2 dB. Nach einem kurzen Anstieg sinkt F_0 stetig.

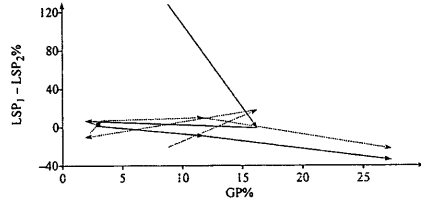
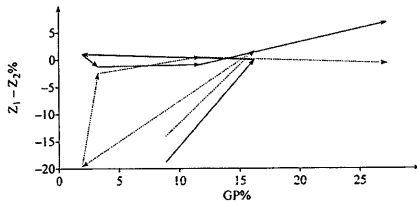
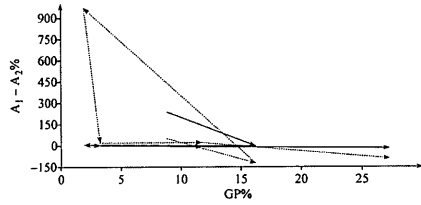
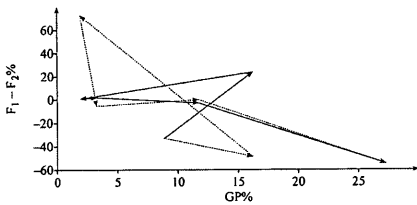
5. Formantstruktur:

F_1 (Hz)	268
im Verh. zu F_0	2
A_1 (dB)	38.7
B_1^u (Hz)	118
B_1^o (Hz)	283
EB_1 (Pa ² s)	$1.51e-05$
DB_1 (Pa ² /Hz ²)	$9.17e-08$
F_2	1420
im Verh. zu FB_0	13
A_2	21.5
B_2^u	1312
B_2^o	2482
EB_2	$2.36e-07$
DB_2	$2.02e-10$

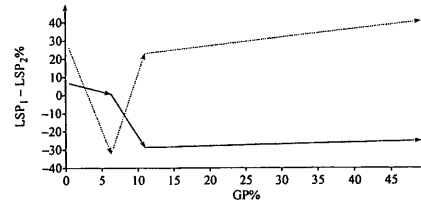
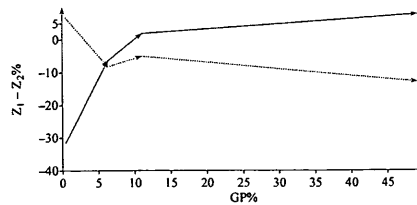
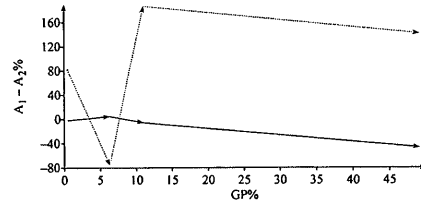
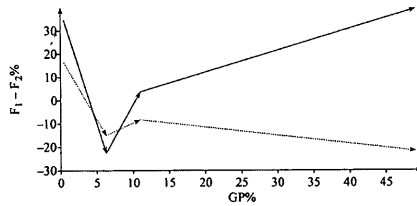
2.2 Korrelationsfunktionen

Die numerischen Werte der Dehnung/Verkürzung glottaler Periodendauern und der Bewegung der Formantstruktur resp. deren Wahrnehmung auf der cochlearen Basalarmembran werden prozentual umgerechnet und in Korrelationsfunktionen dargestellt. Diese Methode eignet sich gut zur Beobachtung von Zusammenhängen physiologischer und (psycho)akustischer Vorgänge bei der Erzeugung des Sprechschalls und dessen Verarbeitung im auditorischen System. (Die Strichellinie bezeichnet F, A, Z, LSP₂.)

[ə] in glückliches



[ə] in gespannt



3 Fazit

Das über keine autonome Bedeutung verfügende, jedoch im syntagmatischen Verlauf der Rede schon ausgelegte Segment, der Sprechlaut ist in der Zeitfolge innerlich-akustisch vielfach fein strukturiert. Die Dynamik der akustischen Information, die die Möglichkeit der Dekodierung als sprachliche Information beinhaltet und der als Bauelement eine komplexe Bedeutung zukommt, blieb bis auf wenige Ausnahmen unerschlossen. In diesem Beitrag wurde der Versuch unternommen, die zeitliche Variabilität der Komponenten der segmentalen akustischen Struktur anhand dynamisch fundierter Forschungsmethoden auszulegen, und zwar am Beispiel des Schwas im Deutschen in den Sequenzen $V_{[a]}C_{[s]}$ und $V_{[a]}C_{[ʃ]}$. Erzielt wurde ferner die Aufstellung von Korrelationsfunktionen der Physiologie der Erzeugung und der Akustik der Abstrahlung resp. deren Verarbeitung im auditorischen System des Rezipienten. Die Methode und die durch sie gewonnenen Ergebnisse lassen sich bei der Neudefinierung der Akustik der segmentalen Struktur des Sprechschalls, ferner bei der Erarbeitung einer akustischen Phonologie für das Deutsche gut verwenden.

Bibliographie

- Berg, J.W. van den: Mechanism of the larynx and the laryngeal vibrations. In: Malmberg, Bertil: Manual of Phonetics. Completely revised and extended edition of Manual of Phonetics, edited by L. Kaiser, published in 1957. Amsterdam 1968, 278–308.
- Bolla, Kálmán: A Conspectus of Russian Speech Sounds/Атлас звуков русской речи. Budapest/Wien 1981 (Slavistische [sic!] Forschungen, 32).
- Bolla, Kálmán/Valaczkai, László: Német beszédhangok atlasza. Budapest 1986 (Magyar Fonetikai Füzetek/Hungarian Papers in Phonetics, 16).
- Fant, Gunnar: Analysis and synthesis of speech processes. In: Malmberg, Bertil: Manual of Phonetics. Completely revised and extended edition of Manual of Phonetics, edited by L. Kaiser, published in 1957. Amsterdam 1968, 173–277.
- Freienstein, Heiko: Vokaltraktmodellbasierte Schätzung von Steuerparametern eines Moduls zur Sprechernormalisierung. Dissertation. Göttingen 2000. Auch im Internet unter: <http://webdoc.sub.gwdg.de/diss/2000/freienstein/freienstein.zip> [gesehen am 04.05.2005].
- Gósy, Mária: Szükséges és szükségtelen hangátmenetek. In: Gósy, Mária (Hrsg.): Beszédkutatás. A Beszédkutatás '95 konferencia válogatott tanulmányai. Budapest 1995, 20–31.
- Kassai, Ilona: Fonetika. Budapest 1998.
- Lindner, Gerhart: Einführung in die experimentelle Phonetik. Berlin 1969.

- Machelett, Kirsten: Das Lesen von Sonagrammen. Begleitendes Hypertext-Dokument zur Vorlesung. München 1996. Im Internet unter: <http://www.phonetik.uni-muenchen.de/SGL/SGLHome.html> [gesehen am 04.05.2005].
- Neppert, Joachim/Pétursson, Magnús: Elemente einer akustischen Phonetik. 2., überarb. u. erw. Aufl. Hamburg 1986.
- Neppert, Joachim: Zur Relevanz von akustisch-auditiv-phonetischer und audiologischer Terminologie und von exakter Meßwerterfassung in diesem Bereich für die Hörgeschädigtenpädagogik. In: Frerichs, Hajo/Günther, Klaus-B./Neppert, Joachim (Hrsg.): Perspektiven in der Schwerhörigenpädagogik. Festschrift zum 65. Geburtstag von W. Hartwig Claußen. Heidelberg 1997, 229–250.
- Pompino-Marschall, Bernd: Einführung in die Phonetik. 2. Aufl. Berlin, New York 2003.
- Tarnóczy, Tamás: A magánhangzók akusztikai vizsgálatának problémái. In: Tegel, Zsigmond/Szépe, György (Hrsg.): Általános nyelvészeti tanulmányok X. A nyelv hangdomíniuma. Budapest 1974, 181–196.
- Tillmann, Hans/Schiel, Florian: Akustische Phonetik. Begleitendes Hypertext-Dokument zur Vorlesung. München 1995. Im Internet unter: <http://www.phonetik.uni-muenchen.de/AP/APHome.html> [gesehen am 06.05.2005].
- Valaczkai, László: Zur komplexen physiologischen und akustischen Typologie der deutschen Verschlusslaute. In: Földes, Csaba (Hrsg.): Germanistik und Deutschlehrerausbildung. Festschrift zum hundertsten Jahrestag der Gründung des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur an der Pädagogischen Hochschule Szeged. Szeged, Wien 1993, 165–181.
- Valaczkai, László: Atlas deutscher Sprachlaute. Instrumentalphonetische Untersuchung der Realisierung deutscher Phoneme als Sprechlaute. Wien 1998.
- Vértés O., András: Az artikuláció akusztikus vetülete. In: Bolla, Kálmán (Hrsg.): Fejezetek a magyar leíró hangtanból. Budapest 1982, 155–163.
- Wängler, Hans-Heinrich: Atlas deutscher Sprachlaute. 7., unveränd. Aufl. Berlin 1981.
- WddA = Krech, Eva-Maria/Kurka, Eduard/Stelzig, Helmut u.a. (Hrsg.): Wörterbuch der deutschen Aussprache. Leipzig 1974.

Die Lüge und die Sprache

1. Vorwort

Während meiner Sprachphilosophieseminare traf ich vor etwa drei Jahren auf Harald Weinrichs Buch „Linguistik der Lüge“ (1966). Das Buch ist eine ausgezeichnete Sammlung von Ideen, mit denen der Autor die Lüge mit einem recht spielerischen Stil zum Untersuchungsgebiet der Linguistik macht. Über den Grund der Forschung spricht Weinrich (1966: 9) folgenderweise:

„(...) die Linguistik kann die Lüge nicht aus der Welt schaffen, und sie kann nicht verhindern, dass die ‚Lügenfahnen‘ (Goethe) so oft entrollt werden. Zwar lügen die Menschen – meistens – mit der Sprache, sie sagen die Unwahrheit, und sie reden doppelzünftig. Aber es ist sehr fraglich, ob ihnen die Sprache beim Lügen hilft. Wenn sie es tut, wird sich die Linguistik dem ‚großen Problem der Lüge‘ (Augustin) nicht entziehen können. Hilft die Sprache jedoch beim Lügen nicht oder setzt sie dem Lügen sogar Widerstand entgegen, so kann dennoch die Linguistik beschreiben, was sprachlich geschieht, wenn die Wahrheit zur Lüge verdreht wird. Die Lüge geht die Linguistik allemal an.“ Der Sprachwissenschaftler Friedrich Kainz ist der Meinung, dass „ (...) alle Lügen sprachliche Aussagen sind und folglich zum großen Bereich der Sprache gehören.“ (Weinrich 1966: 12)

Er gibt auch zu bedenken, dass zu den sprachlichen Lügen Hyperbeln, Ellipsen, Ironie etc. gehören – freilich nur, wenn man es ganz genau nimmt. Der Wahrheit bleibt, wie man sieht, nicht mehr viel Spielraum. Die Beziehung der Lüge zur Sprache zu erforschen ist ein faszinierender Gedanke, nicht nur weil wir bisher über die Lüge nur in moralischen, ethischen oder in psychologischen Kontexten gehört haben, sondern weil ihre Existenz wirklich das distinktive Merkmal der menschlichen Sprache ist. Denn dieses ist ein von der objektiven Realität weit entferntes sprachliches Zeichen mit seiner falschen Symbolik – d.h. es steht nicht dafür, was es bedeutet, sondern möglicherweise für das Entgegengesetzte oder sogar für etwas ganz anderes. Somit ist es wirklich das Einmalige, das absolut Schöpferische an der menschlichen Kommunikation.

Die Aktualität dieser Bemerkung macht uns René Magritte, ein Anhänger des Surrealismus, anschaulich. Der Künstler hat eine Pfeife gemalt, das Bild ist ziemlich minuziös ausgearbeitet, es gibt die Pfeife unverwechselbar und wirklichkeitssähnlich wieder, der Maler hat allerdings folgendes unter die Pfeife gezeichnet: „Ceci n'est pas une pipe“ (das ist keine Pfeife). Als man ihn fragte, warum er das Bild mit der Aufschrift widerlegte, antwortete er, dass man mit dieser Pfeife nicht rauchen kann. Wir können zwar annehmen, dass dieses ein Bild von einer Pfeife ist, in der Tat ist es doch nur eine Flächenfigur, die aus Farbe und Leinwand besteht.

Die Abstraktionsfähigkeit, die die Sprache behauptet, ist eine Notwendigkeit der Lüge. Dazu noch ist die Lüge mehrfach zusammengesetzt als eine tatsächliche sprachliche Darstellung der objektiven Realität. Denn um lügen zu können, muss man nicht nur die Verbindung der Sprache mit der Realität verstehen und nicht nur die willkürlichen und abstrakten Bedeutungen der sprachlichen Zeichen kennen, sondern man muss alles verstehen, was weit über dieser Ebene der Sprache liegt. Man muss die Sprache selbst aktiv formen können.

2. Die Definition der Lüge

Ist die Lüge an sich etwas Schlechtes oder ist sie eine natürliche Erscheinung, vielleicht eine unvermeidbare Nebenerscheinung der Sprache? Um nur einige Beispiele für die vorerwähnten Haltungen gegenüber der Lüge aufzugreifen, möchte ich hier aus dem Kapitel „Magna questio est de mendacio...“, aus der Einführung von Weinrich (1966: 9–10) zitieren.

„Augustin, der als erster die Lüge zum Gegenstand der philosophischen und theologischen Reflexion gemacht hat, hat auch als erster den linguistischen Aspekt der Lüge gesehen. Er erinnert daran, dass den Menschen die Sprache nicht gegeben ist, damit sie sich gegenseitig täuschen, sondern damit sie einander ihre Gedanken mitteilen. Wer also die Sprache zur Täuschung gebraucht, missbraucht die Sprache, und das ist Sünde. Thomas von Aquin und Bonaventura nehmen diesen Gedanken auf: Die Wörter der Sprache sind Zeichen des Geistes, es ist wider ihre Natur und wider den Geist, sie in den Dienst der Lüge zu stellen. Die Sprache soll die Gedanken offenbaren, nicht verbergen. Die Zeichenfunktion der Sprache steht auf dem Spiel. Sie ist die elementarste, aber ebendarum die fundamentalste Leistung der Sprache. Die Lüge ist ihre Pervertierung.“

Friedrich Kainz, auf den wir uns vorher berufen haben, glaubt, dass die Lüge die Sprache verführt. Die „Sprachverführung“ entspringt der Idee, dass die Lüge die selben gedanklichen Abläufe benötigt wie die Sprache, weswegen beim Lügen das Denken aus seinen sprachlichen Bahnen weggeführt wird und „die Lügen der Sprache folglich auch unser Denken zur Lüge zwingen.“ (Weinrich 1966: 12) Sprache und Denken fallen bei ihm sichtbar zusammen, sprachliche Lügen sind, „wenn man die Dinge genau nimmt, die meisten rhetorischen Figuren wie Euphemismen, Hyperbeln, Ellipsen, Amphibolien, die Formen und Formeln der Höflichkeit, Emphase, Ironie, Taubwörter, Antrophomorphismen usw.“ (Weinrich 1966: 12) Wir können aber nicht alle Formen der uneigentlichen Rede für Lüge nehmen, obwohl eine Ähnlichkeit vorhanden ist. Augustin definiert die Lüge als eine Aussage mit dem Willen, Falsches auszusagen. Wenn wir von Augustins Definition ausgehen, werden wir die Lüge von den „Spielformen (ioci) kultivierter Rede“ nicht unterscheiden können, „denn diese lassen sich als Allegorien auffassen, und das heißt ‚Andersreden‘“. (Weinrich 1966: 13) Der enge Zusammenhang ist nicht zu übersehen, denn die Lüge ist ja in diesem

Sinne auch „Andersreden“. Weinrich gibt uns den entscheidenden Unterschied in Form einer moralischen Auskunft: „Die Lüge ist erst da, wo Andersreden von einer bewussten Täuschungsabsicht begleitet ist.“ (Weinrich 1966: 13) Seit der Scholastik zählt diese Definition als maßgebend für die Lüge und sie wurde erfolgreich in die europäische Philosophie eingebettet. Die weiteren Diskussionen betrafen dann nur noch die Grenzfragen der Lügendefinition wie Legitimität der Notlügen oder die Möglichkeiten eines frommen Betrügers, ob in solchen Fälle der Zweck die Mittel heiligt. „Es geht also um die Frage, ob die (böse) Täuschungsabsicht, die seit Augustin zum Wesen der Lüge gehört, durch irgendeine gute Absicht, die sich mit der Lüge vielleicht verbinden mag, wettgemacht werden kann“ (Weinrich 1966: 14). Solche Fragen entziehen sich der Zuständigkeit der Linguisten, denn über die Rechtfertigung der Lüge zu sprechen ist die Aufgabe der Moralphilosophie. Ob eine Aussage richtig oder falsch ist, prüft die Logik am Sachverhalt. Und ob eine Täuschungsabsicht vorliegt oder nicht, entscheidet sich in der Seele und lässt sich, wenn überhaupt, nur psychologisch betrachten. „Man versteht, dass die Linguisten in Augustins Definition der Lüge nicht gerade eine Einladung gesehen haben, sich ihrerseits mit diesem Phänomen zu beschäftigen. Diese Überlegungen sind nun ein Versuch, die Lüge als linguistisches Thema zu entdecken und der Lüge zudem, so verdammenenswert sie ist, dennoch wenigstens die eine gute Seite abzugewinnen, dass sie über die Sprache Auskünfte gibt, die von anderen Aspekten nicht zu gewinnen sind. Sie kann vielleicht auch darüber Auskunft geben, ob die Sprache die Gedanken verbergen kann und wie das geschieht“ (Weinrich 1966: 14). Weinrich fährt mit einem Rückblick auf die Grundtatsachen der Linguistik fort, um dem Phänomen besser gerüstet wieder entgegentreten zu können.

2.1 Die Mittel der Lüge

Die erste unerlässliche Frage, die Weinrich stellt, betrifft das Verhältnis des Wortes zu den höheren Strukturen der Kommunikation. Da man Lügen als verfälschte Bedeutungen auffassen kann, ergibt sich gleich die Idee, ob die Untersuchung der Bedeutungen zu dem „Phänomen“ näherbringt. Kann man die Lüge dem Untersuchungsgebiet der Semantik zuordnen? Tragen Wortbedeutungen für die angesprochene Erscheinung Verantwortung? Als Zeichensystem verfügt die Sprache, wie Weinrich es sieht, über Wortzeichen, die Informationen übermitteln. Da alle Informationen potentiell Lügen sind, ist es offensichtlich, dass man sogar die kleinsten Information tragenden Elemente der Sprache nach Spuren von Lüge untersuchen muss. Den Vorgang der Untersuchung sollten wir uns so vorstellen, dass die Kommunikation zwischen zwei Sprechern aus der Übermittlung von einem einzigen Wortzeichen, nämlich dem Wort „Feuer“, besteht. Ein höherer Kontext ist nicht vorhanden.

„Der Hörer, der nach dem beschriebenen Kommunikationsmodell das Wortzeichen ‚Feuer‘ empfangen hat, kann nicht viel damit anfangen. Ohne den Kontext eines Satzes oder Textes ist der Informationswert des Wortes sehr gering. Immerhin weiß man, dass aus der sehr großen Zahl der Wörter, die in dem Kommunikationsvorgang möglich waren, eines herausgegriffen worden ist, und damit sind bereits viele Gegenstände als mögliche Themen des Gesprächs unwahrscheinlich geworden. „Aber der Hörer weiß noch nicht, um was für ein Feuer es sich handelt. Es kann ein Herdfeuer sein oder ein Strohfeuer, eine Feuersbrunst oder ein Kerzenlicht, ein loderndes oder ein glimmendes, wirkliches oder gedachtes Feuer. Er weiß nicht einmal ganz sicher, ob überhaupt von einem Feuer die Rede ist. Es kann ja das Feuer des Weins, das Feuer der Liebe oder ein Gewehrschuss sein. Der Hörer hat die Bedeutung des Wortes ‚Feuer‘, aber die Bedeutung ist ihrem Umfang (‘Extension’) nach weitgespannt. (Der Artikel ‚Feuer‘ im Wörterbuch, der ja einen Umfang hat, spiegelt die Weite der Wortbedeutung graphisch.)“ (Weinrich 1966: 16).

Als ersten Hauptsatz der Semantik legt Weinrich deshalb fest, dass alle Bedeutungen weitgespannt sind. Solange in dieser Modellsituation nicht weitere Informationen über das angesprochene Feuer eintreffen, weiß der Hörer nicht, an was er denken soll. „Sein Verstehen bleibt suspendiert in einem Zustand der Erwartung“ (Weinrich 1966: 16), bis die (weitgespannte) Bedeutung des Wortzeichens dem Inhalt nach weiterhin abgegrenzt wird.

Aus diesem folgt der zweite Hauptsatz der Semantik: jede Bedeutung ist vage. Das Gute an der Sache ist, dass innerhalb einer Sprachgemeinschaft die weitgespannte und vage Bedeutung des Feuers die selben Assoziationen aktiviert. „Das bedeutet: die ganze Gruppe hegt in Bezug auf weitere Informationen die gleichen Erwartungen. Das macht die Wortbedeutung zu einem sozialen Gebilde“ (Weinrich 1966: 17.), und den dritten Hauptsatz der Semantik, dass jede Bedeutung sozial ist. Die durch das Wort wachgerufenen weitgespannten, vagen und sozialen Merkmale, wie in unserem Fall ‚heiß‘ oder ‚brennend‘, bieten dem Hörer die erste nur grob beschriebene Information über das Feuer. In den einzelnen praktischen Fällen, wenn in der Sprachgemeinschaft dieses Wort verwendet wird, werden die einzelnen charakteristischen Merkmalen des betroffenen Feuers durch eine „Relevanzgrenze“ (Weinrich) von den allgemein charakteristischen Merkmalen vom Wort „Feuer“ getrennt. „Das Insgesamt der von einer Sprachgemeinschaft als relevant gesetzten Merkmale eines Gegenstandes nennen wir Bedeutung.“ (Weinrich 1966: 17) Offenbar versteht Weinrich unter den relevanten Merkmalen die Seme, aus deren Struktur die Bedeutung des Wortes besteht. „Dieser Prozeß nun, die Merkmale eines Gegenstandes unter Relevanzgesichtspunkten zu sichten, ist ein Abstraktionsverfahren. Die Bedeutung eines Wortes, die man auf diese Weise erhält, ist ein Abstraktum.“ (Weinrich 1966: 17) Der vierte Hauptsatz der Semantik lautet: alle Bedeutungen sind abstrakt. Das gilt für alle Bedeutungen, die vier Hauptsätze der Semantik hängen miteinander zusammen. Über den vagen und sozialen Charakter der Sprache fallen mir zwei

Geschichten ein, die ich während der Besprechungen der Arbeit von meinem Professor gehört habe. Sie sind zwei „Schmuggelgeschichten“, die angeblich irgendwo an den Grenzen von Deutschland vorgekommen sind. Die erste handelt von einer Nonne, die nach Deutschland Kaffee schmuggelte; sie hat die Kaffeetüten in den breiten Ärmel ihrer Nonnentracht eingenäht. Als die Beamten sie fragten, ob sie etwas mit nach Hause bringen wollte, sagte sie seufzend: ‚Alles unter den Armen verteilt.‘ Die vage Bedeutung des Satzes arbeitete gegen den Zollbeamten und unterstützte eine Lüge. Im zweiten Fall schmuggelt ein Pfarrer einen ganzen Koffer Brüsseler Spitzen. Als der Zollbeamte ihn fragt, was er in seinem Koffer habe, sagt er die Wahrheit, die aber mit seinem gesellschaftlichen Status nicht zu vereinbaren ist und von dem Beamten als Spaß aufgefasst wird.

In beiden Fällen spielt natürlich die ‚*reservatio mentalis*‘ auch mit, die Lügner sagen jene Wahrheit, die auf Grund ihrer sozialen Stelle zu erwarten ist, den Rest behalten sie für sich. Anders formuliert, sie sagen nur das, was von ihnen der andere erwartet. Ist das nicht die klassische Geschichte von dem Fuchs und dem Raben?

Natürlich sind die Bedeutungen der Wörter ohne den Kontext einer Gesprächssituation arm an Information, der wirkliche Reichtum liegt im einzelnen Wort. Weinrich zitiert Malarmé als er über die nicht konkretisierte Idee, bzw. über den allgemeinen Begriff des Wortes ‚Blume‘ spricht. „Die Blume als Wort, die man in keinem Strauß finden kann, ist jeder Blume überlegen. Sie enthält mehr Geheimnis.“ (Weinrich 1966: 18) Man könnte hier die Wörter ‚Feuer‘ und ‚Blume‘ ohne Kontext als die Gattungen der verschiedenen Arten von Feuer und Blumen betrachten. In diesem Sinne sind sie Hyperonyme zu den letzten. Merkwürdig, dass Weinrich sie eher als „Ideen“ der existierenden Wesen und Gegenstände sieht. „Die Bedeutungen als weitgespannte, vage, soziale und abstrakte Gebilde ähneln tatsächlich bedenklich den Ideen Platons“ (Weinrich 1966: 18), was offen gestanden eine recht grobe Parallele ist. Viel treffender finde ich, dass die Bedeutung der Wörter und die Beziehungen von Bedeutungen, wie Hyperonymie und Hyponymie, im Reich der Ideen einer Sprachgemeinschaft ihre Rollen bekommen, „dass man sich zu jeder Sprachgemeinschaft ein Reich der Ideen oder Bedeutungen, einen ‚Begriffshimmel‘ (Nietzsche) oder eine ‚sprachliche Zwischenwelt‘ (Weisgerber) denken muß.“ (Weinrich 1966: 18) Eine Modellsituation von Kommunikation, in der nur isolierte Einzelwörter vorkommen, ist durchaus eine rein fiktive Vorstellung, und die Bedeutung der Wörter im Text ist grundverschieden von den Bedeutungen der Einzelwörter. Weinrich ergänzt die vier Hauptsätze der Wortsemantik mit den vier Korollarsätzen der Textsemantik. In jeder beliebigen Situation versucht der Sprecher von einer bestimmten Erscheinung, in unserem Beispiel von einem bestimmten Feuer, zu berichten, die ihm mitteilenswert geworden ist.

„(...) er [der Sprecher] hat doch nur Wörter mit ihren weitgespannten, vagen, sozialen und abstrakten Bedeutungen zu seiner Verfügung. Was sonst noch in der

Bedeutung von 'Feuer' stecken mag, interessiert ihn gar nicht, das meint er nicht. Er hat also, während er sich der Bedeutung bedient, eine Meinung, die nicht mit dieser identisch ist. Diese Meinung ist nicht weitgespannt, sondern engumgrenzt. Sie verweist ja auf diesen einen Gegenstand, jene Feuersbrunst, von der man berichten will. Die Meinung ist auch nicht vage, sondern sehr präzise. Sie ist ferner nicht sozial, sondern individuell als das, was er persönlich hic et nunc sagen will. Und sie ist schließlich nicht abstrakt, sondern konkret. Denn keines der vielen Merkmale dieser Feuersbrunst ist in der Meinung des Sprechenden unterdrückt zugunsten irgendeines Relevanz Gesichtspunktes. Jede Meinung, so können wir die vier Korollarsätze der Semantik zusammenfassen, ist also engumgrenzt, präzise, individuell und konkret. Es versteht sich, dass die vier Korollarsätze der Semantik ebenso zusammengehören und aufeinander bezogen sind wie die vier Hauptsätze der Semantik.“ (Weinrich 1966: 20–21)

Bedeutung und Meinung stehen auch im Zentrum unserer Untersuchung, ihre Einflüsse aufeinander und auf die Sprecher ist eines der wichtigsten Themen in den Störungen der Kommunikation. Im Laufe der Arbeit hatte sich das Gefühl in mir zunehmend verstärkt, dass in der Kommunikation Meinung eine wesentlich bedeutendere Rolle hat als die Bedeutung der Wörter. Ich glaube der Unterschied ist, was wir bei Saussure als ‚langue‘ und ‚parole‘ bezeichnet haben. Die Kenntnisse über Meinung sind in dieser Auffassung parole. Sie sind mehr auf die Praxis, als auf die Gewohnheiten der Sprachgemeinschaft bezogen, als die Wortbedeutungen. Nach Weinrich zeigt sich das auch im Spracherwerb. „Man erwirbt die Sprache durch Sätze und Texte. Man hat also am Anfang nur Meinungen, zuerst wenige Meinungen, dann mit zunehmender Sprachpraxis viele Meinungen, die aus den gehörten und erinnerten Sätzen stammen. Aber man hat nicht nur Meinungen, sondern bildet aus ihnen – das ist eine richtige Hypothesenbildung – die Bedeutung. (...) Im Wortgebrauch in eigenen Sätzen wird dann die Bedeutungshypothese ständig korrigiert. Es ist interessant, dass wir als Sprecher einer Sprache alltäglich das Spiel der Hypothesenbildung und ihrer Verifikation oder Falsifikation spielen, das gleiche Spiel, auf dessen Regeln sich die Wissenschaft verpflichtet hat. Die Sprache ist ihrer Struktur nach eine vorwissenschaftliche Wissenschaft.“ (Weinrich 1966: 21–22) Der Kontext macht aus der Bedeutung eines Wortes seine Meinung. Aus der weiten Bedeutung werden jene Teile herausgeschnitten, die mit den Nachbarbedeutungen des Satzes nicht vereinbar sind. Auf diese Weise determinieren die Nachbarwörter einander, und das schon allein dadurch, dass sie nebeneinander stehen. „Ein Text ist also mehr als eine Reihung von Wörtern und vermittelt mehr als einen Haufen von Bedeutungen (wie das Wörterbuch). Er gibt zur Summe der Wörter die Determination hinzu, oder genauer gesagt: Er nimmt von der Summe der Bedeutungen einiges – das meiste – weg und setzt damit einen Sinn. Der Sinn ist das Resultat aus dem Plus der Bedeutungen und dem Minus der Determinationen.“ (ebd.)

Es kann vorkommen, dass die Bedeutungen der Wörter, bzw. die Meinungen über ein Wort innerhalb der Sprachgemeinschaft mit neuen unpassenden Merk-

malen versehen werden. Auf einmal passt das Wort nicht mehr in dem gewöhnlichen Kontext. An erster Stelle stehen bei Weinrich jene Wörter, deren Bedeutung durch die Propaganda totalitärer Regierungen verfälscht wurde. Reichlich werden wir aber Beispiele anderer Herkunft für den veränderten Gebrauch von Wörtern bekommen, wenn wir die Sprechziele untersuchen. Weinrich hebt diese Beispiele darum hervor, weil diese seiner Meinung nach beweisen, dass sogar die Wörter Lügen sein können.

2.2 Können Wörter lügen?

Wir möchten jetzt der Frage nachgehen, ob die Wörter rein für sich genommen lügen können und ob eine wiederholte Lüge der Wortbedeutung anhaften kann. „Das nämlich wird oft behauptet“, schreibt Weinrich (1966: 34) und führt dazu drei Zeugnisse an, die ich in bezug auf unsere Untersuchung sehr treffend fand und beherzigt habe.

„Unter den fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit, die Bertolt Brecht 1934 ‚zur Verbreitung in Hitlerdeutschland‘ beschrieben hat, befindet sich auch die Schwierigkeit, die aus der ‚faulen Mystik‘ der Wörter erwächst. An dieser Stelle steht der unvergeßliche Satz: ‚Wer in unserer Zeit statt Volk Bevölkerung und statt Boden Landbesitz sagt, unterstützt schon viele Lügen nicht.‘ Die Beispiele sind natürlich auswechselbar, wenn unsere Zeit nicht mehr Brechts Zeit ist. In der an Brecht anknüpfenden Umfrage *Schwierigkeiten heute die Wahrheit zu schreiben* (1964), führt Stefan Anders den Gedanken Brechts, allerdings verflachend, weiter fort und schreibt: ‚Übrigens: auch das Wort Wahrheit segelt heute genauso wie Freiheit, Gerechtigkeit, Toleranz, Treue, Ehre und viele andere unter der Quarantänflage, diese Begriffe sind samt und sonders verseucht – von Ideologie, Pragmatismus und Zwecklügen aller Art.‘ Reinhard Baumgart, der auf dieselbe Umfrage antwortet, hegt die gleichen Befürchtungen bei dem Wort ‚Wahrheit‘: ‚Das Wort selbst, fürchte ich, steht schon schief, neigt sich zum Gegenteil dessen, was es bedeuten möchte: zur Lüge.‘ Bei Eugen Rosenstock-Huussy findet man dann das Stichwort, das in diesem Zusammenhang zu erwarten ist. Er klagt den Zeitgeist als den Vater der Lüge an, dass er uns mit seinen ‚verlogenen Schlagworten‘ knechtet.“ (Weinrich 1966: 35)

Wie wir sehen werden, stimmen die Gesichtspunkte der ungarischen Wissenschaftler mit denen der deutschen überein. „Nie haben Schlagworte hemmungsloser die Szene beherrscht als in der Hitlerzeit“, sagt Weinrich (ebd.), aber seit 1966, seit dem Erscheinen des Buches hat sich wenig verändert. Mit Hankiss könnten wir sagen, dass die Schlagworte nie die Szene beherrscht haben wie heute. Das Thema, was bei Weinrich die Diskussion auslöste ist heute schon alt, und die faule Mystik betrifft heute andere Gebiete, aber der Missbrauch der Wörter ist noch nicht verblasst. „Es besteht kein Zweifel, dass Wörter, mit denen viel gelogen worden ist, selber verlogen werden. Man versucht nur solche Wörter wie ‚Weltanschauung‘, ‚Lebensraum‘, ‚Endlösung‘ in den Mund zu nehmen:

die Zunge selber sträubt sich und spuckt sie aus. Wer sie dennoch gebraucht, ist ein Lügner oder ein Opfer einer Lüge. Lügen verderben mehr als den Stil, sie verderben die Sprache. Und es gibt keine Therapie für die verdorbenen Wörter, man muss sie aus der Sprache ausstoßen. Je schneller und vollständiger das geschieht, um so besser für unsere Sprache.“ (Weinrich 1966: 36) Ich bin mir nicht sicher, ob man so zielbewusst, wie uns das Weinrich schildert, die Sprache von den verlogenen Wörtern befreien kann. Ich glaube, wenn der Wille der Sprachgemeinschaft da ist, die verlogenen Wörter aus der Sprache zu jagen, so sollte das geschehen. Der Pragmatismus der Linguisten kann aber nicht helfen, das würde nur anderen Wörtern schaden. Denn kein Wort ist an sich verlogen. Die Verlogenheit benötigt immer einen Kontext. Können wir die Kontexte der Sprache auslöschen? Das würde das Löschen von Erinnerungen bedeuten, und die Gemeinde, die sich an ihre Fehler nicht erinnern kann, kann aus ihnen auch nicht lernen und wird die Fehler wieder begehen. Solange die Erinnerungen noch lebhaft sind, können die Kontexte, die durch Lügen determiniert wurden, wehtun, peinlich oder ätzend sein. Nachdem diese Erinnerungen verblassen, sind auch die verlogenen Wörter von ihrer Last los.

3. Die Doppelzüngigkeit

Um die Problematik der Lüge zu verstehen, ist es nützlich, diejenigen sprachlichen Erscheinungen anzusehen, bei denen die Bedeutung und Meinung ebenso verschieden sind wie bei der Lüge. Szende (1979) bezeichnet diese in seinem Buch als die Störungen der kommunikativen Beziehungen. Mit seinen Worten sind die „pathologischen“ Spracherscheinungen Nebenerscheinungen der gesellschaftlichen Widersprüche der Sprachgemeinschaft und gleichzeitig Auslöser von Störungen der gesellschaftlichen Handlungen (vgl. 1979: 111). Wie wir sehen, ist die Sprache bei ihm mit der Gesellschaft beinahe untrennbar verbunden. Das ist aber nur die Hälfte der Sache, vielleicht noch wichtiger ist das Sprachverhalten der Individuen. Die in der Kultur der Sprachgemeinschaft festgelegten Kommunikationsnormen beeinflussen einander gegenseitig, beeinflussen die Handlungen der einzelnen Sprecher und die Sprecher, die sich diesen Normen ihrer Persönlichkeit nach immer verschiedenartig anpassen. Szende (1979) sieht den Ursprung der Störungen der kommunikativen Beziehungen in einer engeren Bedeutung in den Problemen der einzelnen Sprecher, somit sind sie von persönlicher Natur. In einer weiteren Bedeutung sind diese aber die sozialen Probleme, die teilweise von der Sprache generiert oder verstärkt werden. Es sollen in jedem Sprechakt – meint Szende (1979) – eventuell zwei grundlegende Beziehungsformen gelten: durch die eine werden die in der Kommunikation teilnehmenden verbunden. Wenn die Beziehung zwischen den Sprechern ent-

standen ist, wird durch die zweite, mit der Hilfe der Sprache, deren Beziehung zur Realität hergestellt.

3.1 Die doppelzüngige Sprache

Bevor wir die Probleme der Wortbedeutung anschauen, möchten wir vorausschicken, dass wir hier zwei Quellen vergleichen möchten, die einander an manchen Stellen fast völlig widersprechen. Auf der einen Seite haben wir Szende und auf der anderen Weinrich. Während Szende seine immer mit Sorgfalt aufgebauten Thesen in der Praxis durchführt, bleibt Weinrich mit seinen Gedanken auf einer theoretischen Ebene, weshalb einige Fragen seiner Aufmerksamkeit einfach entgehen. Nehmen wir zuerst Szendes Folgerungen unter die Lupe und zählen wir die diversen Probleme der Wortbedeutung auf, damit wir danach von den einzelnen Erscheinungen mit der Hilfe von Weinrichs Ideen entscheiden können, ob sie mit der Lüge zu tun haben.

Die Krise der Kommunikation, die Szende so gern betont, zeigt sich nicht nur auf der Kommunikationsebene, sondern auch in den niederen Ebenen, wo die (verminderte) Darstellungsfähigkeit sprachlicher Mittel in Frage gestellt werden kann. Vor allem ist Szende an der Untersuchung der Qualität der Wortbedeutung interessiert. Seine Sorgfalt zeigt sich auch darin, dass er grammatische Fehler schlicht und einfach ausschließt, weil diese nur selten zur Störung der Kommunikation führen, da sie mit der Ausdrucksfunktion der Wörter nichts zu tun haben.

Wir sollten, wenn auch nur kurz, hier einen kleinen Exkurs machen. Ich möchte mich nicht über die Zahl der verfehlten grammatischen Formen (oder über die Sprachschnitzer) beklagen. Ich möchte aber, dass wir unsere Aufmerksamkeit der „gängigen“ sprachlichen Schlampigkeit schenken, der wir auf Schritt und Tritt begegnen. In den ungarischen Medien hört man kaum eine schöne, gewählte Sprache, die Politiker und die führenden Köpfe der Gesellschaft können sich nicht ausdrücken. Man stottert, benutzt unpassende Metaphern und so lange Sätze, dass man am Ende die Korrespondenz zwischen Zahl und Person beim Verb verfehlt etc. Diese sprachliche Nachlässigkeit verhindert eine erfolgreiche Kommunikation nicht. Die zuerst nur isolierten Erscheinungen nisten sich aber in der Sprache ein und spiegeln die Einstellung der Gesellschaft gegenüber der Kommunikation. Die persönlichen Haltungen pflanzen sich also in der allgemeinen Kommunikation fort. Wie haben ja schon gesehen, dass der ungenaue Sprachgebrauch ein Mittel des Schwindels ist. Wohin führt es also, wenn wir unserer Kommunikation gegenüber anspruchslos sind?

Die Bedeutungen der Wörter sind nicht konstant, sie bilden ein System, das ständig in Bewegung ist und dessen Elemente voneinander abhängen. Der Bedeutungswandel findet durch die aufeinander folgenden Verwendungen des

Wortes statt, diese fügen neue Seme zu den Semem hinzu und heben neue Aspekte der Bedeutung hervor.

Die innovative Verwendung von Wörtern darf man aber nicht moralisch bewerten. Das Wort, mit dem wir etwas Schlechtes bezeichnen, ist kein schlechtes Wort, obwohl der Vorgang der Bedeutungsverschlechterung eindeutig nachweisbar ist. Wir werden dieses Problem bei der Determinierung der Lüge erneut erwähnen, da Weinrich diese Meinung nicht teilt.

3.2 Neue Einheiten im Wortschatz

Wie wir schon gesagt haben, ist der Wortschatz der Sprache in ständiger Veränderung. Das Erscheinen neuer Begriffe macht es für die Sprachgemeinde notwendig, neue Wörter zu schöpfen. Die Bildung kann verschiedenen Mustern folgen, manchmal wird die neue Bezeichnung analytisch-synthetisch, ihren Merkmalen entsprechend zusammengestellt, oft wird aber der neue Begriff zu einem neuen Wort. Wörter wie Ölkrise oder Gastarbeiter könnten hier als Beispiele erwähnt werden.

Auf diese Weise entstehen neue Elemente des Wortschatzes aus bekannten Morphemen, deren Bedeutung man danach bewerten kann, wie treffend sie dem bezeichneten Objekt entsprechen. Wie im Ungarischen hieß die Straßenbahn im Deutschen auch die Elektrische, die eine ebenso gutgelungene neue Einheit des Wortschatzes ist, wie Fernseher für TV oder Rundfunk für Radio. Auf der anderen Seite finden wir Wörter fremdsprachlicher Abstammung. Die Gesichtspunkte, die ein Wort als Fremdwort, fremdsprachliches Wort definieren, sind nicht das Thema, sondern die Hauptsache ist, dass das Wort nicht als sprachfremd, bzw. als Fremdkörper in der Sprache wahrgenommen wird, obwohl die fremdsprachliche Herkunft keine Notwendigkeit ist. In der Behördensprache heißen Ampeln auf der Straße „Lichtsignalanlagen“, was von der Alltagssprache wirklich entfernt ist. Als neues Wort setzt sich „Datenautobahn“ für das englische „Datahighway“ durch, was eine verfehlte Spiegelübersetzung des Englischen ist. Solche Neuschöpfungen finden wir in der deutschen Sprache in Hülle und Fülle, was wohl an der Flexibilität der Sprache liegt, z. B.: „Ausdruck“ für Printout, wobei die Übersetzung des englischen Wortes „Abdruck“ sein sollte. Ähnlich wie „downloaden“, für „abspeichern“, oder „anklicken“ für „click on“, wiederum aus dem Englischen.

Es kommt aber vor, dass die übertriebene Verwendung von Fremdwörtern darum stattfindet, damit das Verstehen behindert wird. In diesem Fall erscheinen die Fremdwörter als Bezeichnungen für vorhandene Begriffe und substituieren ein schon vorhandenes Wort. Wir sind aber auf der falschen Spur, wenn wir denken, dass solche Vorkommnisse mit der Abstammung des Wortes zu tun haben. Hinter der Fassade eines fremdsprachlichen Lautbildes verstecken sich meistens persönliche oder politische Vorgänge. Fremdwörter sind oft Opfer

der Dimensionsverschiebung, deren charakteristisches Merkmal die Verwendung besonderer Synonyme ist, die die Bedeutung mit zusätzlichen Gefühlswerten versehen. Wie wir sehen, bestimmt die Bedeutung eines Wortes die Regeln seiner Verwendung, die durch den Kontext, in dem es vorkommt, determiniert wird. Aus diesen Kontexten entwickeln sich dann solche Bedeutungsstrukturen, die weiterhin über die zusätzlichen Gefühlswerte entscheiden. Diese Strukturen verfestigen sich mit der Zeit und legen die Definition fest, aus der die Bedeutung des Wortes besteht.

Es gibt Situationen, in denen ein neues Wort eine für den Sprecher heikle, unangenehme Sache verbirgt. Denken wir nur daran, dass wir unserem Chef unser Versagen in einer wichtigen Arbeit erklären müssen. Ich bin sicher, dass wir nicht einfache Wörter wählen, sondern Wörter und Ausdrücke, deren Bedeutungen die Wortbedeutung weit überschreiten. Durch die Vermeidung eines Wortes, dessen Bedeutung den Sachverhalt direkt betrifft, wird die Korrespondenz zwischen der Realität und dem Wort umgeformt. Der Zweck ist offensichtlich, denn die unangenehmen Elemente der Mitteilung arbeiten gegen den Sprecher. Die neuen Wörter haben die unangenehmen Konnotationen noch nicht, ihre Bedeutungen sind vage. Im Deutschen wird der Ausbruch eines Feuers in einer Fabrik als „verstärkte Oxydation“ umschrieben. Oder der Zustand eines Verunglückten wird als „stabil“ bezeichnet, um zu sagen, dass er noch nicht tot ist.

Eine noch charakteristischere Art des kommunikationsverhindernden Wortgebrauchs vertreten obszöne Wörter, die man im Englischen als „Vierbuchstabenwörter“ kennt. Diese haben alle erwähnten Merkmale. Sie sind geeignet, den wahren Zustand der Dinge zu vertuschen, so dass man wirklich nicht weiß, wofür ein Wort oder Ausdruck steht, während die Mitteilung einen furchtbar großen emotionalen Wert hat. Ist ein Beispiel hier nötig?

Wir haben gesehen, dass Fremdwörter von der Bedeutungsveränderung besonders betroffen sind. Oft verlieren sie auch ihre interkulturelle Rolle und eignen sich solche Schattierungen der Bedeutung an, die die Wörter von ihrer herkömmlichen Bedeutung ganz entfernen. Diese Anpassung geschieht nicht nur auf semantischer Ebene, doch sie ist ein Merkmal dafür, dass das Wort in die Sprache aufgenommen wird und aus dem Fremdwort ein Lehnwort wird.

3.3 Die Metapher

Noch interessanter ist die Erneuerung von Wortbedeutungen mit Wörtern aus dem Wortschatz der eigenen Sprache. Der vielleicht meist verbreitete Weg, alte Wörter mit neuen Bedeutungen zu versehen, ist die Verwendung von Metaphern. Die Metapher ist ein Wortbild, das auf Grund äußerer, innerer oder funktioneller Ähnlichkeit zweier Begriffe entsteht. Wenn wir eine Bezeichnung in einem Kontext mit einer anderen substituieren, werden wir Zeugen einer merkwürdigen Veränderung in deren Bedeutungen. Es gibt Metaphern wie Holzkopf

oder Esel, die man eindeutig als Metapher empfindet, wenn wir aber das Wort Schatz hören, ist der Assoziationsvorgang gar nicht mehr so klar sichtbar wie in den anderen Fällen.

„An Metaphern kann man sogar noch besser als an anderen Wörtern ablesen, dass eine bloße Wortsemantik ohne die Ergänzung durch eine Textsemantik bestenfalls die halbe Wahrheit dieser Wissenschaft abgibt. Denn ein Wort für sich allein kann niemals eine Metapher sein.“ (Weinrich 1966: 43) Bei den Metaphern ist also die Kontextdeterminierung noch relevanter als bei den Einzelwörtern. „Während der gewöhnliche Kontext ein Wort innerhalb seiner Bedeutung determiniert, verläuft bei metaphorischem Kontext die Determination außerhalb der Bedeutung. Auf diese Weise entsteht eine Spannung zwischen der Bedeutung und der nun nicht innerhalb sondern außerhalb ihrer selbst liegenden Meinung. Diese Spannung macht den Reiz der Metapher aus.“ (Weinrich 1966: 44.) Nach Weinrich ist hier wieder die Reduktion von Möglichkeiten, der Grundbegriff der Informationstheorie, der Fall. „Vom Einzelwort her gesehen hat aber der Informationsbegriff zwei Dimensionen. Er bezieht sich einerseits auf die Welt, – als totale Möglichkeit – die Sprache werden will. Das Wortzeichen, wenn es erklingt, informiert uns dann darüber, was aus dieser totalen Möglichkeit nun bereits ausgeschlossen ist. Eine zweite Dimension geht indes auf die zu erwartenden Wortzeichen der Kommunikationsfolge. Die totale Möglichkeit der Wortfolge ist tatsächlich bereits eingeschränkt, wenn das erste Wort lautbar geworden ist. Viele Wörter sind nun für die Kommunikationsfolge unwahrscheinlich geworden. Man erwartet sie nicht mehr. Das ist auch eine Reduktion von Möglichkeiten, allerdings nicht in der Gewissheit, sondern in der Wahrscheinlichkeit. Für die Sprache ist auch diese Vorinformation der Determinationserwartung eine Realität. (...) In den meisten Fällen wird unsere Determinationserwartung nicht enttäuscht.“ (Weinrich 1966: 44–45) Bei Metaphern springt die Rede plötzlich in eine ganz andere Sphäre, die vom Wort her nicht vorhersehbar war, und somit wird unsere Determinationserwartung getäuscht. „Wir müssen unsere Erwartung revidieren und werden um ein geringes in unserer Wahrscheinlichkeitsrechnung gestört. Darin liegt die metaphorische Spannung, die übrigens um so größer ist, je knapper die wirkliche Determination die erwartete Determination verfehlt. Mit der Metapher ist also notwendig eine Täuschung verbunden.“ (Weinrich 1966: 46)

Das Wort, für das die Metapher steht, hat im allgemeinen weniger Ausdruckskraft als die Metapher selbst. Deswegen hat die Metapher etwas mehr an Bedeutung, deren zusätzliche Ausdruckskraft das Bezeichnete genauer schildert. Damit wird es uns auch klar, warum die Poesie so gerne Metaphern verwendet, denn sie lässt für den Poeten eine mehrwertige Darstellung der Realität zu. „In diesem Sinne ist die Metapher das Mittel, mit dem der Poet an der Sprache dafür Rache nimmt, dass sie die Wahrheit mit ihren fixen Ideen beherrschen will“, zitiert Szende Leech (Szende 1979: 169 / Leech 1974: 45. Alle Zitate aus dem Ungarischen sind meine [B. K.] Übersetzungen).

In der Umgangssprache sind Metaphern feste bildhafte Ausdrücke, Wortbilder. Im Vergleich zur literarischen Metapher ist ihre Bedeutung leichter zu enträtseln. Ihre Beliebtheit und Wiederherstellung in der Umgangssprache wird möglicherweise auch dadurch verstärkt, dass eine geprägte Metapher – mit Weinrichs Worten „eine starke Metaphertradition“ – die eigene metaphorische Spannung mindert, und die Sprecher zur Erfindung spannenderer Ausdrücke bewegt. Oft fallen sie aber der Dimensionsverschiebung zum Opfer, und, anstatt einen Bedeutungszusatz zu geben, werden sie leere affektive Ausdrücke.

In der alltäglichen Sprache sind Metaphern sehr beliebt, vielleicht nimmt ihre Beliebtheit sogar zu. Wieder einmal können wir auf die Politik rekurren, aber auch die verschiedenen Medien liefern uns Wortbilder in Hülle und Fülle. Ihre Formen fangen mit Bedeutungen an, die der Alltagssprache nahe stehen, und wachsen sich zu weitschweifenden, ungenauen Metaphern aus, bis zu absolut leeren Redeblüten. In diesen Fällen ist die Metapher nur eine „bunte Seifenblase“ (Szende 1979: 173), hinter welcher sich weder Nebeninformation, noch Information überhaupt befindet. Als Beispiel nehmen wir den Ausdruck „Standort Deutschland“, diese bedeutungsleere Phrase hängt mit der Ökonomie zusammen, und verbirgt die globale Stellung von Deutschland in der internationalen Wirtschaft. „Standort Deutschland“ bedeutet praktisch, ob für die ausländischen Investoren die Arbeitskosten, Steuern usw. in Deutschland noch profitable Investitionen ermöglichen. Ausdrücke wie diesen nennt Szende „die verhüllende Metapher“, die sich von der künstlerischen Metapher sehr gut unterscheiden lässt. Während die letztere durch den Austausch der Bezeichnung bestimmte Charakterzüge hervorhebt und damit einen Informationszusatz vermittelt, verhüllt die erstere die schon vorhandenen Merkmale, filtert sie und verursacht Informationsabnahme. Sie sind nur viel Lärm um nichts, das Bild, das sie andeuten ist kontrastarm. Die Täuschung der Erwartung des Hörers oder Lesers ist in diesem Fall offensichtlich, man erwartet ein kontrastreiches sinnfälliges Bild, doch letztlich besteht das Bild nur aus oberflächlichen Schattierungen, wenigstens wenn man sich selber nicht gern tauschen lässt.

„Alles in allem sind diese Metaphern nichts weiter als Denksprüche, fügt Szende noch hinzu, die die Sprache nicht bewahrt, deshalb ist ihre Wiederherstellung eine permanente Aufgabe der Sprecher.“ (ebd.)

3.4 Wort und Begriff, die endgültige Trennung

In diesem Abschnitt möchten wir jene Spracherscheinungen näher betrachten, deren Bedeutung von der Absicht des Sprechenden am weitesten entfernt ist. Ihre Rolle in der Kommunikation, ihr Platz in der Rede, also ihre Verwendung interessiert uns jetzt. Maßgebend für die Untersuchung sind die Bedeutungsver schlechterungs- und Bedeutungsver schönungsabsichten der Sprecher.

Die Vierbuchstabenwörter haben wir schon erwähnt, welche gesellschaftliche Rolle erfüllen sie aber? Szende ordnet sie gleich bei jenen Ansprachessituationen ein, die die Basis für die informationvermittelnde Kommunikation herstellen. Obszöne Wörter sollen den Wagemut des Sprechers andeuten und auf die Zuhörer eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben. „Was also die Natur der menschlichen Beziehungen betrifft“, erklärt Szende, „statt Gesten und Gedanken überreichen wir dem Anderen einen Strauß von Schimpfwörtern als Zeichen unserer Gutmütigkeit“ (1979: 176). Der Grund für ihre zunehmende Verwendung liegt in der unwürdigen Anspruchslosigkeit der Sprecher, deren Mühe nur zu der Andeutung ihrer Attitüde ausreicht. Die Verwendung solcher Wörter in der Sprache wird zur Gewohnheit, ich glaube aber, dass wir, indem wir von der Inhaltslosigkeit dieser Ausdrücke sprechen, den Sprecher und nicht die Sprache kritisieren.

Auf der anderen Seite finden wir Verschönerungen der Sprache, die Euphemismen. Szende sieht im Euphemismus eine primitivere Form der Metapher, die bis auf uralte gesellschaftliche Verhältnisse zurückreicht. In jeder Gesellschaft und „vor allem in deren höheren Schichten“ – meint Szende – gibt es Tabuwörter. Dies sind nicht nur solche Wörter, die verboten sind, sondern auch solche, deren Aussprache in bestimmten Kontexten sich nicht gehört. Das Problem kommt aus dem Begriff des Tabus. Mit den heutigen Euphemismen hat das Tabu nur seine verfehlte Erklärung gemeinsam. Es wurde nämlich behauptet, dass die Nennung zu dem Bezeichneten eine organische, wirkliche Beziehung hatte und dass die direkte Bezeichnung die bezeichneten Geister, Dämonen etc. stören und beleidigen würde. „In der Tat“, erklärt Szende, „hat so eine Behauptung keinen Wahrheitsgrund, da die Verbindung zwischen signifiant und signifié von konventioneller Natur ist.“ (1979: 176) Der Umkreis des Einsatzes von Euphemismen ist in der Mehrzahl der Kulturen gleich. Im allgemeinen charakterisiert sie, dass es irgendwie unangenehm ist, über die durch sie verhüllten Sachen zu sprechen. Diese sind gesellschaftlich verbotene Themen wie Tod, Krankheit, Sexualität oder die menschliche Physiologie. Dies ergibt auch eine thematische Gruppierung der Euphemismen. Alle Wörter, unabhängig von ihrer Wortart, die mit diesen Themen zusammenhängen, sind unerwünscht. Der Sprecher erfüllt die Erwartung der Gesellschaft, diese unangenehmen Dinge dem Gespräch fernzuhalten. Als ich soeben statt „Stoffwechsel“ oder „Ausscheidung“ „Physiologie“ schrieb, habe ich auch einen Euphemismus verwendet und das begangen, was mit Szendes Ausdruck „die sprachliche Deodorierung der Sache“ (1979: 176) ist.

Nehmen wir an, wir sind auf einer Party und wir suchen das Klo. Es wäre doch unangemessen in einer (feinen) Gesellschaft mit dem erwähnten, umgangssprachlichen Wort nachzufragen, denn ist mit widerlichen Konnotationen belastet. Viel angenehmer ist es, die Toilette zu suchen, denn dieses als Fremdwort entbehrt die ungewünschten Konnotationen und ist so zu sagen hygienisch

sauber. Wenn bei uns heimische Wörter Priorität hätten, wäre ein anderer Ausweg, nach dem Badezimmer zu fragen. Der Fall ist hier ganz eindeutig, das unerwünschte Wort wird mit seinem Hyperonym substituiert. Das ist ein Wort, das für eine höhere logische Klasse steht und mit dem unerträglichen Klo nur zum Teil verwandt ist. Die Ungenauigkeit der sprachlichen Situation bringt dem Sprecher in seiner Not eine erleichternde Hilfe. Zu einer peinlichen Situation könnte es führen, wenn in dem Haus Toilette und Bad getrennt sind. Die Sache ist damit aber noch nicht erledigt, denn je häufiger das Badezimmer für das Klo steht, desto schmaler wird die Distanz zwischen ihren Bedeutungen. Offensichtlich führt dieser Vorgang zu einer Bedeutungsverschlechterung, an dessen Ende die Verwendung des Badezimmers ebenso ungeschickt wird wie das Wort, wofür es eingesetzt wurde. Wenn wir Szendes Vergleich jetzt ergänzen, am Ende stinkt das ganze Badezimmer so wie das Klo.

Es gibt aber Euphemismen, die eine allgemein-gesellschaftliche Bedeutung haben. Ich möchte das mit Szendes Beispiel demonstrieren. Die Propaganda des Dritten Reiches bezeichnete die Stellen des Zusammenbruchs seines Kriegsapparats als „dynamische Lostrennung“. Ein anderer Euphemismus für dieselbe Bedeutung hieß Frontbegradigung, Rückzug der Truppen bis die Front die Form einer graden Linie hat. „Dem Zuhörer wurde es dann kaum klar, dass dieser Ausdruck für den Rückzug steht. Es ist ganz eindeutig, dass hier nicht das Bezeichnete unanständig oder anstößig ist, zumindest wenn der Rückzug nicht auf die Dauer ist. Die Alliierten benutzten ja während der anfänglichen Siege der Deutschen zu Beginn des Krieges derselben Wortschatz. Es lag an der Ideologie, an ihrem zerstörerischen Welteroberungswillen, an der Jagd nach dem Totalen Sieg, der die Niederlage nicht zulassen konnte.“ (Szende 1979: 179) Ein entscheidendes Merkmal für diese Art Euphemismen ist, dass hier das Wort, für das sie stehen, nicht verstanden werden darf. Während wir im Alltag unseren Wunsch, wenn auch taktvoll aber unbedingt mitteilen wollen, ist hier die Verbindung der Bezeichnung mit der verhüllten Bedeutung verboten.

Derartige in die Sprache gewaltsam eingeführte bedeutungsverschönernde Ausdrücke sind für die Diktaturen besonders bezeichnend. Ihre Aufgabe ist es, der führenden Macht zu dienen. Und obwohl die jeweilige Bedeutung dieser Euphemismen leicht enthüllbar wäre, ist die Enthüllung der Wahrheit streng untersagt.

„Die Wahl der kritischen Wörter und Euphemismen führt leicht zu einer ‘Doppelsicht’, zu einer Sinnestäuschung in der alltäglichen Kommunikation. Hier tauchen jene Probleme auf, die aus dem Unterschied der okkasionell zugeordneten Bedeutung und der ursprünglichen Bedeutung stammen. Es gibt aber weitere Einträge in dem Lexikon, die neben der denotativen Bedeutung stark gefärbte konnotative Bedeutungen haben“ (Szende 1979: 180). In vielen Fällen kommt es sogar vor, dass die denotative Bedeutung wegen der konnotativen Bedeutung überhaupt nicht zur Deutung kommt. Die gefühlsmäßig überhitzte Rede verfügt über die Merkmale von Idiomen. Ein stark affektiver Satz besteht nicht

notwendig aus gefühlsmäßig überhitzten Wörtern. „Zum Beispiel: die Wörter des Satzes ‘Ich tue alles für ihn, weil ich ihn liebe’ können so in andere Sätze eingebaut werden, dass deren Bedeutung für den Zuhörer ziemlich unangenehm wird. ... (Ich tue alles was in meiner Macht steht, um deine Spielchen zu enthüllen! ...usw.) Eine Liebeserklärung ist sogar desto glaubwürdiger, je weniger gefühlsmäßig verpflichtete Wörter sie enthält, das heißt: je faktischer sie ist, desto geeigneter ist sie zum Überzeugen,“ meint Szende (1979: 180).

In jeder Sprache finden wir solche Gruppen von Wörtern, deren Bedeutung im Laufe der Zeit durch ihre Verwendung in der Rede modifiziert wurde, genauer gesagt, auf deren Bedeutung sich die Merkmale der Gefühle der Sprecher abgesetzt haben. Die Entstehung dieser Wörter ist in jeder Sprache das Ergebnis kulturgeschichtlicher Traditionen. Die Bedeutungsunterschiede existieren aber nur im Bewusstsein der Sprachgemeinde. Für Außenseiter sind diese Unterschiede unbekannt. „Das Ungarische kennt zum Beispiel die Unterscheidung des amerikanischen Englischen zwischen nigger und negro nicht“ (Szende 1979: 180). (In Ungarn haben wir sogar eine Hustenbonbonmarke, die Negro heißt. Auf ihrer Verpackung befindet sich die Silhouette eines schwarzen Kaminkehrers. Amerikaner waren von dieser offenen Verletzung der Schwarzen total entsetzt, erzählte mir einmal ein Kamerad, der auf seine Studienreise in die USA eine Packung mitgenommen hat.)

Wen versuchen wir aber zu beruhigen, wenn wir statt Bauer „Landwirt“ oder statt Katastrophe „Störfall“ sagen? Ist es keine Lüge, wenn wir über die Abtreibung als „Schwangerschaftsunterbrechung“ sprechen und Embryonen mit dem neutralen Ausdruck „menschliches Leben“ bezeichnen? Eine positiv gemeinte Diskrimination vertritt das Wort „Mitbürger“, wenn es für die in Deutschland lebenden Juden steht. „Mitbürger“ ist kein pejoratives Wort, sondern die ernste Betonung der Bürgerschaftsstatus der deutschen Juden, wobei das Wort eben deswegen (negativ) diskriminiert. Bei uns in Ungarn ist es eindeutig eine negative Stellungnahme, über „die Minderheit“ zu sprechen, was politisch gar nicht mehr korrekt ist.

Hier geht es nicht um die Verhüllung von Fakten, sondern um ihre objektive, bzw. objektiv gemeinte Darstellung. Denn Texte, die viele affektive Wörter enthalten, sind abgeschlossener. Mit der fatischen Auffüllung des Textes schrumpft sein Informationswert. Es kann sein, dass der Zuhörer auf dieses Ereignis nicht aufmerksam wird, weil die ausgelösten Emotionen sowohl seine Aufmerksamkeit für das Wesentliche als auch die Formung seiner eigenen Meinung verhindern.

Zur Zeit ist es sogar eine gesellschaftliche Erwartung, in der öffentlichen Kommunikation eine politisch korrekte Sprache zu verwenden. (Und das heißt lange nicht mehr, über die Politiker korrekt zu sprechen!) Noch vor der Wende hörte man in Ungarn überall den Ausdruck „fair play“, mir scheint, als ob die heutige politisch korrekte Sprache bei uns das Erbe des ersten wäre. „Fair play“ hatte schon damals keine Bedeutung, heute benutzt niemand diesen Ausdruck

mehr. Die politisch korrekte Sprache kann wohl die Reaktion auf die zunehmende Verwendung der affektiven und informationsarmen Kommunikation sein. Anscheinend hat man aber die Information und die Gefühlsladung der Wörter auseinanderhalten können. Statt der Objektivität hält man Gefühle oder die unbeschädigte Persönlichkeit des Anderen vor Augen.

Diese Einstellung kann man aber auch übertreiben, aus meiner Sicht vertritt die politisch korrekte Sprache mit der Überbetonung der Sensibilität gegenüber den Gefühlen von anderen eine unnötige Tabuisierung, Prüderie. Nicht umsonst macht man aus ihr so viele Witze!

Der Wortschatz der politisch korrekten Sprache besteht ja aus Neuschöpfungen, wie „Azubi“ für Lehrling, „Senioren“ für Rentner oder „Reinigungskraft“ für Putzfrau, die den Platz der revidierten Wörter einnehmen. Für den Wortschatz sind also die Definitionen, die wir in diesem Teil des Kapitels für die Doppelzüngigkeit der Sprache aufgestellt haben, ziemlich passend. Noch mehr trifft hier jene Behauptung zu, die wir am Anfang des Kapitels bei den Störungen in der Kommunikation festgestellt haben. Nämlich, dass die Störungen teils von der Sprache, teils selbst von der Gesellschaft generiert werden.

4. Nachwort

Wir kommen jetzt zum Ende unserer Untersuchung. Im Vorwort haben wir festgestellt, dass die Lüge, als Beispiel für abstraktes Denken, ein Merkmal der Menschlichkeit ist. Anscheinend ermöglichte die Fähigkeit zur Begriffsbildung die Ausbreitung kultureller Kenntnisse, die dann auch in der Sprache erschienen und aus dem ‚menschlichen Tier‘ den Liebhaber der Gedanken gemacht haben. Der Mensch wurde fähig, über solche Sachen zu reden, die es nicht gibt. Dazu kommt, dass der Mensch ein geselliges Tier ist, das große Freude am Spiel mit der sprachlichen Vielfalt findet.

Im zweiten Kapitel versuchten wir die Lüge zu definieren. Wir untersuchten zuerst die Relationen zwischen Wortbedeutung und Lüge, dann die zwischen Satzbedeutung und Lüge. Wir mussten aber feststellen, dass man Lügen nur in den einzelnen Sprachsituationen aufdecken kann.

Um die Theorie an der Praxis zu prüfen, untersuchten wir im dritten Kapitel die im ersten Kapitel angesprochenen Vielfalt der sprachlichen Ausdrücke und Wörter in Hinsicht auf die Ziele des Sprechers. Die Kommunikation hat immer ein praktisches Ziel, der Sprecher will den Hörer zu etwas bewegen. Um sein Ziel zu erreichen, beeinflusst er die Kommunikation dadurch, dass er die Regeln der Kommunikationsvorgänge missachtet. (So dient eine vordergründige Kommunikationsstörung noch der Kommunikation.) Wenn wir überhaupt von Wörtern sprechen können, die Gedanken verbergen, dann sind die aufgezähl-

ten Störungsformen die Mittel dazu. Im zweiten Teil dieses Kapitels wollten wir dann solche Spracherscheinungen anvisieren, die eine übertragene oder veränderte Bedeutung haben. Wir sahen, dass ein Mehrheit der neuen Elemente des Wortschatzes entweder darum entsteht, damit eine Lüge vertuscht wird, oder damit ein durch das Lügen verschlechtertes Wort substituiert wird.

Mir scheint die Lüge hat einen schlechteren Ruf, als sie verdient, was wohl an der Einstellung unserer Kultur liegt. Vielleicht ist gegenüber ihr noch immer Offenheit die beste Verteidigung, denn nur Unwissende fallen Betrügerei leicht zum Opfer.

Ich hoffe, ich konnte mit den vorherigen Absätzen einen Einblick in die Problematik der Lüge verschaffen. Es ist immer schwierig über die Sprache zu sprechen, denn sie ist die Wurzel und die Wiege unserer Erkenntnis, und wir können unser Gedächtnis von ihr nicht leicht befreien.

Literaturverzeichnis

Szende Tamás: A szó válsága. Budapest 1979.

Weinrich, Harald: Linguistik der Lüge. Kann Sprache die Gedanken verbergen? Heidelberg 1966.

Weiterführende Literatur

Bok, Sissela: A hazugság. Budapest 1983.

Lengyel László: Korunkba zárva. Budapest 1994.

Lukács György: Az esztétikum sajátossága II. Budapest 1965.

Macrone, Michael: Heuréka. Budapest 2000.

Morris, Desmond: Az emberállat. Budapest 1994.

Popper Péter: Hazugság nélkül. Budapest 1999.

Radnóti Sándor: Hamisítás. Budapest 1995.

Ráth – Végh István: Mendemondák és történelmi hazugságok. Budapest 1956.

Steiner, Georg: Egyre távolabb a szótól. Budapest 1970.

Eine neue alte Methode: kontrastive Linguistik auf sprachtypologischer Grundlage (am Beispiel der Substantivdetermination)*

1. Einleitung

Sowohl die Sprachtypologie als auch die kontrastive Linguistik werden heute allgemein als Teilbereiche der vergleichenden Sprachwissenschaft betrachtet, wobei bei der letzteren der Zusammenhang mit dem Fremdsprachenunterricht hervorgehoben wird. Diese Disziplinen vergleichen Sprachen aus unterschiedlichen Perspektiven, daher wird zwischen ihnen meist kein direkter Zusammenhang gesehen. Sie lassen sich aber durchaus miteinander verbinden, so dass man die Vorteile der beiden Betrachtungsweisen nutzen kann. Dieser Weg wurde von einem Forschungsteam im Mannheimer Institut für Deutsche Sprache eingeschlagen, wo seit 1999 an einem Projekt „Grammatik des Deutschen im Europäischen Vergleich“ gearbeitet wird. So neu ist diese Methode aber nicht (wenn sie auch nicht so alt ist, wie das der Titel dieses Vortrags suggerieren könnte). Schon im Jahre 1971 haben nämlich László Dezső und William Nemser in einem Konferenzvortrag dafür plädiert, Sprachtypologie und kontrastive Linguistik miteinander zu verbinden (Dezső/Nemser 1973). Diese Idee wurde aber in Ungarn meines Wissens nicht aufgegriffen, auf jeden Fall nicht in der Germanistik. In diesem Vortrag versuche ich einerseits zu zeigen, dass kontrastive Linguistik auf sprachtypologischer Grundlage durchaus praktikabel ist, auch bei einem Vergleich von nur zwei Sprachen, andererseits dass mit Hilfe dieser Methode vielleicht auch Ergebnisse erzielt werden können, die mit den Verfahren der „traditionellen“ kontrastiven Linguistik nicht möglich waren. Dazu habe ich einen Bereich ausgesucht, der zwar vielfach beschrieben, in der deutsch–ungarischen Relation aber noch nicht bearbeitet worden ist, den der Substantivdetermination.

Im Folgenden werde ich zuerst diese Methode aus theoretischer Sicht darstellen. Dazu sollen die wichtigsten Anliegen der beiden Disziplinen kurz umrissen werden. Es wird ferner auf die Verbindbarkeit dieser Disziplinen miteinander eingegangen. Dann wird die praktische Seite gezeigt, also wie sich diese Methode

* Dieser Beitrag ist eine modifizierte und erweiterte Fassung meines Vortrags an der II. Konferenz ungarischer Nachwuchsgermanisten in Szeged im November 2004. Hiermit möchte ich all denen meinen Dank aussprechen, die mir während der Konferenz und auch in Gesprächen in den Pausen mit ihren Vorschlägen geholfen haben.

in die Praxis umsetzen lässt. Das Verfahren selbst wird anhand des Bereichs der Substantivdetermination gezeigt. Um auch einige Ergebnisse zu zeigen, die mit dieser Methode erzielt werden können, folgt ein Umriss einer Analyse der Ausdrucksmöglichkeiten der Definitheit im Deutschen und im Ungarischen.

2. Die Methode – in der Theorie

2.1. Sprachtypologie¹

Die Sprachtypologie als ein Teilbereich der vergleichenden Sprachwissenschaft beschäftigt sich mit dem Vergleich von Sprachen unter systematischem Gesichtspunkt. Genealogische und regionale Gesichtspunkte werden dabei außer Acht gelassen. In ihren Anfängen hat sich die Sprachtypologie vor allem mit der Klassifizierung von Sprachen beschäftigt. Diese sogenannte generalisierende Typologie klassifiziert die Sprachen nach der Ähnlichkeit beziehungsweise Unähnlichkeit des Sprachbaus. Sie entstand im 19. Jahrhundert mit dem Werk von Friedrich Schlegel („Über die Sprache und Weisheit der Indier“), in dem er die Sprachen in flektierende und in agglutinierende Sprachen eingeteilt hat. Diese Einteilung wurde 1818 von August Wilhelm Schlegel um einen dritten Typ, die isolierenden Sprachen, und dann durch Wilhelm von Humboldt (1836) um den vierten, die inkorporierenden Sprachen, ergänzt. Auch am Anfang des 20. Jahrhunderts sind noch neue Typologisierungen entstanden, die aber auf der Grundlage der Humboldtschen Tradition stehen. So wurde die Klassifizierung der Sprachen von Vladimir Skalička um einen fünften Typ, die introflexiven Sprachen, ergänzt. Ein weiteres wichtiges Forschungsanliegen der generalisierenden Typologie war/ist die Universalienforschung, deren berühmtester Vertreter Joseph Greenberg ist, der als der Begründer der eigentlichen modernen Typologieforschung angesehen werden kann. Diese Art von Sprachtypologie ist bemüht, eine größere Anzahl von Sprachen hinsichtlich weniger oder nur eines Parameters zu untersuchen. Anhand der Ergebnisse dieser Untersuchungen wollte man universelle Eigenschaften der Sprachen feststellen beziehungsweise Zusammenhänge zwischen einzelnen sprachlichen Phänomenen finden, die in Form von sogenannten sprachlichen Implikationsuniversalien formuliert werden. Diese generalisierende Sprachtypologie kann als Teil der Sprachtheorie beziehungsweise als eine Disziplin der allgemeinen Sprachwissenschaft angesehen werden.

Ein neuerer Ansatz der Sprachtypologie ist der sogenannte funktional-typologische Ansatz. Er ist anhand der Erkenntnis entstanden, dass es oft unmög-

¹ vgl. Croft (1999), Lang (1996), Roelcke (1997)

lich ist, bei einem Vergleich von Sprachen ein strukturelles Merkmal als *tertium comparationis* auszuwählen.

„The essential problem is that languages vary in their structure to a great extent; indeed, that is what typology (and more generally, linguistics) aims to study and explain. But the variation in structure makes it difficult if not impossible to use structural criteria, or only structural criteria, to identify grammatical categories across languages. Although there is some similarity in structure ('formal' properties) that may be used for cross-linguistic identification of categories, the ultimate solution is a semantic one, or to put it more generally, a functional solution.“ (Croft 1990: 11)

2.2. Kontrastive Linguistik²

Die kontrastive Analyse von zwei (seltener mehr) Sprachen wurde ins Leben gerufen, um die Unterschiede zwischen den einzelnen Sprachen herauszustellen. Diese Zielsetzung ist auch in den Definitionen der kontrastiven Linguistik zu lesen. Hier sei die Definition von Kurt Rein zitiert: Die kontrastive Linguistik ist „eine vergleichende sprachwissenschaftliche Beschreibungs- und Analysemethode, bei deren möglichst detaillierten ‚Vergleichen‘ das Hauptinteresse nicht auf den Gemeinsamkeiten, sondern auf den Abweichungen oder ‚Kontrasten‘ zwischen den beiden – oder mehreren – verglichenen Sprachsystemen beziehungsweise Subsystemen liegt“ (Rein 1983:1).

Die kontrastive Linguistik als selbständige Wissenschaft entstand in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts. Das Hauptanliegen der kontrastiven Linguistik war, eine bessere Grundlage für den Fremdsprachenunterricht zu schaffen. So beinhalteten die kontrastiven Forschungen einen systematischen Vergleich der Muttersprache und der zu erlernenden Fremdsprache. Bei diesen Vergleichen waren die Wissenschaftler aus der Annahme ausgegangen, dass die Fremdsprache auf der Basis der Muttersprache erlernt werde, das heißt, Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Sprachen würden das Erlernen erleichtern, während Unterschiede es erschwerten. Nicht nur diese Annahme erwies sich als unhaltbar, Kritiker haben u.a. bemängelt, dass bei den Analysen die Ähnlichkeiten nicht erforscht wurden beziehungsweise dass nicht einmal die Interferenzfehler, die ohnehin nur einen möglichen Fehlertyp darstellten, vorhersagbar sind. Aus diesem Grund wurde die Idee der kontrastiven Linguisten, Interferenzfehler vorzubeugen, nicht verwirklicht. Dieser teilweise Misserfolg führte zu dem Vorschlag, die kontrastive Linguistik aus ihrem engen Bezug auf den Fremdsprachenunterricht zu lösen. Auf diese Weise hat sich als selbständige Disziplin die angewandte kontrastive Linguistik etabliert, die zum Teil die „ursprüngliche“ sprachlich-didaktische Zielsetzung beibehalten und den Fremdsprachenunterricht in den Mittelpunkt der

² vgl. Rein (1983), Zifonun (Neue Wege)

Forschung gesetzt hat, zum Teil aber Forschungen auf dem Gebiet der Soziolinguistik (s. Dialekt-Hochsprache kontrastiv) und der Übersetzungswissenschaft (Übersetzungsvergleich, maschinelle Übersetzung) betreibt. Die andere Teildisziplin, die theoretische kontrastive Linguistik ist demgegenüber an sprachwissenschaftlicher Grundlagenforschung interessiert und liefert Beiträge u.a. zur allgemeinen Sprachtheorie, zur Theorie der kontrastiven Linguistik, zur Grammatik der Einzelsprachen und zur Universalienforschung. Das Ziel der kontrastiven Linguistik ist nach neueren Ansätzen „ein umfassender Vergleich zweier Sprachen“, der „grundsätzlich nicht gerichtet ist“ (König 1996: 32). Das bedeutet, dass die beiden Sprachen gleichgewichtig behandelt werden. Diese Ungerichtetheit wird aber meistens nicht verwirklicht, auch bei Arbeiten nicht, die dieser Zielsetzung folgen, so gibt es in den kontrastiven Arbeiten meistens doch eine Ausgangs- und eine Zielsprache.

Auf den Fremdsprachenunterricht bezogen und somit auch zielgerichtet sind auch die meisten kontrastiven Arbeiten, in denen das Deutsche und das Ungarische verglichen wurden. Die Blütezeit erlebte die deutsch–ungarische kontrastive Linguistik meines Erachtens in den 70er Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, als unter der Leitung von János Juhász eine Forschungsgruppe gegründet wurde, die die beiden Sprachen unter zahlreichen Aspekten untersucht hat. Die (ersten) Ergebnisse dieser Forschungen wurden 1980 unter dem Titel „Kontrastive Studien Ungarisch–Deutsch“ veröffentlicht. Seit der Auflösung dieser Gruppe konzentrieren sich die Arbeiten auf einzelne Teilgebiete der Grammatik. So wird in einer Forschungsgruppe unter der Leitung von Regina Hessky an einem Projekt „zweisprachige Lexikographie“ gearbeitet, während ein anderes Team, geleitet von Péter Bassola, die Substantivvalenz in deutsch–ungarischer Relation untersucht. Bei beiden Gruppen liegen schon Erstergebnisse vor. Außer den erwähnten gibt es noch zahlreiche kontrastive Arbeiten im Bereich der Lexikologie. Im Bereich der Grammatik (Morphologie, Syntax) sind mir keine umfassenderen Darstellungen bekannt. Von den neueren Arbeiten möchte ich die Dissertation von Attila Péteri über die Abtönungspartikeln beziehungsweise das Buch von Tibor Szűcs erwähnen (Szűcs 1999), das eine umfassende, eher theoretisch angelegte Darstellung des Deutschen und des Ungarischen aus der Sicht des Ungarischen als Fremdsprache ist.

2.3. Über die Verbindbarkeit der Sprachtypologie mit der kontrastiven Linguistik

Die Idee, Sprachtypologie und kontrastive Linguistik miteinander zu kombinieren, ist keineswegs neu. Wie oben erwähnt, haben László Dezső und William Nemser schon im Jahre 1971 in ihrem Vortrag an der Konferenz für kontrastive Linguistik in Pécs dafür plädiert, Sprachtypologie und kontrastive Linguistik miteinander zu verbinden. Sie argumentieren folgendermaßen:

„It is the task of typology to examine the typological rules governing specific language types, and the universal principles valid for all languages. Research on rules specific to individual languages, on the contrary, belongs to descriptive linguistics. Since such typological rules and universal principles operate in every language, they provide an optimal starting-point for ascertaining both the common characteristics of languages and their contrasting features. The system of principles and typological rules forms a network which unites individual languages while at the same time revealing their typological characteristics. Such rules provide the common basis which alone permits the contrastive analysis of languages, while at the same time allowing for individual variation among these languages.“ (Dezső/Nemser 1973: 3)

Sie vertreten die Meinung, dass die Ergebnisse solcher Untersuchungen in erster Linie im Fremdsprachenunterricht anzuwenden sind. Sie sind der Ansicht, dass man im Fremdsprachenunterricht nach Möglichkeit mit der Vermittlung sprachtypologisch gemeinsamer Strukturen anfangen soll und die Strukturen, die von denen der Ausgangssprache abweichen, auf die gemeinsamen aufgebaut werden sollen. Das Gesagte veranschaulichen sie anhand der Wortstellung bei verschiedenen Sprachenpaaren. Dieser Vorschlag hat – mindestens bei den ungarischen Germanisten – wenig Resonanz erhalten, es sind mir nämlich keine deutsch-ungarischen kontrastiven Arbeiten bekannt, die explizit eine sprachtypologische Grundlage hätten. Demgegenüber hat man im Deutschen in den letzten 10–15 Jahren die Rolle der Sprachtypologie bei kontrastiven Untersuchungen erkannt und mit zunehmendem Interesse erforscht. Mit Griesbach 1986 liegt ein Versuch einer typologisch orientierten Referenzgrammatik des Deutschen vor. Auch Werner Abraham (1995) fordert eine „typologische DaF-Methode“ (vgl. Zifonun: Neue Wege). Er zeigt, dass typologische Kenntnisse über Ausgangs- und Zielsprache sowohl beim Verstehen als auch bei der Korrektur von Interferenzfehlern eine entscheidende Hilfe leisten können. Was die Methode bei solchen Vergleichen angeht, fungiert hier die Sprachtypologie als Vergleichsgrundlage. Die schon ausgearbeiteten typologischen Merkmale „bilden ein Raster grammatischer Optionen, das die Struktur der Sprache über verschiedene Ebenen hinweg bestimmt“ (Lang 1996: 8). Dieses typologische Raster bildet einen geeigneten Rahmen für kontrastive Studien. Die auf diese Weise gewonnenen Ergebnisse können einerseits neue Informationen über die Einzelsprachen liefern, andererseits auch für den DaF-Unterricht vom Nutzen sein. Die Rolle der Sprachtypologie darf auch bei solchen Vergleichen nicht verkannt werden.

„Typologie ist nicht einfach ein Schüttelsieb mit unterschiedlichen Durchlassöffnungen, sondern eine ständige Bemühung um Strukturvergleiche auf einer zweiten Stufe, nämlich um die Sortierung von Übereinstimmungen und Differenzen, die man in der Strukturbildung der verglichenen Sprachen, also auf der ersten Stufe, ausfindig gemacht hat.“ (Lang 1996: 11)

Dieser Weg wurde von einem Forschungsteam im Mannheimer Institut für Deutsche Sprache eingeschlagen, wo unter der Leitung von Professor Gisela Zifonun an einem Projekt ‚Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich‘ gearbeitet wird. Im Rahmen dieses Projekts wird das Deutsche auf sprachtypologischer Grundlage mit vier europäischen Sprachen, darunter auch mit dem Ungarischen, konfrontiert.

3. Die Methode – in der Praxis

Nach der Beschreibung der Methode in der Theorie sollten wir uns jetzt der Praxis zuwenden und sehen, wie (und ob) sich diese Theorie bei einer vergleichenden Analyse von zwei Sprachen anwenden lässt. Bevor man mit der eigentlichen Analyse anfängt, müssen einige theoretische und praktische Probleme gelöst werden. Eines der wichtigsten Probleme ist die Frage nach einer geeigneten Vergleichsbasis, dem *tertium comparationis*. Die auf den ersten Blick einfachste Lösung, eine Kategorie/die Kategorien einer der Vergleichssprachen zu nehmen, erweist sich als unhaltbar, da die Sprachen die Sprachform und die Sprachfunktion einander in unterschiedlicher und spezifischer Weise zuordnen. Andererseits kann man nicht unbedenklich zu einem deduktiv gewonnenen typologischen Raster greifen, da es durch Analyse von Einzelsprachen ausgearbeitet worden ist. Die moderne Sprachtypologie gebraucht im Allgemeinen ein induktiv-generalisierendes Verfahren. Sowohl die amerikanischen Typologen als auch die der Leningrader/Petersburger Schule und die Mitglieder der Mannheimer Forschungsgruppe arbeiten mit dieser Methode – mit einigen Veränderungen/Verbesserungen. Die genannten Forschungsgruppen vergleichen mehrere Sprachen miteinander, im Folgenden möchte ich aber neben dem Funktionieren dieser Methode in der Praxis zeigen, dass sie durchaus bei einem kontrastiven Vergleich von „nur“ zwei Sprachen praktikabel ist. Ich bin auch überzeugt, dass diese Methode gegebenenfalls mehr leisten kann als die „traditionelle“ kontrastive Linguistik, da sie – nach meinen Erfahrungen – auch Unterschiede zwischen den Sprachen hervorheben kann, die bei einer traditionellen Analyse unbemerkt oder als Randerscheinungen klassifiziert wären. Um all das zu zeigen, habe ich einen Bereich ausgewählt, der (vor allem für das Deutsche) zwar vielfach beschrieben, in deutsch–ungarischer Relation aber noch nicht bearbeitet worden ist, den der Substantivdetermination.

Wenn man kontrastive Linguistik auf sprachtypologischer Grundlage betreiben will, ist es einleuchtend, dass dabei das *tertium comparationis* von der Typologie geliefert werden soll. In unserem Fall ist es die Substantivdetermination, die als eine universelle Eigenschaft der Sprachen aufgefasst wird. Dieser Bereich ist aber zu groß und unspezifiziert, als dass man damit arbeiten könnte, deshalb soll erstens der Begriff Substantivdetermination selbst definiert und zweitens in kleinere Bereiche eingeteilt werden, d.h. ihre Funktionen

sollen ausdifferenziert werden. Diese können dann einem Vergleich unterzogen werden.

Unter Substantivdetermination wird ganz allgemein die Art der Referenzfestlegung der Substantive verstanden, wenn diese mit grammatischen Mitteln passiert (vgl. Lyons 1999: 278).³ Wenn man die Arten der Referenzfestlegung schon unterschieden hat, hat man schon die Bereiche ausgesondert, in denen eine kontrastive Analyse möglich ist. Diese Ausdifferenzierung wird auch von der Sprachtypologie geleistet. Die Nominalphrasen können generisch (1) oder partikulär (2) interpretiert werden:

- (1) Der Löwe ist ein Raubtier.⁴
- (2) Der Hund meines Nachbarn hat mich gebissen.

Die partikulären Nominalphrasen können in unseren beiden Vergleichssprachen definit (3) oder indefinit (4) sein:

- (3) Ich habe die Katze schon gefüttert.
- (4) Ich habe ein Buch gekauft.

Die Unterscheidung zwischen Definitheit und Indefinitheit ist kein universelles Phänomen. In einigen Sprachen, wie in bestimmten afrikanischen oder austronesischen Sprachen wird zwischen spezifischen und nicht-spezifischen Nominalphrasen unterschieden, und zwar mit Hilfe von Artikeln (vgl. Greenberg 1978: 55).

Zu den in der obigen Arbeitsdefinition der Substantivdetermination Gesagten muss noch hinzugefügt werden, dass unter den erwähnten grammatischen Mitteln die Determinative und die Wortstellung verstanden werden. Andere Mittel zur Determination wie einige lexikalische Mittel sowie die unterschiedlichen Arten der Attribute werden in der Determinationsforschung nicht beziehungsweise nur insofern behandelt als sie den Gebrauch der Determinative beeinflussen. (Die Versuche, eine ausschließlich semantisch-pragmatisch begründete Definition der Substantivdetermination zu finden, sind nämlich gescheitert.)

So haben wir mit Hilfe der Typologie die drei Bereiche, die Definitheit, die Indefinitheit und die Generizität ausgesondert, in denen der Gebrauch der Determinative im Deutschen und im Ungarischen untersucht werden kann. Es soll hier hinzugefügt werden, dass der Vergleich – per definitionem – ungerichtet ist.

³ Selbstverständlich ist die Substantivdetermination ein viel komplexeres Phänomen, als es die obige allgemeine Definition suggeriert. Eine ausführliche Beschreibung würde aber den Rahmen des vorliegenden Beitrags sprengen. Da es hier in erster Linie um die Vorstellung der sprachtypologisch-kontrastiven Methode geht, können wir uns m.E. mit dieser allgemeinen Definition begnügen.

⁴ Beispielsätze von mir.

Einen großen Vorteil dieser Methode gegenüber der „traditionellen“ kontrastiven Linguistik sehe ich unter anderem darin, dass hier die Determinative nur in bestimmten Verwendungsweisen untersucht werden, während bei der älteren Methode die Determinative in all ihren Gebrauchsweisen analysiert werden sollten, d.h. dass unter anderen auch der konventionelle Gebrauch der Determinative in die Analyse einbezogen würde. Man sollte also auch Fälle betrachten, in denen zum Beispiel der bestimmte Artikel keine Identifizierungsfunktion ausübt, sondern nur die grammatischen Kategorien verdeutlicht (*Ich ziehe Kaffee dem Tee vor*) oder ein Bestandteil des Substantivs ist (*die Schweiz*).

Die Ergebnisse, die mit dieser Methode erzielt werden können, möchte ich im Folgenden am Beispiel der Definitheit kurz zeigen. Hier kann keine vollständige Analyse gegeben werden, die Beispiele sollen nur das angewendete Verfahren veranschaulichen. Die Definitheit gehört auch zu den Eigenschaften der Sprachen, die zwar vielfach untersucht und beschrieben worden sind, für die aber keine wenigstens teilweise einheitliche Definition vorliegt. Eine Auseinandersetzung mit den zahlreichen Definitions- und Beschreibungsversuchen würde den Rahmen dieses Vortrags sprengen, so sei hier eine Arbeitsdefinition angegeben, die eine kontrastive Analyse ermöglichen soll. Hier wird die Definitheit als ein (semantisch-) pragmatisches Konzept betrachtet. Demnach sind diejenigen Nominalphrasen definit, die Gegenstände oder Sachverhalte bezeichnen, die für den Hörer identifizierbar sind. Diese Identifizierbarkeit wird einerseits durch Determinative, andererseits durch verschiedene Existenzbedingungen ermöglicht, auf die hier nicht eingegangen werden kann.

Hier soll kurz auf die Tatsache hingewiesen werden, dass diese Definition der Definitheit im Gegensatz steht zu denen, die in den Grammatiken des Ungarischen stehen (falls sie überhaupt explizit formuliert werden). Im Ungarischen wird nämlich die Individualisierung und nicht die Identifizierung als Kriterium der Definitheit angegeben. Das geschieht wahrscheinlich aufgrund der Konjugation, da individualisierte Ausdrücke als Akkusativobjekte die objektive Konjugation fordern (und damit auch als definit gelten). Dieses Beispiel zeigt auch die Gefahren, die aus der Anwendung der Kategorien einer der Vergleichssprachen resultieren können. Nach dieser Definition wären im Ungarischen nämlich auch einige Indefinita z.B. *bármelyik* (ein beliebiges), *válmelyik* (irgendein) definit, sie fordern als Objekte die objektive Konjugation, dasselbe von ihren deutschen Entsprechungen zu behaupten wäre aber unernsthaft.

Bevor ich mit der Analyse anfangе, sollten sowohl im Deutschen als auch im Ungarischen die Determinative ausgesondert werden, die Definitheit anzeigen können. Von den Determinativen können sowohl im Deutschen als auch im Ungarischen der definite Artikel und die Demonstrativa Definitheit markieren. Im Deutschen zählen auch die Possessiva zu den Definitheitsmarkierern, die Positi-

on der ungarischen Possessivsuffixe ist umstritten.⁵ Im Folgenden wird nur der definite Artikel einer Analyse unterworfen.

Dass in den beiden untersuchten Sprachen die gleichen Determinative Definitheit anzeigen können, bedeutet bei weitem nicht, dass sie auch auf die gleiche Weise gebraucht werden. Für den Gebrauch des bestimmten Artikels in definierten Nominalphrasen liegt mit Hawkins (1978) eine Beschreibung für das Englische vor, die eine universale Gültigkeit beansprucht (selbstverständlich nur für die Sprachen, die über einen definiten Artikel verfügen). Die Gebrauchskontexte für den englischen definiten Artikel scheinen auf den ersten Blick auch für unsere Vergleichssprachen zu stimmen. Hier seien nur die wichtigsten Gebrauchskontexte mit Beispielen aufgeführt (vgl. Hawkins 1978: 106–148):

Die erste Gebrauchsweise des definiten Artikels ist sein anaphorischer Gebrauch, wobei der definite Artikel zur Wiederaufnahme dient und auf etwas schon Erwähntes hinweist.

(5.d) Dieser Behälter hat unten eine Öffnung, die durch eine Klappe verschlossen wird, und zwar mittels *eines* nach oben gebundenen Fadens. [...] **Der** Faden wird nun durchgebrannt.⁶

(5.u) *Egy nagy acélipari társaság állítólag érdeklődik a nagy anyagi gondokkal küszködő Diósgyőri Acélművek iránt. Lapértésülés szerint a cég közös vállalati formában társulna a magyar üzemmél.*

(Angeblich interessiert sich *ein* großes Stahlwerk für die Diósgyőrer Stahlwerke, die große finanzielle Probleme haben. Laut Zeitungsberichten würde **die** Firma eine Joint-Venture-Gesellschaft mit dem ungarischen Betrieb gründen.)⁷

Eine zweite Art von anaphorischem Gebrauch wird von Hawkins assoziativ-anaphorischer Gebrauch genannt. Wenn im Text etwas schon erwähnt wurde,

⁵ Bekanntlich kann im Ungarischen ein Substantiv mit Possessivsuffix sowohl mit dem bestimmten als auch mit dem unbestimmten Artikel stehen, was die Frage nach der Definitheit solcher NPs aufwirft. Es gibt verschiedene Lösungsvorschläge, von denen ich zwei kurz erwähnen möchte. Heger (1983) kommt – anhand von Beispielen aus dem Italienischen, wo es dieses Phänomen auch gibt – zu dem Ergebnis, dass es mehrere Arten von Definitheit gibt, so wären Ausdrücke wie ung. ‚egy barátom‘, it. ‚un mio amico‘ (ein Freund von mir) relational definit, referentiell aber nicht. Zifonun (2005) unterscheidet Sprachen mit ‚definitheitsinduzierenden‘ Possessiva (z.B. das Deutsche, wo NPs mit Possessiva als definit gelten) und Sprachen mit ‚definitheitsunspezifischen‘ Possessiva, wo die NPs mit Possessiva sowohl definit als auch indefinit sein können.

⁶ Die anders nicht gekennzeichneten deutschen Beispiele stammen aus den Korpora des Mannheimer Instituts für Deutsche Sprache (COSMAS), die ungarischen aus dem Korpus des Budapester Instituts für Sprachwissenschaft (Magyar Nemzeti Szövegtár).

⁷ In Klammern wird eine deutsche Übersetzung der ungarischen Beispiele angegeben.

kann man nicht nur das Erwähnte, sondern weitere Referenten mit dem definiten Artikel gebrauchen, die assoziativ mit dem zuerst erwähnten Referenten verbunden sind. Typische Beispiele dafür wären die Teil-Ganzes-Relationen. Wenn man z.B. von einem Haus spricht, kann man ‚die Tür‘, ‚das Fenster‘, ‚das Dach‘ erwähnen, ohne diese Referenten zuerst mit dem indefiniten Artikel einzuführen.

(6.d) [...] und-zuletzt öffneten wir die Eisentür **zum Dachboden**. Dort setzten wir uns für eine Weile auf eine der Aussteuer-Truhen **unter der Schrägwand**.

(6.u) Állandigalunk *a lérobot* elött. Bedobok egy pénzt, elnyomom **a gombot**, NarancsFanta helyett CitromFanta érkezik.

(Wir stehen vor *dem Getränkeautomaten* rum. Ich werfe eine Münze ein, drücke auf **den falschen Knopf**, statt Fanta Orange kommt Fanta Zitrone.)

Der definite Artikel verfügt auch über Gebrauchsweisen, die unter dem Namen „situativer Gebrauch“ zusammengefasst werden. Bei dem sogenannten „visible situation use“ wird ein Gegenstand dadurch bestimmt, dass er von den Kommunikationsteilnehmern gesehen werden kann beziehungsweise dass im Blickfeld der Kommunikationsteilnehmer nur ein einziger solcher Gegenstand vorhanden ist (im Falle von NPs im Singular).

(7.d) Gib mir das Salz!⁸

(7.u) Add ide a sót!

(8.d) Schließ bitte die Tür!

(8.u) Csukd be az ajtót!

Im Falle von „larger situation use“ wird die Vorerwähnung durch den situationalen Kontext gewährleistet, der Hörer kann den Referenten aufgrund seines Allgemeinwissens identifizieren oder er verfügt schon über spezifische Kenntnisse über den Sachverhalt.

(9.d) Auch die Astronauten, die **auf dem Monde** landeten, fanden eine staubtrockene, atmosphärelose Wüste vor, wie man ja nach allem zu erwarten hatte.

(9.u) **A kormány** döntése alapján július 1-jétől 15 milliárd forintot osztanak ki az egészségügyi dolgozóknak [...] – jelentette be Gógl Árpád.

(Nach einem Beschluss **der Regierung** bekommen ab 1. Juli die Arbeitnehmer im Gesundheitswesen 15 Milliarden Forint – kündigte Árpád Gógl an.)

⁸ Beispiele von mir. Die ungarischen Beispiele sind Übersetzungen der deutschen.

Schließlich unterscheidet Hawkins noch Gebrauchsweisen des definiten Artikels, die er „unfamiliar uses“ nennt. In diesen Fällen wird der Artikel nicht anaphorisch, sondern bei der Ersterwähnung benutzt. Diesen Gebrauch ermöglichen die unterschiedlichen Arten der Attribute, wie adjektivische und Genitivattribute oder Relativsätze.

- (10.d) Zur Neuordnung im Hochschulbereich wird die Landesregierung **die mit der Verabschiedung des Hochschulgesetzes im März dieses Jahres eingeleitete Entwicklung** fortführen.
- (10.u) Amit végül meg is tett: a két cég igazgatótanácsa még aznap bejelentette, hogy megkötötték **az erről szóló előzetes megállapodást**.
(Was er auch getan hat: die Leitung der beiden Firmen hat noch am selben Tag angekündigt, **die vorläufige Vereinbarung** getroffen zu haben.)
- (11.d) **Die gegenwärtigen Bildungseinrichtungen** erhalten neue Funktionen.
- (11.u) A félvezetőgyártó számára **a legfontosabb problémát** a rendszerek sebességének további növelése jelenti.
(**Das wichtigste Problem** für den Hersteller von Halbleitern ist, die Geschwindigkeit der Systeme weiter zu erhöhen.)

Die obigen Beispiele haben zwar zweifelsfrei gezeigt, dass die Gebrauchskontexte, die John Hawkins für den englischen definiten Artikel beschrieben hat, auch für das Deutsche und das Ungarische zutreffen, es bleiben jedoch einige Fragen zu beantworten. Die erste Frage, die hier auftaucht, ist, wie die Unterschiede im Artikelgebrauch im Deutschen und im Ungarischen erklärt werden können, wenn der definite Artikel in den beiden Sprachen in den gleichen Gebrauchskontexten verwendet wird. Eine mögliche Antwort wäre, dass diese Sprachen über die Hawkinsschen Gebrauchsweisen hinaus noch weitere – sich voneinander unterscheidende – Gebrauchskontexte aufweisen. Um die Gültigkeit dieser Hypothese zu kontrollieren, habe ich in den beiden Vergleichssprachen je 2000 Belege mit dem definiten Artikel daraufhin untersucht, wie der Gebrauch des Artikels zu erklären ist. Da für den Gebrauch des Artikels die Rolle des Kontextes wichtig ist, habe ich die Belege aus dem COSMAS-Korpus nach dem Zufallsprinzip mit der Suchoption „2 Sätze vorher, 1 Satz nachher“ ausgesucht. Da es im ungarischen Korpus des Instituts für Sprachwissenschaft (MNSZ) eine solche Suchoption nicht gibt, habe ich hier die Belege – ebenfalls nach dem Zufallsprinzip – in einem Kontext von 20 Wörtern untersucht. Die Ergebnisse der Analyse werden in den folgenden Tabellen zusammengefasst:

Deutsch			Ungarisch		
Gebrauchsweise	Anzahl	Prozentzahl	Gebrauchsweise	Anzahl	Prozentzahl
„Hawkins“	1532	76,6%	„Hawkins“	1460	73%
Attributsatz	55	2,75%	+ Possessivsuffix	130	6,5%
Generizität	43	2,15%	Attributsatz	18	0,9%
Eigennamen	227/29 mit Attr.	11,35%	Generizität	42	2,1%
Idiome/FVG	51	2,55%	Eigennamen	140/21 mit Attr.	7%
Sonstiges	63	3,15%	Idiome/FVG	21	1,05%
Fehler	29	1,45%	nach Dem.	122	6,1%
insgesamt	2000	100%	Sonstiges	56	2,8%
			Fehler	11	0,55%
			insgesamt	2000	100

Tabelle 1. Gebrauch des bestimmten Artikels im Deutschen und im Ungarischen

Mit dem Namen von Hawkins werden die von ihm beschriebenen Gebrauchsweisen zusammengefasst. Die Eigennamen habe ich getrennt in die Tabelle aufgenommen, weil sie von Hawkins' Untersuchung ausgeschlossen blieben. In der Rubrik „Sonstiges“ wurden die Fälle angegeben, in denen ich den Gebrauch des definiten Artikels nicht eindeutig erklären konnte beziehungsweise in denen der definite Artikel mit einem anderen Determinativ kombiniert wurde. Schließlich wurden unter „Fehler“ diejenigen Belege zusammengefasst, in denen – wahrscheinlich aus Programmfehler – kein definiter Artikel beziehungsweise nicht der Artikel hervorgehoben wurde. Was das Ungarische anbelangt, musste die Tabelle um zwei Zeilen erweitert werden. Zum einen gibt es 130 Belege, in denen der Artikelgebrauch den Hawkinsschen Gebrauchsweisen entsprach, das Substantiv aber zusätzlich mit einem Possessivsuffix versehen wurde. Zum anderen gab es 122 Belege, in denen der definite Artikel nach Demonstrativa verwendet wurde.⁹

Aus diesen Tabellen ist ersichtlich, dass die von Hawkins beschriebenen Gebrauchsweisen des definiten Artikels sowohl im Deutschen als auch im Ungarischen mit Abstand die häufigsten sind. Das bedeutet, dass für die Ergründung der Unterschiede im Gebrauch des definiten Artikels im Deutschen und im Ungarischen einerseits ein Gebiet untersucht werden soll, das in die Hawkinssche Untersuchung nicht einbezogen wurde, der Gebrauch des definiten Artikels bei den Eigennamen. Ob und inwieweit sich der Artikelgebrauch bei den Eigennamen Regeln unterordnen lässt, wird eine spätere Analyse zeigen. Darüber hinaus sollen die Hawkinsschen Gebrauchsweisen untersucht werden, und zwar un-

⁹ Im Ungarischen wird nach den Demonstrativa *ez/az* und ihren Zusammensetzungen aus hier nicht erörterten sprachgeschichtlichen Gründen der definite Artikel verwendet.

terteilt teils nach Gebrauchsweisen, teils nach dem Typ der Substantive. Diese Untergruppen konnten anhand einer Voranalyse ausgesondert werden. So soll der Artikelgebrauch vor den Stoffnamen (mass nouns) und vor Abstrakta in den beiden Vergleichssprachen untersucht und miteinander verglichen werden.

Ferner soll der Artikelgebrauch bei den Substantiven analysiert werden, die von einem Attributsatz weiter bestimmt werden. Ein besonderes Augenmerk soll unter den Attributsätzen den Relativsätzen gelten. Im Ungarischen lässt sich nämlich die Tendenz beobachten, dass nach einer Nominalphrase mit definitivem Artikel nicht-restriktive Relativsätze stehen. Diese aber, als nicht notwendige Attribute, scheinen nicht fähig zu sein, Identifizierbarkeit zu gewährleisten, demnach ist es – im Gegensatz zum Deutschen – wahrscheinlich unmöglich, mit solchen Konstruktionen neue Referenten einzuführen.

Des weiteren soll noch ein Spezialfall untersucht werden: Die Verschmelzungen im Deutschen und ihre Entsprechungen im Ungarischen. Durch den Vergleich mit dem Ungarischen kann auch die These untermauert werden, dass die Verschmelzungen im Deutschen, die traditionell als bestehend aus einer Präposition und dem definiten Artikel aufgefasst werden, nicht immer den bestimmten Artikel beinhalten. So kann man sich auch die auf den ersten Blick merkwürdige Frage stellen, wie definit die Verschmelzungen sind.

(12.d) Ich muss **zur** Klinik zurück.¹⁰

(12.u) Vissza kell mennem **a** klinikára.

(13.d) Ich muss **ins** Krankenhaus.

(13.u) Ø kórházba kell mennem.

(14.d) Ich gehe **ins** Kino.

(14.u) Ø moziba megyek.

In den Nominalphrasen, in denen im Ungarischen der Nullartikel gebraucht wird, verhält sich das Substantiv – syntaktisch gesehen – wie ein Präfix, semantisch bezeichnen die Verbindungen aus einem Verb und Substantiv (Gattungsname) mit Nullartikel eine Handlung, die gewöhnlich mit diesem Syntagma verbunden wird.

4. Zusammenfassung und Ausblick

Mein Beitrag hatte als Ziel, einen Einblick in die kontrastive Analyse auf sprachtypologischer Grundlage zu geben, eine Methode, die erst in den letzten Jahren (wieder)entdeckt wurde. Ich habe versucht, das Funktionieren dieser Methode darzustellen, am Beispiel eines Bereichs, in dem es noch viele offene Fragen gibt, auf die die Antworten nur durch umfassende und tiefgreifende Analysen gefunden werden können. Was den hier – teilweise – behandelten Teilbereich,

¹⁰ Beispiele von mir.

die Definitheit anbelangt, sollte man auch die anderen definitheitsinduzierenden Determinative auf ihren Gebrauch hin untersuchen. Man sollte auch die Allquantoren einer Analyse unterwerfen, um feststellen zu können, ob sie Definitheit oder Indefinitheit kennzeichnen oder neutral in dieser Hinsicht sind. In der Fachliteratur begegnen wir hier divergierenden Auffassungen. Es sollten auch noch die anderen zwei Teilbereiche, die Indefinitheit und die Generizität untersucht werden. Aufschlussreich wäre auch eine Analyse der Kombinierbarkeit der Determinative, wobei untersucht werden sollte, ob und inwieweit die Kombination der Determinative den Determinationsgrad beeinflusst.

Bibliographie

- Croft, William: *Typology and universals*. Cambridge 1990.
- Dezső, László/Nemser, William: *Language Typology and Contrastive Linguistics*. In: Dezső, László (Hrsg.): *Four Papers of the Pécs Conference on Contrastive Linguistics (Pécs 14–16 October 1971)*. Budapest 1973. 3–26.
- Greenberg, Joseph H.: *How Does a Language Acquire Gender Markers?* In: Greenberg, Joseph H./Ferguson, Charles A./Moravcsik, Edith (Hrsg.): *Universals of Human Language*. vol.3: *Word Structures*. Stanford CA 1978. 47–82.
- Hawkins, John A.: *Definiteness and Indefiniteness. A Study in Reference and Grammaticality Prediction*. London 1978.
- Heger, Klaus: *Was ist 'Definitheit'?* In: Faust, Manfred/Harweg, Roland/Lehfeldt, Werner/Wienold, Götz (Hrsg.): *Allgemeine Sprachwissenschaft, Sprachtypologie und Textlinguistik. Festschrift für Peter Hartmann*. Tübingen 1983. 99–104.
- <http://korpusz.nytud.hu/mnsz> gesehen am 10.11.2002
- Juhász, János (Hrsg.): *Kontrastive Studien Ungarisch–Deutsch*. Budapest 1980.
- König, Ekkehard: *Kontrastive Grammatik und Typologie*. In: Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hrsg.): *Deutsch – typologisch*. Berlin/New York 1996. 31–54.
- Lang, Ewald: *Das Deutsche im typologischen Spektrum*. In: Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hrsg.): *Deutsch – typologisch*. Berlin/New York 1996. 7–15.
- Lyons, Christopher: *Definiteness*. Cambridge 1999.
- Rein, Kurt: *Einführung in die kontrastive Linguistik*. Darmstadt 1983.
- Roelcke, Thorsten: *Sprachtypologie des Deutschen. Historische, regionale und funktionale Variation*. Berlin/New York 1997.
- Szűcs, Tibor: *Magyar–német kontrasztív nyelvészet a hungarológiában*. Budapest 1999.
- www.ids-mannheim.de/cosmas gesehen am 10.11.2002
- Zifonun, Gisela: *Neue Wege in der vergleichenden Grammatikschreibung*. www.ids-mannheim.de/gra/personal/texte/zif2.pdf gesehen am 10.11.2002
- Zifonun, Gisela: *Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich. Das Pronomen. Teil III: Possessivpronomen*. Mannheim 2005 (amades 3/05).

Zur Logik von *essen* & *trinken*. Einige formale Aspekte von Aspekt¹

1 Das Thema

Die Frage, wie sich Aspektveränderungen mit der Verwendung von bestimmten Verben vollziehen, wird seit längerer Zeit in der Linguistik diskutiert. Einen zentralen Platz in diesen Diskussionen nimmt der Einfluß von Massentermini ein, die als Objekt einer Aussage auftreten, aber auch die Weglaßbarkeit des Objekts in bestimmten Konstruktionen. Diese Problematik läßt sich an Hand der verschiedenen Gebrauchsweisen von *essen* und *trinken* verdeutlichen. Eine Veränderung des Aspekts tritt beispielsweise in Sätzen wie den folgenden auf:

<i>Pu ißt den Topf Honig</i>	(perfektiv)
<i>Pu ißt</i>	(imperfektiv)
<i>Pu ißt Honig</i>	(imperfektiv)
<i>Manfred trinkt das Glas Bier</i>	(perfektiv)
<i>Manfred trinkt Bier</i>	(imperfektiv)

Es ist davon auszugehen, daß die perfektive Verwendung der beiden Verben mit einem bestimmten Objekt – *den Topf Honig, das Glas Bier* – als primär anzusehen sind, während es sich bei den anderen, imperfektiven Ausdrücken um sekundäre Ausdrucksformen handelt. Über dieses Problem ist in den letzten Jahren viel kontroverses geschrieben worden, so z.B. von Krifka (1989b: 227): „Es ist mindestens seit Verkuyl (1972) bekannt, daß die nominalen Argumente von Verben Einfluß auf die Aspektklasse der Gesamtkonstruktion ausüben können.“

Wie ist das nun zu verstehen und auf welche Weise üben nominale Argumente Einfluß auf den Aspekt von Ausdrücken aus?

Unter den Gesichtspunkten Aspekt oder auch Aktionsart werden sprachliche Ausdrücke, manchmal auch außersprachliche Sachverhalte, im Hinblick auf ihren Verlauf, die Dauer oder ihr Ergebnis charakterisiert. Zur grundlegenden Unterscheidung von imperfektivischen vs. perfektiven Verben finden wir beispielsweise bei Hermann Paul folgende Bestimmung:

„Imperfektivisch ist ein Verbum, wenn es einen Vorgang in seiner Dauer, in seinem Verlauf bezeichnet; perfektivisch, wenn es sich auf einen Moment bezieht, entweder auf den Abschluß eines Vorgangs oder den Eintritt eines Zustandes.“ (Paul 1959: § 316)

¹ Für Diskussionen und wichtige Hinweise danke ich Gabriella Gárgyán, Ildikó Hegedűs und Professor Klaus Welke.

Zu den imperfektiven Verben rechnet er z.B. *liegen, schlafen, wohnen, leben*, perfektiv sind *kommen, bringen, finden, sterben*. Aber es sind auch Übergänge von einer Aktionsart zur anderen zu verzeichnen. So ist beispielsweise *gehen* als Tätigkeit imperfektiv, mit Angabe eines Ziels jedoch perfektiv.

Auch unter philosophischen Gesichtspunkten wurden Aspektunterscheidungen getroffen, was wiederum Einfluß auf die Linguistik hatte. Nach Vendler (1967) werden im Anschluß an Aristoteles und Ryle Aspektklassen zur Klassifizierung von Verben unterschieden. Vendler unterscheidet prozessuale (*activities* und *accomplishments*) und nichtprozessuale Verben (*achievements* und *states*).

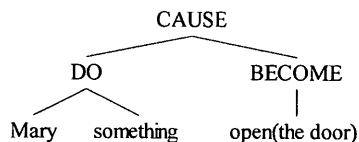
1. *Activities* drücken atelische/imperfektive Vorgänge aus: *Paul läuft*.
2. *Accomplishments* drücken telische/perfektive Handlungen bzw. zeitlich durative Vorzustände aus, die zu einem Zustandswechsel führen: *Mary öffnet die Tür*.
3. *Achievements* drücken punktuelle Ereignisse, plötzliche Zustandswechsel aus: *Er erreicht das Ziel*.
4. *States* drücken statische Zustände oder Eigenschaften aus: *Adam schläft, Das Buch ist rot*.

Verschiedene Verwendungsweisen von Verben, wie z.B. das Weglassen des Objekts oder die Verwendung eines Massenterminus, können zum Wechsel der Aspektklasse führen: *Klaus schreibt einen Brief* vs. *Klaus schreibt*, *Uwe trinkt das Glas Bier* vs. *Uwe trinkt Bier* – *accomplishment* vs. *activity*.

Nach Dowty (1979) bestimmt man die lexikalischen Dekompositionen der Aspektklassen mit Hilfe von semantischen Merkmalen wie DO: (intentionales) tun bzw. Aktivität, CAUSE: Verursachung eines Zustandes, und BECOME: Zustandsveränderung:

1. *Activities*: DO[Paul, walk(Paul)]
2. *Accomplishments*: [Mary DO something] CAUSE [BECOME open(the door)]
3. *Achievements*: BECOME [arrive at(He, the finish)]
4. *States*: sleep (Adam), is red(the book)

Die graphische Darstellung von Accomplishment-Aussagen sieht dann wie folgt aus



Eine Richtung der modernen linguistischen Forschung widmet sich der formalen Darstellung von Aspekt und Aspektveränderungen mit den Mitteln

der Logik (vgl. Krifka (1989a), (1989b), (1991), (1998) und Pelletier / Schubert (1994)). Im vorliegenden Beitrag soll nun die Darstellbarkeit von Aspektproblemen mit logischen Mitteln geprüft und ein Vorschlag für die logische Analyse von *essen* und *trinken* in den genannten Verwendungsweisen gemacht werden. Hierzu wird zuerst der verwendete logische Apparat beschrieben, bevor es dann insbesondere um das Konzept von Prädikaten geht. Anschließend sollen Prädikatsbildungsregeln formuliert werden, mit denen die verschiedenen Verwendungen von *essen* und *trinken* zu rekonstruieren sind.

2 Logik und Prädikate

2.1 Nichttraditionelle Prädikationstheorie und Termintheorie

Ausgangspunkt dieses Beitrags ist die nichttraditionelle Prädikationstheorie, wie sie in den Grundzügen von Alexander A. Sinowjew in den 60er Jahren entworfen wurde. In den 70er Jahren hat sie dann Sinowjew gemeinsam mit Horst Wessel und in den 80er und 90er Jahren Wessel allein modifiziert (vgl. Sinowjew 1970, Sinowjew / Wessel 1975, Wessel 1998, Wessel 2003). Grundlage der logischen Analyse der Sprache sind Termini. Es werden Subjekt- und Prädikattermini unterschieden. Subjekttermini haben die Aufgabe, Gegenstände zu bezeichnen. Dabei gibt es die singulären Subjekttermini, im weiteren auch Individuenkonstanten (s_1, s_2, \dots), die genau einen Gegenstand bezeichnen sollen und die generellen Subjekttermini (w_1, w_2, \dots), die die Aufgabe haben, mehrere Gegenstände zu bezeichnen. Außerdem haben wir die Prädikattermini, im weiteren auch Prädikatkonstanten (P, Q, R, \dots), die Eigenschaften, Merkmale oder Relationen ausdrücken sollen. Die Auswahl von Termini und die Unterscheidung in Subjekt- und Prädikattermini tragen keinen logischen Charakter, sie sind vorlogisch.

Nach der üblichen Auffassung werden Prädikate gewonnen, indem Aussagen die Subjekte entzogen werden. Dies ist jedoch nur „eine Vorbedingung für die logische Analyse der Sprache“ (Wessel 1998: 154). In der hier zu Grunde liegenden logischen Analyse wird der Prädikatterminus als selbständiger Terminus der Aussage angesehen. Aussagen werden gebildet, indem man n-stellige Prädikattermini n Subjekttermini zu- bzw. abspricht. Formal geschieht dies durch die Operatoren des Zu- ($(s_1, \dots, s_n) \leftarrow P$ resp. Absprechens ($(s_1, \dots, s_n) \leftarrow P$). Sowohl das Zu- als auch das Absprechen verstehen wir dabei als Arten des Prädiszierens. Eine elementare Aussage wird also aus drei Teilen gebildet: dem Prädikatterminus, den Subjekttermini und einem aussagenbildenden Operator des Prädiszierens (\leftarrow oder \leftarrow), auch, wenn diesem in natürlichen Sprachen zumeist kein äußeres Merkmal entspricht (Sinowjew 1970: 128 ff.; Wessel 1998: 153 ff.). Im weiteren wird für die Ausdrücke $(s_1, \dots, s_n) \leftarrow P$ resp. $(s_1, \dots, s_n) \leftarrow P$ die Schreibweise $P(s_1, \dots, s_n)$ resp. $\neg P(s_1, \dots, s_n)$ verwendet. Das Zeichen \neg ist die *innere Negation* im Unterschied zur klassischen aussagenlogischen *äußeren Negation* \sim , die sich auf

ganze Aussagen bezieht. In der nichttraditionellen Prädikationstheorie werden auch jene Fälle der Sprachpraxis berücksichtigt, in denen einem Subjekt s das Prädikat P weder zu- noch abgesprochen werden kann, d.h. es gilt $\sim P(s_1, \dots, s_n) \wedge \sim \neg P(s_1, \dots, s_n)$. Für diesen Fall der Unbestimmtheit wird $?P(s_1, \dots, s_n)$ geschrieben. Er tritt auf, wenn

1. der mit s bezeichnete Gegenstand nicht existiert: Der gegenwärtige König von Sachsen-Anhalt ist kahlköpfig,
2. es nicht sinnvoll ist, s das Prädikat P zu- oder abzusprechen: Der Mond ist ehrlich,
3. es gegenwärtig oder prinzipiell nicht möglich ist, festzustellen, ob s das Prädikat P zu- oder abzusprechen ist: In der Dezimalentwicklung von π kommt die 0 10^{10} mal hintereinander vor,
4. das sinnvolle zu- oder absprechen von P eine andere Aussage voraussetzt, die nicht wahr ist: N. N. hat aufgehört, ihren Mann zu schlagen.

Nun soll das verwendete Vokabular der logischen Ausdrücke beschrieben werden. Mehr zum Sprachaufbau der Logik ist in (Wessel 1998) zu finden.

Alphabet

s, s_1, \dots	Individuenkonstanten (IK)
x, y, z, x_1, y_1, \dots	Individuenvariablen (IV)
	IV und IK sind Individuenterme (IT)
P_1^1, P_n^m, \dots	n -stellige Prädikatkonstanten (PK)
E	Existenzprädikat
\leftarrow	Operator des Zusprechens
\leftarrow	Operator des Absprechens
\neg	innere Negation
\forall, \exists	variablenbindende Quantoren „Alle“ und „Einige“
$\sim, \wedge, \vee, \supset, \equiv$	aussagenlogische Operatoren „nicht“, „und“, „oder“, „wenn...so...“, „genau dann wenn“
t	terminibildender Operator
\vdash	Bedeutungseinschluß
\models	Bedeutungsgleichheit

Formeldefinition für wohlgeformte Formeln (WFF)

- (i) Seien f_n eine n -stellige PK und i_1, \dots, i_n IT, so sind $(i_1, \dots, i_n) \leftarrow f_n$ (bzw. $f_n(i_1, \dots, i_n)$) und $(i_1, \dots, i_n) \leftarrow f_n$ (bzw. $\neg f_n(i_1, \dots, i_n)$) WFF.
- (ii) Wenn A eine Formel und i eine IV ist, so sind $\forall iA$ und $\exists iA$ WFF.
- (iii) Die gebräuchlichen wahrheitsfunktionalen Verknüpfungen von WFF sind wieder WFF.
- (iv) Nur die in (i) bis (iii) angegebenen Ausdrücke sind WFF.

Die innere Negation unterscheidet sich deutlich von der äußeren, aussagenlogischen Negation. Aus einer Aussage der Form $\neg f_n(i_1, \dots, i_n)$ folgt $\sim f_n(i_1, \dots, i_n)$, aber nicht umgekehrt, denn es gibt noch die Möglichkeit der Unbestimmtheit (vgl. Wessel 1998: 155 f.).

Mit dem terminibildenden Operator t können aus Ausdrücken (IK, PK) neue IK gewonnen werden (vgl. Wessel 1998: 312 ff.):

- (i) Sei i eine IK, so ist ti eine IK (aus $IKT \subset IK$), der Name von i .
- (ii) Sei f eine PK, so ist tf eine IK (aus $PKT \subset IK$), der Name von f .

Als ausgezeichnetes Prädikat haben wir das Existenzprädikat

$E(i)$ – i existiert; es gilt: $\sim \neg E(i)$.

Ein weiteres ausgezeichnetes Prädikat ist der Bedeutungseinschluß:
Für Subjekttermini:

$ts_1 \rightarrow ts_2$ – der Terminus s_1 schließt der Bedeutung nach den Terminus s_2 ein gdw. alles, was mit s_1 bezeichnet werden soll, auch mit s_2 bezeichnet werden soll.

Für Prädikattermini:

$tf_n \rightarrow tg_n$ – tf_n schließt der Bedeutung nach tg_n ein, d.h., es gilt
 $tf_n \rightarrow tg_n \supset \forall i_1, \dots, i_n (f_n(i_1, \dots, i_n) \supset g_n(i_1, \dots, i_n))$.

Hierbei handelt es sich um analytische Beziehungen zwischen Prädikaten, die beispielsweise auf Grund terminologischer Festlegungen bestehen. In der Relation des Bedeutungseinschlusses stehen z.B. die Prädikate *läuft* und *bewegt sich* oder *ist rot* und *ist farbig*.

Bedeutungsgleichheit: $ts_1 \rightleftharpoons ts_2 =_{\text{Def}} ts_1 \rightarrow ts_2 \wedge ts_2 \rightarrow ts_1$

Mit dem terminibildenden Operator t und der Relation des Bedeutungseinschlusses habe wir die Möglichkeit, über Termini (Subjekt- und Prädikattermini) zu reden und Beziehungen zwischen diesen zu formulieren. Dabei müssen wir uns nicht in eine höhere Sprache, Metasprache o.ä. begeben, sondern haben in der Analysesprache selbst diese Ausdrucksmöglichkeit.

Weiterhin benötigen wir noch den terminibildenden Operator t , der aus einer Aussage (WFF) eine IK bildet (vgl. Wessel 1998: 327 f.):

Sei A eine WFF, so ist tA eine IK, der Name von A . Der Terminus tA existiert, genau dann, wenn A eine Aussage ist, und tA darf nur durch einen anderen Namen der Aussage A ersetzt werden.

Mit diesem Operator haben wir die Möglichkeit, Aussagen anzuführen, sie zu identifizieren und über sie zu reden. Auf diesem Wege können auch Sachverhaltstermini u.ä. gebildet werden (vgl. Wessel 1998: 327 f.; Scheffler 2001). Diese

Operatoren wurden ursprünglich im Zusammenhang mit der Diskussion und Kritik sog. intensionaler Kontexte definiert. Dabei ging es insbesondere um die Frage, wie die zweite Argumentstelle sogenannter intensionaler Verben, wie *wissen*, *glauben* etc. zu bestimmen sei. Die für die vorliegende Arbeit wichtigsten Operatoren seien hier kurz aufgeführt:

- 1) tA – die Aussage A ,
- 2) IA – das, was A bedeutet,
- 3) sA – der Sachverhalt A .

D1

- 1) $E(tA)$ (bzw. ttA ist nicht leer) genau dann, wenn das sprachliche Gebilde A eine Aussage (WFF) ist;
- 2) $\sim(tA \Rightarrow A)$;
- 3) der Terminus tA darf nur durch einen anderen Namen der Aussage A ersetzt werden.

D2

- 1) $E(IA)$ (bzw. tIA ist nicht leer) genau dann, wenn tA eine Aussage ist;
- 2) $tIA \Rightarrow tIB$ genau dann, wenn $A \equiv B$.

D3

- 1) $E(sA)$ (bzw. tsA ist nicht leer) genau dann, wenn tA eine Aussage ist;
- 2) $tsA \Rightarrow tsB$ genau dann, wenn $A \equiv B$ oder $A \wedge C \equiv B \wedge C$, wobei C wahr ist und die Form $ta \Rightarrow tb$ hat oder eine Konjunktion von wahren Aussagen der Form $ta \Rightarrow tb$ ist.

Die so gebildeten Termini können also gegeneinander ersetzt werden, wenn die konstituierenden Aussagen logisch auseinander ableitbar, bzw. durch Ersetzen bedeutungsgleicher Termini entstanden sind. So sind z.B. *Der Sachverhalt, daß Stendhal der Autor von „Rot und Schwarz“ ist* und *Der Sachverhalt, daß Henri Beyle der Autor von „Rot und Schwarz“ ist* bedeutungsgleich und können in entsprechenden Kontexten ersetzt werden, die mit dem t -Operator gebildeten Termini hingegen nicht. Mit solchen terminibildenden Operatoren ist ein Zugang zu Entitäten wie Propositionen, Sachverhalten oder Ereignissen möglich, der von den diese konstituierenden Sätzen ausgeht.

2.2 Prädikat-Argument-Strukturen in der Logik

Im weiteren soll es vor allem um Prädikate gehen. Im Alphabet kommen die entsprechenden Zeichen für Prädikatkonstanten vor: P, Q, R, P^1, \dots so viele wie gebraucht werden und von jeder nötigen Stellenzahl. Werden Prädikate klas-

sich als Funktionen verstanden, so ist ein n -stelliges Prädikat f_n eine Funktion aus dem kartesischen Produkt $D \times \dots \times D$ in die Menge $\{\mathbf{W}, \mathbf{F}\}$, wobei D der Definitionsbereich des Prädikates, der Individuenbereich ist. Analog dazu wird auch hier die entsprechende Stelligkeit des Prädikats angenommen. Die Stellenzahl gehört zum Namen der Prädikatkonstante. Wenn wir P unterschiedlich verwenden – einstellig, zweistellig usw. – so kennzeichnen wir dies durch untere Indizes, um die Stelligkeit anzuzeigen: P_1, P_2 usw. Es handelt sich dann um unterschiedliche Prädikate. Neben der Anzahl der vom Prädikat verlangten Argumentstellen ist noch deren Reihenfolge zu berücksichtigen. Wenn $T_2^1(\dots)$ das zweistellige Prädikat *trinkt* sein soll, dann heißt das nicht nur, daß jemand etwas trinkt, sondern daß die erste Argumentstelle demjenigen vorbehalten ist, der trinkt und die zweite für dasjenige, das getrunken wird, reserviert ist. Ändert sich die Reihenfolge der Argumente, so haben wir es mit einem anderen Prädikat zu tun. Auch, wenn mit dem Satz *Manfred trinkt das Bier* (formal ausgedrückt als $T_2^1(\text{Manfred}, \text{das Bier})$) und dem entsprechenden Passivausdruck *Das Bier wird von Manfred getrunken* (formal $T_2^2(\text{das Bier}, \text{Manfred})$) etwas über dieselbe sachliche, empirische Relation zwischen Manfred und dem Bier ausgesagt wird. Die beiden Ausdrücke (der formalen Sprache) sind verschieden und es handelt sich um verschiedene Prädikate, wie auch der natürlichsprachige *gleichbedeutende* Passivausdruck ein anderer Ausdruck ist. Trotzdem ist klar, daß die Prädikate *trinkt* und *wird getrunken* mehr miteinander zu tun haben als beispielsweise *trinkt* mit dem zweistelligen Prädikat *sieht*. Darauf soll hier aber nicht weiter eingegangen werden.

Damit haben wir zwei Eigenschaften von Prädikaten bezüglich der verlangten Argumente, wie sie üblicherweise in der Logik betrachtet werden: deren Anzahl und Reihenfolge. Um eine weitere Eigenschaft, die in der Logik nur selten Beachtung findet, soll es nun gehen. Die Argumente sind in den natürlichen Sprachen nicht beliebig, sondern gehören stets zu einer bestimmten Art. Für viele Prädikate ist es nicht sinnvoll, sie von allen möglichen Gegenständen aussagen zu können. Ein Satz wie *Mein Schreibtisch trinkt die Quantorenlogik erster Stufe* ist unsinnig, weil man in natürlichen Sprachen die Argumentstellen *qualifiziert* verwendet. So sind es beispielsweise Menschen, die trinken, und es sind bestimmte Mengen von Flüssigkeit, mit denen das geschieht. Solche Selektionsbeschränkungen werden in der Linguistik häufig als semantische oder qualitative Valenz bezeichnet. Wie ist nun mit dieser Problematik in der Logik umzugehen? In der klassischen Quantorenlogik ist die Art, die Qualifikation der Argumente aus der Betrachtung ausgeschlossen, und es wird sogar verlangt, daß sie aus dem gleichen Bereich kommen. Der Gegenstandsbereich der Argumente ist immer der gleiche Individuenbereich D für alle Argumente und alle Prädikate und somit der maximale Bereich. Man kommt dann natürlich zu Aussagen wie der oben angeführten, die in der klassischen Logik zwar falsch aber korrekt gebildet sind. Dies ist verständlich, wenn man bedenkt, daß sich die moderne Logik

im Zusammenhang mit Problemen der mathematischen Grundlagenforschung entwickelt hat; in der Mathematik sind Funktionen schließlich klar definiert und haben einen bestimmten festgelegten Definitionsbereich, beispielsweise die Menge der reellen Zahlen. Sobald wir jedoch Logik im Rahmen linguistischer Untersuchungen betreiben, stellt sich m.E. schon die Frage, wie mit derart gebildeten Aussagen umzugehen sei. In vielen Arbeiten zu Logik und Linguistik wird dieses Problem jedoch überhaupt nicht reflektiert, und wenn darauf eingegangen wird, so werden sortale Prädikate genutzt, die über beschränkte Quantoren eingeführt werden (vgl. McCawley 1993: 248 ff.).

In der Linguistik haben wir mit diesem Problem häufiger zu tun. So bringt Tesnière das Beispiel *Rückwärtiges Schweigen verstimmt zulässige Schleier* (Tesnière 1980: 51), und für Chomsky ist ein Satz wie *Colorless green ideas sleep furiously* (Chomsky 1969: 189) ein Beleg für die ‚Autonomie der Syntax‘. Von einer solchen Autonomiethese soll hier nicht ausgegangen werden, auch nicht davon, daß eine weitere Theorieebene oder ähnliches anzunehmen ist. Vielmehr wird zur Lösung des Problems eine Erweiterung des logischen Apparates vorgenommen, die eine detailliertere Analyse der natürlichen Sprachen ermöglicht.

Im weiteren wollen wir ein n -stelliges Prädikat weiterhin als eine Funktion aus kartesischen Produkten in Wahrheitswerte betrachten; jedoch sind die kartesischen Produkte anders zu definieren, nämlich als kartesische Produkte von n Untermengen von D , die abhängig vom Prädikat gegeben sind. Für die Definition dieser Untermengen wird eine Funktion \mathfrak{R} verwendet, die jedem n -stelligen Prädikat ein n -Tupel solcher Untermengen zuschreibt. Dann ist jedes i -te Argument des Prädikats ein Element der i -ten durch die Funktion \mathfrak{R} gegebenen Untermenge. Auf diese Weise werden diejenigen Individuen ausgewählt, von denen es sinnvoll ist, ein Prädikat von ihnen auszusagen oder nicht, für die dieses Prädikat also *relevant* ist. Diese Funktion \mathfrak{R} nennen wir *Relevanzfunktion* (zum Problem der Relevanz in der Logik vgl. Shramko 1999).

Klassische Semantik: Ein n -stelliges Prädikat f_n ist eine Funktion aus dem kartesischen Produkt $D \times \dots \times D$ in die Menge $\{\mathbf{W}, \mathbf{F}\}$, wobei D der Definitionsbereich ist.

Relevanzfunktion: Sei D der Definitionsbereich und \mathfrak{R} eine Funktion, welche jedem n -stelligen Prädikat f_n eine geordnete Menge von Untermengen von D zuschreibt: $\mathfrak{R}(f_n) = \langle X_1, \dots, X_n \rangle$, wobei die $X_i \subseteq D$. Dann ist f_n eine Funktion: $X_1 \times \dots \times X_n \rightarrow \{\mathbf{W}, \mathbf{F}\}$.

Für den Sprachaufbau der Logik heißt das: wir haben einen anderen Mechanismus zur Bildung von Formeln, und der Punkt (i) in der oben angeführten Formeldefinition hat jetzt die Form:

- (i') Sei f_n eine n -stellige PK mit $\mathfrak{R}(f_n) = \langle X_1, \dots, X_n \rangle$ und seien i_1, \dots, i_n IT, für die gilt $i_i \in X_i$, so sind $f_n(i_1, \dots, i_n)$ und $\neg f_n(i_1, \dots, i_n)$ WFF.

Ein Prädikat bildet also nicht mit beliebigen Individuentermen eine Aussage, sondern nur noch mit solchen, die entsprechend der Relevanzfunktion ausgewählt sind. Im Unterschied zu Sortenlogiken, die mit beschränkten Quantoren arbeiten, greift die Relevanzfunktion direkt auf den Definitionsbereich des Prädikats zu und modifiziert diesen, so daß nur noch für das Prädikat relevante Argumente zur Bildung von Aussagen zugelassen sind.

Für Prädikate haben wir so drei Eigenschaften bezüglich der verlangten Argumente: deren Anzahl, Reihenfolge und Qualifikation. Wenn wir nun Verben in den natürlichen Sprachen rekonstruieren wollen, so ergeben sich entsprechend drei Probleme: die Valenz von Verben kann sich ändern – die Anzahl der verlangten Ergänzungen, deren Reihenfolge und Qualifikation. Die Mittel der Logik, wie sie dargestellt wurden, reichen zur Darstellung dieser Phänomene offensichtlich nicht aus. Um also eine detaillierte, an linguistischen Belangen orientierte logische Rekonstruktion von Sprache zu ermöglichen, sind die logischen Ausdrucksmittel zu erweitern. Wie dies möglich ist, soll nun aufgezeigt werden.

2.3 Veränderungen von Prädikat-Argument-Strukturen

Mit der Relevanzfunktion ist es möglich, für Prädikate den Bereich der Argumente zu bestimmen und nur noch solche zuzulassen, die eine sinnvolle Verwendung in natürlichen Sprachen darstellen. Derartige semantische Selektionsbeschränkungen sind in verschiedenen grammatischen Beschreibungsmodellen zu finden. Dabei wird beispielsweise festgelegt, ob die Gegenstände, denen bestimmte Eigenschaften zukommen \pm menschlich, \pm belebt, \pm empirisch, \pm abstrakt etc. sind. Diese Beschränkungen ändern sich zuweilen mit der Verwendung von Prädikaten; sie können eingeschränkt oder erweitert werden. So werden die Prädikate *lebt* oder *ist tot* im Allgemeinen nur Gegenständen zu- oder abgesprochen, die das Merkmal +belebt haben. Im übertragenen Sinne kann aber auch über Städte, deren Kulturlandschaft oder über Ideen gesagt werden, daß sie leben oder auch nicht – oder über Musik, wie mit der Feststellung *punk rock ist nicht tot*. Daher soll nun eine Bildungsregel für solche Prädikate als Veränderungen der Argumentqualifikation dargestellt werden.

Die Relevanzfunktion $\mathfrak{R}(f_n)$ ist ein n -Tupel von Untermengen von $D: \langle X_1, \dots, X_n \rangle$, die von \mathfrak{R} dem Prädikat zugeschrieben werden. Die Qualifikation kann nun eingeschränkt werden, indem die Mengen X_i durch die Mengen Y_i , für die gilt $Y_i \subseteq X_i$, ersetzt werden. Solche Einschränkungen finden wir häufig in natürlichen Sprachen. Aus *liegt zwischen (Gegenständen)* wird *liegt zwischen (Städten)*, aus *schmelzen* wird *schmelzen (von Metallen)*, und viele Tätigkeiten aus dem Bereich des Handwerks, wie z.B. *drehen* sind so gebildet. Da nun etwas, das zwischen zwei Städten liegt auch zwischen zwei Gegenständen liegt; und da ein

schmelzen von Metall eine Form von schmelzen ist, sollen die Einschränkungen entsprechend definiert werden:

Prädikatbildungsregel 1: Qualifikationseinschränkung

Es seien f_n eine n -stellige PK, $\mathfrak{R}(f_n) = \langle X_1, \dots, X_n \rangle$ und die Mengen $Y_1 \subseteq X_1, \dots, Y_n \subseteq X_n$, so ist $\text{es}[f_n, Y_1, \dots, Y_n]$ eine mit Hilfe des PK-bildenden Operators es gebildete n -stellige PK mit $\mathfrak{R}(\text{es}[f_n, Y_1, \dots, Y_n]) = \langle Y_1, \dots, Y_n \rangle$, so daß $\mathfrak{R}(\text{es}[f_n, Y_1, \dots, Y_n])$ das Resultat der Ersetzung der X_i durch Y_i in $\mathfrak{R}(f_n)$ ist und für die mit $j_i \in Y_i$ gilt:

$$\begin{aligned} \text{es}[f_n, Y_1, \dots, Y_n](j_1^2, \dots, j_n^2) &\equiv f_n(j_1^1, \dots, j_n^1) \text{ und} \\ \neg \text{es}[f_n, Y_1, \dots, Y_n](j_1^2, \dots, j_n^2) &\equiv \neg f_n(j_1^1, \dots, j_n^1). \end{aligned}$$

Ausgangsprädikat	abgeleitetes Prädikat
f_n	$\text{es}[f_n, Y_1, \dots, Y_n]$
$\mathfrak{R}(f_n) = \langle X_1, \dots, X_n \rangle$	$\mathfrak{R}(\text{es}[f_n, Y_1, \dots, Y_n]) = \langle Y_1, \dots, Y_n \rangle$

Mit dieser Prädikatbildungsregel ergibt sich

Folgerung 1

$$\text{tes}[f_n, Y_1, \dots, Y_n] \rightarrow \text{tf}_n$$

Damit ist sichergestellt, daß ein *zwischen (Städten) liegen* auch ein *zwischen (Dingen) liegen* ist usw. Diese Prädikatbildungsregel ermöglicht also die Spezifizierung von Eigenschaften und Relationen. Analog zu den Einschränkungen können Qualifikationserweiterungen und Analogien definiert werden. Darauf soll jedoch hier nicht weiter eingegangen werden, da diese Prädikatbildungen im weiteren nicht verwendet werden (vgl. Winkler 2004).

Verschiedene Verwendungsweisen von Verben in natürlichen Sprachen sind als Reduktion der Valenz, als Verringerung der Anzahl der Argumentstellen von Prädikaten, zu beschreiben. So verwenden wir beispielsweise das transitive Verb *ißt* in (1) auch intransitiv, so daß nur noch das Subjekt des Satzes auftritt wie in (2).

- (1) *Pu ißt den Topf Honig*
- (2) *Pu ißt*

Das zweite Argument, das, was gegessen wird, ist in Satz (2) aus der Betrachtung ausgeblendet. Aber ebenso ist klar, daß es etwas gibt, das da gegessen wird. Das kann in der Logik so beschrieben werden, daß die zweite Argumentstelle dadurch gesättigt wird, daß es irgendeinen Gegenstand gibt, der sie besetzt. In der Quantorenlogik haben wir hierzu den Existenzquantor, mit dem wir neben der Aussage *ißt(Pu, den Topf Honig)* auch die Aussage $\exists x \text{ ißt}(Pu, x)$ bilden können. Beide Aussagen sind zweifach existenzbelastet, denn die reduzierte Stelle

verschwindet nicht vollständig, sondern wird nur durch den Quantor abgebunden. Die Bildung von Prädikaten mit einer derart gesättigten Argumentstelle kann als Reduktion mit der folgenden Regel beschrieben werden:

Prädikatbildungsregel 2: Saturation über Reduktion

Seien f_n eine n -stellige PK und $X_i = \mathfrak{R}_i(f_n)$ die i -te Untermenge von D , die f_n durch \mathfrak{R} zugeschrieben wird, dann ist $\text{sat}[f_n, i, \exists]$ die an der i -ten Stelle reduzierte $(n-1)$ -stellige PK, für die für $x_i \in X_i$ bei ansonsten gleicher Argumentstellenbelegung gilt:

$$\begin{aligned} \text{sat}[f_n, i, \exists](j_1, \dots, j_{i-1}, j_{i+1}, \dots, j_n) &\equiv \exists x_i f_n(j_1, \dots, j_{i-1}, x_i, j_{i+1}, \dots, j_n) \text{ und} \\ \neg \text{sat}[f_n, i, \exists](j_1, \dots, j_{i-1}, j_{i+1}, \dots, j_n) &\equiv \forall x_i \neg f_n(j_1, \dots, j_{i-1}, x_i, j_{i+1}, \dots, j_n). \end{aligned}$$

Ausgangsprädikat

abgeleitetes Prädikat

$$\begin{array}{ll} f_n & \text{sat}[f_n, i, \exists] \\ \mathfrak{R}(f_n) = \langle X_1, \dots, X_n \rangle & \mathfrak{R}([\text{red}_i f_n]_{n-1}) = \langle X_1, \dots, [X_i], \dots, X_n \rangle \end{array}$$

Der reduzierte Ausdruck $\text{sat}[f_n, i, \exists]$ ist eine $(n-1)$ -stellige PK, die zwischen der $i-1$ -ten und der i -ten Stelle eine durch den Existenzquantor abgebundene Argumentstelle besitzt. Für $\text{sat}[f_n, i, \exists]$ wird im weiteren $[\text{red}_i f_n]_{n-1}$ geschrieben.

Bezüglich Prädikatbildungsregel 1 läßt sich eine Folgerung formulieren:

Folgerung 2

$$t[f_n k]_{n-1} \rightarrow t[\text{red}_i f_n]_{n-1}$$

Die mit Prädikatbildungsregel 2 reduzierte Argumentstelle behält die Eigenschaften bezüglich der Relevanzfunktion – formal:

Sei $[\text{red}_i f_n]_{n-1}$ eine wie oben beschriebenes $(n-1)$ -stellige PK, so ist $\mathfrak{R}([\text{red}_i f_n]_{n-1}) = \langle X_1, \dots, [X_i], \dots, X_n \rangle$.

So sind auch Reduktionen von analog gebildeten Prädikaten zu verstehen. Schließlich kann ein Satz wie *Klaus surft* auf zwei Arten verstanden werden. Einmal als *Klaus surft im Mittelmeer* und zum anderen als *Klaus surft im Internet*. Die reduzierte Variante ist also nur mit Bezug auf das entsprechende Element der Relevanzfunktion verständlich.

Mit den so beschriebenen Reduktionen wird die Anzahl der freien Valenzen reduziert, indem die Argumentstellen gesättigt werden, nicht aber die Stellen als solche verschwinden. Das reduzierte Element ist weiterhin präsupponiert. Wenn Pu einen Topf Honig essen will und keiner (mehr) da ist, so hat er ein Problem; ebenso ist klar, daß der Topf Honig *von jemandem* gegessen wird. Diese Problematik soll am Beispiel der zweistelligen, symmetrischen, irreflexiven, intransitiven Relation *heiratet* näher verdeutlicht werden:

Wenn die Prädikate, die in den Sätzen *Paul heiratet Paula* und *Paul heiratet* vorkommen, betrachtet werden, so ist auf den ersten Blick eine Analyse des ersten Satzes als $H_2(s_1, s_2)$, die des zweiten als $H_1(s_1)$ naheliegend. Schwierigkeiten ergeben sich erst, wenn Existenzbelastungen (zur Existenzbelastung vgl. Wessel 1998: 215 ff., 339 ff.) und definitorische Zusammenhänge (oder Bedeutungspostulate) betrachtet werden. Existenzbelastung heißt hier, daß die Wahrheit bzw. Falschheit eines Satzes die Existenz derjenigen Individuen voraussetzt, auf die die Subjektermini referieren. Die Argumentstelen dürfen also nur von nichtleeren Subjektermini besetzt werden. Im ersten Fall sind beide Argumentstellen existenzbelastet, die Wahrheit eines Satzes $H_2(s_1, s_2)$ setzt die Existenz von s_1 und s_2 voraus, während im zweiten Fall nur die Existenz von s_1 aus $H_1(s_1)$ vorausgesetzt wird. Wir würden also zwei Lexikoneinträge benötigen: *heiratet*_{zweistellig} und *heiratet*_{einstellig}. Die oben vorgeschlagene generelle Interpretation der Reduktion als Sättigung läßt *heiratet* in dem Satz *Paul heiratet* zweifach existenzbelastet bleiben: $[\text{red}_2 \text{heiratet}_2]_1$. In diesem Falle kann *heiraten* nur mit zwei IT eine Aussage ergeben, was ja auch der üblichen Vorgehensweise in der Realität entspricht. Reduzierte Prädikate bilden also Sätze, die (implizit) an mehr als nur den explizit angegebenen Stellen existenzbelastet sind. Außerdem sind mit einer solchen Prädikatbildungsregel die (analytischen) Bedeutungsbeziehungen gegeben und es müssen nicht zusätzliche Bedeutungspostulate angegeben werden, wie im Fall von zwei unabhängigen Prädikaten.

Allerdings kann von der Logik nicht die Frage beantwortet werden, warum manche Valenzen so gut wie *niemals* reduziert werden, andere hingegen fast *standardmäßig*. Daß dies so ist, hat sicherlich auch pragmatische Gründe, wie z.B. eine Veränderung der Lebensweise, die eine Veränderung des Familienstandes mit sich bringt. Sätze mit reduzierten Prädikaten ohne ausdrücklichen Verweis auf die Art der Reduktion sind außerdem häufig nur im Kontext verständlich, und je einheitlicher und expliziter der Kontext ist, desto häufiger können solche Prädikate ohne Sinnverlust verwendet werden (z.B. *du gibst* beim Skat). Allgemeine logische Regeln, die kontrollieren, wann eine Valenzreduktion sinnvoll ist und wann nicht, gibt es nicht.

Um die Bildung von Prädikaten mit veränderter Stelligkeit geht es auch in der *anadic logic* (z.B. in Grandy 1976). Deren Umgang mit Argumentstellen basiert auf alternativen logischen Theorien. Im Unterschied dazu kommen die hier vorgeschlagenen Prädikatbildungen mit der klassischen Quantorenlogik erster Stufe aus und es sind nur einfache Prädikatbildungsregeln zu konstruieren.

2.4 Thematische Relationen

Eine weitere in der Sprachwissenschaft vorgenommene Bestimmung der Argumente liegt in der Theorie der thematischen Relationen (Theta-Rollen) oder der Tiefenkasus vor. Mit diesen Relationen wird die Rolle der jeweils an einem

Geschehen beteiligten Gegenstände bestimmt. So sind an einem *Geben* der GEBENDE, derjenige, DEM ETWAS GEGEBEN WIRD und das GEGEBENE oder an einem *Trinken* der TRINKENDE und das GETRUNKENE beteiligt. In der Theorie der Theta-Rollen geht es nun aber darum, solche Rollen allgemein und unabhängig von bestimmten Verben zu charakterisieren. Im Falle eines *Gebens* sind das ein AGENS, ein RECIPIENT und ein PATIENS und im Falle eines *Trinkens* ein AGENS und ein PATIENS.

Eine Beziehung von Theta-Rollen zur Argumentstruktur in der Logik wird immer wieder betont (z.B. Welke 2002: 113 f.), und sie werden in neo-davidsonianischen Theorien in die logische Darstellung von Sätzen einbezogen (vgl. z.B. Carlson 1998). Hier soll nun eine Erweiterung des formalen Apparates vorgeschlagen werden, die es ermöglicht, solche thematischen Relationen im Rahmen des vorliegenden logischen Formalismus darzustellen. Anders als bei der Qualifikation der Argumente handelt es sich bei Theta-Rollen nicht um Eigenschaften und Bedeutungsbeziehungen, die den Argumenten schon zukommen bevor sie in den jeweiligen Satz eintreten. Es sind vielmehr Relationen, die durch das Verb vergeben werden, ihre Träger aber erst innerhalb eines Satzes eingehen. Wir können sie also nicht im Lexikoneintrag des Verbs vermerken, indem wir auf eine Menge von Gegenständen verweisen, denen unabhängig vom Verb und vom Vorkommen in einem Satz bestimmte Eigenschaften zukommen, wie dies mit der Relevanzfunktion möglich ist. Allerdings kann man solche Relationen über eine thematische Funktion T folgendermaßen festlegen: Einer n -stelligen Prädikatkonstante f_n wird von T ein n -Tupel von zweistelligen Relationen – den Thematischen Relationen – zugeordnet und jedem i -ten Argument mittels der i -ten Relation dieses n -Tupels seine Rolle im Satz zugewiesen. Auf die Anzahl und nähere Bestimmungen dieser Rollen soll hier nicht weiter eingegangen werden, sondern es wird lediglich davon ausgegangen, daß es eine Menge $M_\theta = \{\text{AGENS, PATIENS, RECIPIENT, PROCESSED, GOAL, INSTRUMENT ...}\}$ solcher Relationen gibt. Die thematische Funktion T kann nun wie folgt festgelegt werden:

Theta-Funktion

Seien f_n eine n -stellige PK und $T(f_n) = \langle \theta_1, \theta_2, \dots, \theta_n \rangle$ (wobei die $\theta_k \in M_\theta$ sind und $\theta_k \neq \theta_j$) und haben wir eine Aussage der Form $f_n(k_1, \dots, k_n)$, so gilt: $\theta_1(k_1, tf_n(k_1, \dots, k_n))$, $\theta_2(k_2, tf_n(k_1, \dots, k_n))$, ..., $\theta_n(k_n, tf_n(k_1, \dots, k_n))$.

Mit den θ – Relationen werden die Argumentstellen identifiziert und den jeweiligen Argumenten ihre Rollen zugewiesen. Damit haben wir Theta-Rollen als Relation zwischen Gegenstand (Argument) und Aussage gefaßt, wobei jeder Argumentstelle eine Theta-Rolle zugeordnet wird und jede Rolle nur jeweils einmal pro Satz vorkommt.

Für das Verb *geben* ergibt sich die Auswahl $T(\text{gibt}) = \{\text{AGENS, RECIPIENT, PATIENS}\}$. Mit einem Satz wie

Der Wirt gibt dem Gast das Bier

haben wir die Rollen-Vergabe:

AGENS(*der Wirt, t Der Wirt gibt dem Gast das Bier*)

RECIPIENT(*der Gast, t Der Wirt gibt dem Gast das Bier*)

PATIENS(*das Bier, t Der Wirt gibt dem Gast das Bier*)

Die Theta-Funktion betrifft also nicht wie die Relevanzfunktion die Eigenschaften der Argumente, die diese unabhängig vom Vorkommen in bestimmten Sätzen haben, sondern schreibt ihnen die Rollen zu, die sie in diesen Sätzen haben. Theta-Rollen werden so nicht als denotativ-semantische Rollen aufgefaßt, die auf Grund eines unabhängig vom Satz existierenden außersprachlichen Sachverhalts bestehen, wie beispielsweise in Fillmores Konzeption (vgl. Welke 2002: 95 ff.). Zu Sachverhalten kommen wir nur über entsprechende Sachverhaltstermini und die sie konstituierenden Sätze (vgl. Wessel 1998: 327 f., Scheffler 2001). Vielmehr sind Theta-Rollen als signifikativ-semantische Rollen zu verstehen, die auf die logische Argumentstruktur eines Prädikats abgebildet werden (vgl. Welke 2002: 113 ff.). Auf diese Weise können auch andere grammatische Relationen, wie die *semantic macroroles* der Role and Reference Grammar (vgl. Van Valin 2001: 30 ff.) oder die funktionalen Bestimmungen SUBJEKT, DIREKTES OBJEKT, INDIREKTES OBJEKT, dargestellt werden.

Mit der hier gegebenen formalen Darstellung ist selbstverständlich noch keine hinreichende Theorie thematischer Relationen gegeben; eine genaue Bestimmung des Rolleninventars, dessen prototypische Beschreibung und vieles mehr wäre zu leisten (vgl. Welke 2002). Aber eine terminologische Klärung dessen, was Theta-Rollen darstellen und welchen systematischen Status sie im Rahmen linguistischer Theoriebildung haben, ist unabdingbar, und dazu trägt eine formale Darstellung bei. Im weiteren Vorgehen sollen thematische Relationen nicht in jedem Fall betrachtet werden, sondern nur dort, wo sie zum theoretischen Verständnis beitragen.

2.5 Lexikalische Dekomposition

Oben war bereits die Unterscheidung der Aspektklassen nach Vendler bzw. Dowty thematisiert worden. Hier soll nun kurz auf das Problem der logischen Darstellung dieser Klassen eingegangen werden. Nach Dowty läßt sich die folgende lexikalische Dekomposition der Verben beschreiben:

1. Activities: DO[Paul, walk(Paul)]
2. Accomplishments: [Mary DO something] CAUSE [BECOME open(the door)]
3. Achievements: BECOME [arrive at(He, the finish)]
4. States: sleep (Adam), is red(the book)

Dabei liegt eine quasi-logische Notation vor, aber wie lassen sich diese Dekompositionen tatsächlich mit logischen Mitteln rekonstruieren? Dafür sollen nun im Rahmen des hier vorgestellten Konzeptes Vorschläge für die Darstellung von Accomplishments und Activities gemacht werden.

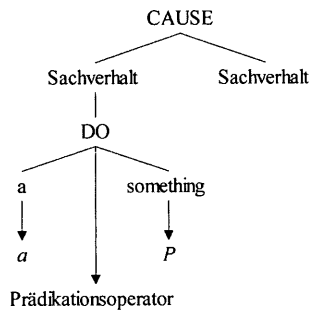
Das Hauptproblem bei einer Darstellung von Accomplishments in logischer Form stellt m.E. das erste Element der CAUSE-Relation dar. Was soll dieses [Mary DO something] sein? Van Valin und LaPolla (1997) bringen es auf den Punkt, indem sie für Sätze wie

Max broke the window

die „Logical Structure“

[do'(Max, Ø)] CAUSE [BECOME **broken**'(window)]

annehmen. Wofür steht hier das Ø und welche Funktion hat das Prädikat do'? Nehmen wir die Bezeichnung „logical Structure“ ernst, so kann es sich nur um eine Leerstelle für ein Argument, also einen Subjektterminus handeln. Aber schließlich tut Max etwas, er übt eine Tätigkeit aus, die durch ein Prädikat zu kennzeichnen ist. Ein Prädikat kann aber nicht eine Argumentstelle eines Prädikates besetzen. Daher liegt es nahe, DO als Prädikationsoperator zu interpretieren, der dem Argument ein Prädikat zuspricht.



Auf diese Weise sind die Verursacher und deren Tun eindeutig bestimmt und lassen sich problemlos formal darstellen. Übersieht man allerdings die Operatoren des Prädizierens, so führt das zu den auftretenden Mißverständnissen.

Mit dieser formalen Interpretation bieten sich zwei Varianten an:

1) mit Quantifikation über Prädikate, also Prädikatenlogik zweiter Stufe:

[$\exists P P(a)$] CAUSE [$Q(b)$]

So würde ausgesagt, daß das *a* etwas tut, ihm also eine bestimmte Eigenschaft zukommt, und daß dieses Tun bewirkt, daß der anvisierte Endzustand eintritt. Auf diese Weise verlassen wir die Prädikatenlogik erster Stufe, benöti-

gen also eine stärkere Theorie, in der wir auch über Prädikattermini quantifizieren können.

- 2) indem wir über Sätze bzw. Sachverhalte reden und thematische Relationen einbeziehen:

$$\exists tX (\text{AGENS } (a, tX) \wedge \text{CAUSE } (sX, tQ(b)))$$

$$\exists tX (\text{AGENS } (\text{Mary}, tX) \wedge \text{CAUSE } (sX, t(\text{open}(\text{the door}))))$$

Das AGENS des Accomplishment-Satzes ist Agens eines weiteren Satzes, der einen Sachverhalt konstituiert, der wiederum bewirkt, daß der anvisierte Endzustand eintritt. Hier soll der zweiten Variante der Vorzug gegeben werden. So bleiben wir in der Prädikatenlogik erster Stufe und haben Theta-Theorie in die lexikalische Dekomposition integriert, wobei thematische Relationen als grundlegendere Kategorie aufgefaßt werden.

Indem wir *a* als AGENS eines verursachenden Sachverhalts bestimmen, interpretieren wir DO als typischerweise intentionales tun. Aber ist es tatsächlich immer ein AGENS einer Activity, das in einem Accomplishment-Ausdruck etwas bewirkt? Oder sollte hier doch besser das verallgemeinerte Konzept der Macrorole SUBJECT Verwendung finden? Schließlich können Argumente verschiedener Thematischer Relationen etwas verursachen. Das soll aber hier nicht weiter interessieren, da wir bei *essen* und *trinken* immer von einem AGENS reden können.

Beziehen wir nun die zeitlichen Parameter mit ein, so ergibt sich folgende Darstellung für [Mary DO something] CAUSE [BECOME open(the door)]:

i, j – Zeitintervalle

t, t₀ – Zeitpunkt

open ist ein Accomplishment-Verb gdw.

$$\exists i [\exists tA (\text{AT}(t(\text{AGENS } (\text{Mary}, tA))), i) \wedge$$

$$\text{CAUSE } (sA, t(\text{is open}(\text{the door}))) \wedge \exists t_0 \geq i (\text{AT } (t(\text{is open}(\text{the door}))), t_0)]$$

(*t₀* ≥ *i* – Zeitpunkt *t₀* ist rechter Randpunkt von *i*.)

Es gibt ein Ereignis *A* im Zeitintervall *i*, dessen AGENS *Mary* ist und das verursacht, daß zum Zeitpunkt *t₀*, der rechter Randpunkt von *i* ist, der Zustand *open(the door)* besteht.

Bei Activities handelt es sich um Handlungen, die keinen Endpunkt als Ziel derselben impliziert ist. Weiterhin ist charakteristisch, daß Activities nicht notwendig ein Zeitintervall konstituieren. Haben wir ein Zeitintervall *i*, in dem eine Activity ausgeübt wird, so wird sie auch während jedes Teilintervalls *j* von *i* ausgeführt.

$$\text{DO}[a, P(a)]$$

$$\text{DO}[\text{Paul}, \text{walk}(\text{Paul})]$$

Unter Einbeziehung von Zeitparametern läßt sich das folgendermaßen darstellen:

walk ist ein Activity-Verb gdw.

$\exists i [AT(t(walk(Paul)), i) \wedge \forall j \subseteq i (AT(t(walk(Paul)), j))]$

In einem Zeitintervall *i* verläuft die Handlung *walk(Paul)* und sie verläuft auch in jedem Teilintervall *j* von *i*.

3 Massentermini und Prädikation

3.1 Das Massentermini-Problem

Die Frage nach dem Verhältnis von Massentermini (MT) und Prädikation wird spätestens seit Willard van Orman Quines *Word and Object* in Logik, Philosophie und Linguistik diskutiert. Quine hatte den MT in diesem Zusammenhang eine Doppelrolle zugewiesen. Insofern sie nach der Kopula stehen, wie in einem Satz der Form *Diese Flüssigkeit ist Bier*, seien sie als Prädikate aufzufassen – formal *Bier(diese Flüssigkeit)*; wenn sie jedoch vor der Kopula stehen, wie in einem Satz der Form *Bier ist eine Flüssigkeit*, nehmen sie die Rolle eines singulären Terminus ein – formal *Flüssigkeit(Bier)* (vgl. Quine 1980: 176 ff.). Im Anschluß an diese These ist nun viel über eine einheitliche Interpretation von MT diskutiert worden. Einerseits wurde versucht, sie grundsätzlich als Prädikate zu interpretieren (*general term approach*), andererseits wurden sie als singuläre Terme angesehen (*singular term approach*). Einen Überblick über beide Ansätze geben Krifka (1991), (1998) und Pelletier / Schubert (1994).

Im folgenden soll grundsätzlich davon ausgegangen werden, daß MT als Subjektermini die Aufgabe haben, auf bestimmte Entitäten zu referieren. So können wir mit dem MT *Bier* über verschiedene Vorkommen von Bier reden: über das in diesem Glas hier, über das in dem Glas dort drüben oder über das Bier, das noch im Faß ist und über jedes mögliche Biervorkommen. Dabei haben MT bestimmte Eigenschaften, wie die kumulative Referenz, denn zwei Vorkommen von Bier sind zusammengeschüttet wieder Bier. Auf diese Eigenschaft hatte schon Aristoteles (1990: 1014a) hingewiesen; eine Semantik hierfür ist bei Krifka (1991: 409 f.) dargestellt. Darauf und auf andere Probleme der Semantik von MT soll hier jedoch nicht weiter eingegangen werden. Wir können vielmehr davon ausgehen, daß wir es stets mit bestimmten Stoffquanten zu tun haben, für die es auch Identitätskriterien gibt.

Im weiteren soll lediglich der Frage nachgegangen werden, welche Auswirkungen MT auf Prädikate und Prädikatbildungen haben, und wie ihr Vorkommen in bestimmten Sätzen zu interpretieren und zu formalisieren ist. Dabei sollen keine generischen Ausdrücke, sondern nur Aussagen über einfache Handlungen betrachtet werden. Nehmen wir einen Satz wie

(3) *Manfred trinkt Bier,*

im Unterschied zu einem Satz wie

(4) *Manfred trinkt das Glas Bier,*

den wir als *trinkt(Manfred, das Glas Bier)* formalisieren können. Eine Besetzung der zweiten Argumentstelle in (3) mit *Bier* als singulärem Subjektterminus auf die übliche Weise als

(3') **trinkt(Manfred, Bier)*

würde verschiedene Probleme aufwerfen. Beispielsweise hätten wir mit einer Aussage wie *trinkt(Uwe, Bier)* neben (3') eine Interpretation, daß in beiden Fällen *dasselbe* konsumiert wird, was aber nicht so ist und auch Probleme bereiten würde. Im *singular term approach* werden solche Sätze folgendermaßen interpretiert. Es wird eine zweistellige Relation R_Q eingeführt, mit der wir aussagen können, daß etwas ein Quantum von einer Masse ist. Satz (3) hätte so die Form $\exists y(\text{trinkt}(\text{Manfred}, y) \wedge R_Q(y, \text{Bier}))$. Mit dem Prädikatansatz hingegen ist dieser Satz als $\exists y(\text{trinkt}(\text{Manfred}, y) \wedge \text{Bier}(y))$ darzustellen. Eine Variante dieses Ansatzes stellt Krifka Konzept dar. Er operiert allerdings mit Ereignistermini in Gestalt der neodavidsonianischen Theorie:

$$\begin{aligned} &\exists x(\text{trinkt}(e) \wedge \text{Bier}(x) \wedge \text{PAT}(e, x)) \\ &\exists x(\text{trinkt}(e) \wedge \text{das Glas Bier}(x) \wedge \text{PAT}(e, x)) \end{aligned}$$

Hier stellt sich allerdings die Frage, warum auch ein Ausdruck wie *das Glas Bier*, also ein eindeutig singulärer Terminus, als Prädikat aufgefaßt werden soll. Auf die üblichen Diskussionen über das Problem der Davidsonschen Ereignistermini soll hier nicht näher eingegangen werden (vgl. Scheffler 2001).

3.2 Die Prädikatbildung

Die im vorliegenden Beitrag zur Verfügung gestellten Mittel ermöglichen eine etwas andere Sicht auf das Problem. Das zweistellige Prädikat *trinkt* hat die Relevanzfunktion $\mathfrak{R}(\text{trinkt}_2) = \langle \text{Mensch}, \text{Flüssigkeitsquantum} \rangle$. Die zweite Argumentstelle wird üblicherweise durch einen Subjektterminus besetzt, der ein bestimmtes Quantum (ein Glas, a pint, a wee dram) einer Flüssigkeit bezeichnet, die bei dieser Tätigkeit zu sich genommen wird, wie in Satz (4). Bei *biertrinken* ist das anders; wenn jemand dies tut, dann ist das so zu verstehen, daß er bestimmte Quanten Bier zu sich nimmt, welche aber in solchen Ausdrücken nicht näher bestimmt werden. Es wird so nicht nur gesagt, daß Flüssigkeitsquanten konsumiert werden, sondern die Auswahl beschränkt sich auf Biervorkommen, d.h. das zweite Element der Relevanzfunktion wird eingeschränkt. Die Mittel für den Umgang mit solchen Einschränkungen sind bereits mit Prädikatbildungsregel 1 bereitgestellt. An dieser Stelle soll rekapitulierend eine Variante dieser Regel für die Einschränkung der Qualifikation der zweiten Argumentstelle zweistelliger Prädikate formuliert werden:

Prädikatbildungsregel 1': Qualifikationseinschränkung

Es seien f_2 eine zweistellige PK, $\mathfrak{R}(f_2) = \langle X_1, X_2 \rangle$ und $Y_2 \subseteq X_2$, so ist $\text{es}[f_2, Y_2]_2$ eine mit Hilfe des PK-bildenden Operators **es** gebildete zweistellige PK mit $\mathfrak{R}(\text{es}[f_2, Y_2]_2) = \langle X_1, Y_2 \rangle$, so daß $\mathfrak{R}(\text{es}[f_2, Y_2]_2)$ das Resultat der Ersetzung von X_2 durch Y_2 in $\mathfrak{R}(f_2)$ ist und für die mit $j_2 \in Y_2$ gilt

$$\begin{aligned} \text{es}[f_2, Y_2]_2(j_1, j_2) &\equiv f_2(j_1, j_2) \text{ und} \\ \neg \text{es}[f_2, Y_2]_2(j_1, j_2) &\equiv \neg f_2(j_1, j_2). \end{aligned}$$

Aus dem Trinken von Flüssigkeitsmengen wird so das Trinken von Biermengen und aus dem Trinken von Biermengen das Trinken von Guinnessmengen. Auf Grund dieser Regel und der entsprechenden Folgerung ist ein Trinken von Guinness ein Trinken von Bier und ein Trinken von Bier auch ein Trinken von Flüssigkeit.

Damit können wir aus dem Prädikat *trinkt*₂ mit der Relevanzfunktion $\mathfrak{R}(\text{trinkt}_2) = \langle \text{Mensch}, \text{Flüssigkeitsquantum} \rangle$ ein Prädikat $\text{es}[\text{trinkt}_2, \text{Bier}]_2$ mit der Relevanzfunktion $\mathfrak{R}(\text{es}[\text{trinkt}_2, \text{Bier}]_2) = \langle \text{Mensch}, \text{Bierquantum} \rangle$ bilden. Binden wir nun die zweite Argumentstelle mit dem Existenzquantor ab, so erhalten wir die folgende Regel für die Sättigung von Argumentstellen mit Hilfe von Massentermini (o.B.d.A. für zweistellige Prädikate):

Prädikatbildungsregel 3: Saturation über Massentermini

Seien μ ein Massenterminus und $\text{es}[f_2, \mu]_2$ eine zweistellige PK mit der Relevanzfunktion $\mathfrak{R}(\text{es}[f_2, \mu]_2) = \langle X_1, \text{Quantum von } \mu \rangle$, so ist $\text{sat}[f_2, \mu]_1$ eine einstellige PK, für die gilt: $\text{sat}[f_2, \mu]_1(j_1) \equiv \exists x_2 \text{es}[f_2, \mu]_2(j_1, x_2)$.

Ausgangsprädikat	abgeleitetes Prädikat
f_2	$\text{sat}[f_2, \mu]_1$
$\mathfrak{R}(f_2) = \langle X_1, X_2 \rangle$	$\mathfrak{R}(\text{sat}[f_2, \mu]_1) = \langle X_1, [\mu] \rangle$

Es handelt sich also um eine Sättigung der Argumentstelle wie in Regel 2 (Reduktion), bei der die zweite Stelle mit dem Existenzquantor abgebunden wird. Nun allerdings mit dem Unterschied, daß nicht nur gesagt wird, daß etwas getrunken wird, sondern auch, um was für eine Art von Flüssigkeit es sich dabei handelt. Für den Ausdruck $\text{sat}[f_2, \mu]_1$ soll im weiteren $[f_2, \mu]_1$ geschrieben werden.

Ein Ausdruck wie *trinkt Bier* ist also als eine Konstituente, als ein einstelliges komplexes Prädikat aufzufassen. Der Terminus *Bier* tritt hier nicht als Argument auf, sondern als Modifikator zu *trinkt*, es handelt sich um eine Inkorporation des Massenterminus in das Prädikat. Insofern ist er kein selbständiger Bestandteil der Aussage wie ein Argument, sondern nur graphischer Teil des komplexen Prädikates. Verschiedene Verwendungsweisen von Massentermini oder auch Pluralia legen dies nahe: so reden wir manchmal über Tätigkeiten wie *radfahren*, *eisverkaufen* oder eben *biertrinken* und verwenden diese Ausdrücke

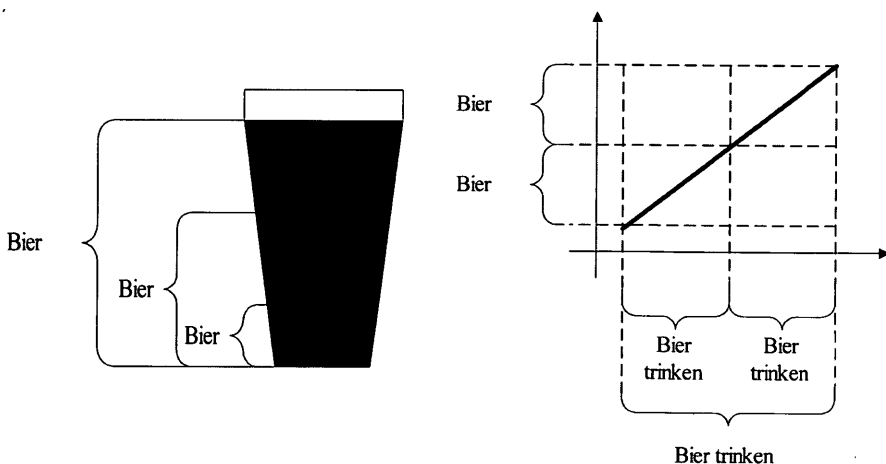
wie intransitive Verben, von denen auch Nominalisierungen, wie Radfahrer, Eisverkäufer oder Biertrinker abgeleitet werden. Über *bestimmte* Räder, Eiskugeln oder Biere, die als Argumente in Aussagen auftreten, reden wir nicht so.

3.3 Das Aspekt-Problem

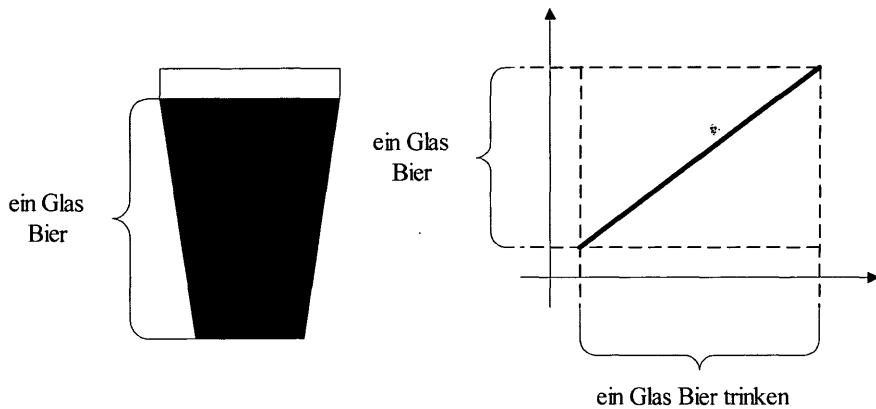
Die Art der Sättigung der Argumentstelle hat auch Einfluß auf die Aspektart des Satzes (vgl. Krifka 1989, Krifka 1991). Während es sich bei *Manfred trank das Glas Bier* um einen telischen Ausdruck handelt, ist *Manfred trank Bier* atelisch. Einer der üblichen Tests für Telizität/Atelizität beruht auf ihrer Kombinierbarkeit mit Zeitspannen-Adverbialen wie *in zehn Minuten* und durativen Adverbialen wie *zehn Minuten lang*:

- (5a) *Manfred trank das Glas Bier in zehn Minuten*
- (5b) **Manfred trank Bier in zehn Minuten*
- (6a) **Manfred trank zehn Minuten lang das Glas Bier*
- (6b) *Manfred trank zehn Minuten lang Bier*

Die Art der Besetzung resp. Sättigung der zweiten Argumentstelle ist in beiden Fällen verschieden, und das wirkt sich auf das Prädikat und auf den entsprechenden Gesamtausdruck aus. In *trinkt Bier* (formal: $[trinkt_2 Bier_2]_1$) ist die Argumentstelle durch den Existenzquantor abgebunden, aber das Quantum nicht näher bestimmt – es kann ein Schluck, ein Glas oder ein ganzes Faß sein. Daher ist es auch nicht möglich, über die Zeitspanne des Trinkens dieses Quantums oder dessen Ende etwas zu sagen, sondern ein *biertrinken* findet zu jedem Zeitpunkt der Aktivität statt.

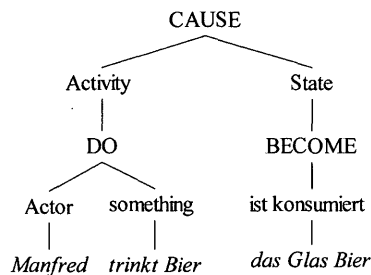


Wird dieses Quantum näher bestimmt, wie in *Manfred trinkt ein Glas Bier*, so ist es allerdings möglich, die Zeitspanne, in der das vor sich geht, zu bestimmen.



Während ein Verb wie *trinken* telisch ist, ist *biertrinken* atelisch. Ein bestimmtes Bier ist irgendwann ausgetrunken, und bei einem Ausdruck wie *trinkt das Glas Bier* ist dieses Ziel inhärent. Die Verwendung des Massenterminus ändert das: bierbrauen, -zapfen oder -trinken usw. ist dieser Handlungsabschluß nicht inhärent, man könnte es (scheinbar) ewig tun – solange Vorrat und Durst reichen.

Entsprechend ist auch die lexikalische Dekomposition zu bestimmen. Beim Ausdruck *Manfred trinkt das Glas Bier* haben wir es mit einem Accomplishment zu tun, während es sich bei *Manfred trinkt Bier* um eine Activity handelt. Die Beziehung zwischen beiden Ausdrücken läßt sich in der Struktur des Accomplishment-Ausdrucks darstellen.



Die entsprechende Activity ist die Voraussetzung für den Accomplishment. Denn wenn man ein ganzes Glas Bier trinkt, so trinkt man dabei Bier.

Aber es gibt auch einige telische Verwendungsweisen von *trinkt* ohne ein zweites Argument. Allerdings handelt es sich hierbei um idiomatische Wendun-

gen, bei denen auch ein Ziel der Tätigkeit benannt ist, worauf Anita Mittwoch hinweist:

- „ a. He drank himself into a stupor.
b. He drank us all under the table.

Whatever the derivation of such sentences, they are clearly idiomatic and the normal object of *drink* has been deleted.“ (Mittwoch 1971: 258)

Ein Übergang von einem telischen zu einem atelischen Ausdruck liegt ebenfalls bei den mit Prädikatbildungsregel 2 (Reduktion) gebildeten Prädikaten vor. Auch hier ist der mit dem reduzierten Prädikat gebildete Ausdruck

(2) *Pu ißt*

atelisch, während es sich beim mit dem Ausgangsprädikat gebildeten Satz

(1) *Pu ißt den Topf Honig*

um einen telischen Ausdruck handelt. In (2) ist die Argumentstelle mit dem Existenzquantor abgebunden, und über die verzehrte Menge nichts bekannt. Ebenso ist (7) wegen der Saturation über den Massenterminus *Honig* atelisch.

(7) *Pu ißt Honig*

Welche Beziehungen haben wir nun zwischen den entsprechend gebildeten Prädikaten? Mit den Prädikatbildungsregeln 3 und 2 ergibt sich

Folgerung 3

$$t[f_2 \mu_2]_1 \rightarrow t[\text{red}_2 f_2]_1$$

Das ist auch intuitiv klar, denn ein Honigessen ist schließlich ein Essen und ein Biertrinken ein Trinken.

3.4 Kontrastive Aspekte

Die bisher gegebene Interpretation von Aspektunterschieden orientiert sich am Deutschen und Englischen. Allerdings finden wir in anderen Sprachen andere Realisierungen von Aspekt und Aspektveränderung. Mit dem Ungarischen haben wir, im Unterschied zum Deutschen, eine Sprache mit einem stärker ausgeprägten Aspektsystem vorliegen. So haben wir beispielsweise folgende Möglichkeit für die Aspektunterscheidung:

<i>Er trinkt das Glas Bier</i>			vs.	<i>Er trinkt Bier</i>	
<i>issza a pohár sört</i>	<i>meg issza a pohár sört</i>			<i>sört iszik</i>	
trinkt das Glas Bier-AKK	Verbalpräf. trinkt das Glas Bier-AKK			Bier trinkt	
imperfektiv	perfektiv			imperfektiv	
activity	accomplishment			activity	

Der Satz *issza a pohár sört* ist imperfektiv und entspricht etwa dem Deutschen *Er trinkt an dem Glas Bier*, also einer Progressiv-Konstruktion. Erst das Verbalpräfix *meg* macht hieraus einen perfektiven Ausdruck. Im Unterschied zum deutschen Verb *trinken* ist das ungarische *inni* auch bei Realisierung eines definiten Objekts nicht prinzipiell perfektiv. Während prototypische Handlungsverben im Deutschen primär perfektiv sind und über Umformungen (beispielsweise Progressiv-Bildungen) imperfektiviert werden können, sind entsprechende ungarische Verben primär imperfektiv und die Perfektivierung (beispielsweise mit dem Verbalpräfix *meg*) kann als sekundäre Bildungen angesehen werden, auch wenn sie eine gebräuchliche Form ist.

Auch für *essen* haben wir es mit verschiedenen Realisierungen von Aspekt zu tun:

<i>Er ißt den Topf Honig</i>		<i>Er ißt Honig</i>	<i>Er ißt</i>
<i>eszi a csupor mézet</i>	<i>meg eszi a csupor mézet</i>	<i>mézet eszik</i>	<i>eszik</i>
imperfektiv	Perfektiv	imperfektiv	imperfektiv
activity	accomplishment	activity	activity

Hier ist zu bemerken, daß die imperfektiven Ausdrücke mit Massenterminus und ohne Objekt im Ungarischen ein anderes Konjugationsparadigma des Verbs erfordern – die subjektive (unbestimmte) Konjugation im Unterschied zur objektiven (bestimmten), die bei der Verwendung eines bestimmten Objekts zu verwenden ist (vgl. Forgács 2004: 87 ff.). Auch dieser Umstand weist darauf hin, daß diese beiden Ausdrucksweisen – die Verwendung eines Massenterminus und das Weglassen des Objekts – nicht nur in Bezug auf den Aspekt, sondern auch hinsichtlich ihrer semantischen Interpretation strukturelle Gemeinsamkeiten aufweisen.

Ebenso haben wir für verschiedene Verben und die Verwendung von Massentermini noch die Möglichkeit einer neuen Verbalbildung aus den entsprechenden Massentermini. So kann beispielsweise für *trinkt Bier* die Form *sörözni*, die wir im Deutschen als *bieren* übersetzen könnten, gebildet werden, und für *ißt Honig* haben wir die – leider wenig gebräuchliche – Form *méyezni*.

Was läßt sich daraus nun für die Interpretation von Verbausdrücken mit Massentermini ableiten? Kiefer (1994: 444) beschreibt dies als eine Bildung komplexer Prädikate, die imperfektiv und intransitiv sind und bezeichnet das als Fall von „Noun incorporation“: „The articleless common noun occupies the focus position and forms with the verb a complex predicate“. Auch nach É. Kiss handelt es sich bei derartigen Ausdrücken um komplexe Prädikate und das artikellose Objekt ist semantisch und lexikalisch inkorporiert (É. Kiss 1994: 51 f.).

Mit Blick auf das Ungarische läßt sich sagen, daß die hier für das Deutsche angenommene aspektuale Kennzeichnung von Verben wie *essen* und *trinken* sich nicht ohne weiteres auf andere Sprachen übertragen läßt. Allerdings finden wir im Vergleich beider Sprachen einen weiteren Beleg dafür, daß Massentermini

in der Objektposition der hier untersuchten Sätze nicht als Argument aufgefaßt werden müssen, sondern als Teil komplexer Prädikate.

4 Schluß

Im vorliegenden Beitrag wurden Probleme der Aspektveränderung von Verben untersucht, die sich aus unterschiedlichen Realisierungen des Objekts bzw. aus dessen Weglaßbarkeit ergeben. Hierzu wurde ein formales Modell mit Mitteln der Logik konstruiert, daß es ermöglicht, die entsprechenden natürlichsprachigen Ausdrücke zu rekonstruieren. Eine zentrale Rolle bei dieser Rekonstruktion spielten Prädikatbildungsregeln, mit denen es möglich ist, verschiedene Realisierungen von Verben als sekundäre Formen zu verstehen, die aus einer primären inhärenten Form abzuleiten sind. Diese Interpretation von Aspektveränderungen entspricht auch der Auffassung von Welke (2005: 100 ff.), der das Weglassen des Objekts, die Verwendung indefiniter Plural-NP und andere Phänomene als „Änderung der inhärenten Aspektualität in sekundäre inhärente Aspektualität“ versteht, die „eine Änderung in die jeweils entgegengesetzte inhärente Aspektualität“ (Welke 2005: 103) darstellt.

Auf diesem Wege konnte gezeigt werden, wie sich Massentermini in Ausdrücken wie

Pu ißt Honig

oder

Manfred trinkt Bier

formal darstellen lassen und es konnte die Beziehung zu Sätzen wie

Pu ißt

aufgezeigt werden, in denen das Objekt ganz weggelassen ist. Die Ausdrücke *ißt*, *ißt Honig* und *trinkt Bier* sind als intransitive Prädikate aufzufassen. Sie sind aus den transitiven, perfektiven Verben *ißt* und *trinkt* gebildet, und diese Prädikatbildung verändert sowohl ihr Verhalten in Bezug auf Aspekt. Im Hinblick auf die anfangs formulierte Problemstellung läßt sich nun sagen, daß es nicht unbedingt nominale Argumente sind, die Einfluß auf den Aspekt eines Ausdrucks haben (vgl. Krifka 1989b, s.o.). Vielmehr sind die als Argumente aufgefaßten nominalen Ausdrücke als Modifikatoren anzusehen, die aus einem transitiven Verb ein intransitives komplexes Prädikat bilden.

Literatur

- Aristoteles: Metaphysik. Berlin 1990.
- Carlson, Greg: Thematic Roles and the Individuation of Events. In: Rothstein, Susan (Hrsg.): Events and Grammar. Dordrecht 1998, 35–51.
- Chomsky, Noam: Aspekte der Syntax-Theorie. Frankfurt am Main 1969.
- Dowty, David: Word Meaning and Montague Grammar. Dordrecht 1979.
- É. Kiss, Katalin: Sentence Structure and Word Order. In: Kiefer, Ferenc / É. Kiss, Katalin (Hrsg.): The Syntactic Structure of Hungarian. Syntax and Semantics Volume 27. San Diego 1994, 1–90.
- Forgács, Tamás: Ungarische Grammatik. 2., verbesserte Auflage. Wien 2004.
- Grandy, Richard: Anadic logic and English. Synthese 32, 1976, 395–402.
- Kiefer, Ferenc: Aspect and Syntactic Structure. In: Kiefer, Ferenc / É. Kiss, Katalin (Hrsg.): The Syntactic Structure of Hungarian. Syntax and Semantics Volume 27. San Diego 1994, 415–464.
- Krifka, Manfred: Nominalreferenz und Zeitkonstitution. München 1989a.
- Krifka, Manfred: Nominalreferenz, Zeitkonstitution, Aspekt, Aktionsart: Eine semantische Erklärung ihrer Interaktion. In: Abraham, Werner / Janssen, Theo (Hrsg.): Tempus – Aspekt – Modus. Tübingen 1989b.
- Krifka, Manfred: Massennomina. In: von Stechow, Arnim / Wunderlich, Dieter (Hrsg.): Semantik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung. Berlin, New York: 1991, 399–417.
- Krifka, Manfred: The Origins of Telicity. In: Rothstein, Susan (Hrsg.): Events and Grammar. Dordrecht 1998, 197–235.
- McCawley, James D.: Everything that Linguists have Always Wanted to Know about Logic but were ashamed to ask. Chicago, London 1993.
- Mittwoch, Anita: Idioms and Unspecified NP Deletion. In: Linguistic Inquiry 2, 1971, 255–259.
- Paul, Herrmann: Deutsche Grammatik. Halle 1959.
- Pelletier, Francis Jeffry / Schubert, Lenhart K.: Mass Expressions. In: Gabbay, D. / Guenther, F. (Hrsg.): Handbook of Philosophical Logic. Volume IV. Dordrecht, Boston, London 1994, 327–407.
- Quine, Willard van Orman: Wort und Gegenstand. Stuttgart 1980.
- Scheffler, Uwe: Ereignis und Zeit. Ontologische Grundlagen der Kausalrelation. Berlin 2001.
- Sinowjew, Alexander A.: Komplexe Logik. Berlin 1970.
- Sinowjew, Alexander / Wessel, Horst: Logische Sprachregeln. Berlin 1975.
- Tesnière, Lucien: Grundzüge der strukturalen Syntax. Stuttgart 1980.
- Van Valin, Robert D.: An Introduction to Syntax. Cambridge, New York, Melbourne, Madrid 2001.
- Van Valin, Robert D. / Lapolla, Randy J.: Syntax. Structure, Meaning and Function. Cambridge 1997.

- Vendler, Zeno: *Linguistics and Philosophy*. Ithaca 1967.
- Verkuyl, Henk J.: *On the compositional nature of the aspect*. Dordrecht 1972.
- Welke, Klaus: *Deutsche Syntax funktional. Perspektiviertheit syntaktischer Strukturen*. Tübingen 2002.
- Welke, Klaus: *Tempus im Deutschen. Rekonstruktion eines semantischen Systems*. Berlin, New York 2005.
- Wessel, Horst: *Logik*. Berlin 1998.
- Wessel, Horst: *Grundlagen einer Theorie der Termini*. In: ders.: *Antiirrationalismus. Logisch-philosophische Aufsätze*. Berlin 2003, 411–427.
- Winkler, Marco: *Zur Rolle der Logik in der Linguistik. Formale Modellbildung und funktionale Sprachtheorie*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 32.1, 2004, 32–61.

Autorenverzeichnis

- Krisztina Figura M. A., wissenschaftliche Assistentin, Universität Pécs,
Lehrstuhl für Germanistische Linguistik
Ifjúság útja 6., H-7624 Pécs
E-mail: pfaff@btk.pte.hu
- Gabriella Gárgyán M.A., Doktorandin, Universität Szeged, Institut für Germanistik,
Lehrstuhl für Germanistische Linguistik
Egyetem u. 2., H-6722 Szeged
E-mail: gargyangabi@freemail.hu
- Katalin Horváth: M.A., wissenschaftliche Assistentin,
Eötvös-Lóránd-Universität, Budapest
Institut für Germanistik,
Lehrstuhl für Germanistische Linguistik
Ajtósi Dürer sor 19-21., H-1146 Budapest
E-mail: hkata11@freemail.hu
- Rozália Hum M.A., Doktorandin, Universität Szeged,
Institut für Germanistik,
Lehrstuhl für Germanistische Linguistik
Egyetem u. 2., H-6722 Szeged
E-mail: rhum@freemail.hu
- Balázs Huszka M. A., Doktorand, Universität Veszprém,
Germanistisches Institut
Lehrstuhl für Germanistische Linguistik
Füredi u. 2., H-8201 Veszprém
E-mail: huba800125@freemail.hu
- Benedek Kovács M.A., Doktorand, Universität Szeged, Institut für Germanistik,
Lehrstuhl für Germanistische Linguistik
Egyetem u. 2., H-6722 Szeged
E-mail: finest@freemail.hu
- Krisztina Molnár M.A., wissenschaftliche Assistentin, Universität Pécs,
Lehrstuhl für Germanistische Linguistik
Ifjúság útja 6., H-7624 Pécs
E-mail: molnar_krisztina@yahoo.de
- Marco Winkler M.A., Doktorand, Universität Szeged, Institut für Germanistik,
Lehrstuhl für Germanistische Linguistik
Egyetem u. 2., H-6722 Szeged
E-mail: marwin@lit.u-szeged.hu

Verzeichnis der Gutachter

- Bassola Péter Univ.-Prof. Dr., Universität Szeged
Institut für Germanistik,
Lehrstuhl für Deutsche Linguistik
Egyetem u. 2., H-6722 Szeged, Ungarn
- Valaczkai László Univ.-Prof. Dr., Universität Veszprém
Germanistisches Institut,
Füredi u. 2., H-8201, Veszprém, Ungarn
- Rita Brdar-Szabó Dr., Univ.-Doz., Universität Eötvös Lóránt Budapest
Germanistisches Institut
Ajtósi Dürer sor 19-21., H-1146, Budapest, Ungarn
- Klaus Welke Univ.-Prof. Dr., Humboldt Universität, Berlin
Institut für deutsche Sprache und Linguistik
Schützenstraße 21 – Mossezentrum;
D- 10117 Berlin, Deutschland

Frühere Acta Germanica Ausgaben

Acta Germanica 1

Posztumusz reneszánsz.

Tanulmányok Márai Sándor német nyelvű utóéletéhez. Szeged: Grimm, 2005.

Acta Germanica 2

Karlheinz Auckenthaler (Hrsg.): Franz Werfel: Neue Aspekte seines Werkes. Szeged: JATE, 1992.

Acta Germanica 3

Árpád Bernáth: Sprachliche Kunstwerke als Repräsentationen von möglichen Welten. Mit einem Anhang über die Geschichte der Germanistik in Ungarn. Studiensammlung. Szeged: Grimm, 2004.

Acta Germanica 4

Karlheinz F. Auckenthaler (Hrsg.): Die Zeit und die Schrift. Österreichische Literatur nach 1945. Szeged: JATE, 1993.

Acta Germanica 5

Csilla Bernáth (Hrsg.): Studien zur zweisprachigen Lexikographie Deutsch-Ungarisch I.: Akten des 1. Kolloquiums Szeged-Siegen: Szeged 21-22. Mai 1993. Szeged: JATE, 1995.

Acta Germanica 6

Péter Bassola (Hrsg.): Beiträge zur Nominalphrasensyntax. Szeged: JATE, 1998.

Acta Germanica 7

Károly Csúri, Géza Horváth (Hrsg.): Erzählstrukturen: Studien zur Literatur der Jahrhundertwende. Szeged: JATE, 1998.

Acta Germanica 8

Péter Bassola, Christian Oberwagner, Guido Schnieders (Hrsg.): Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazović. Szeged: Grimm, 1999.

Acta Germanica 9

Márta Horváth, Erzsébet Szabó (Hrsg.): Netz-Werk: II. Symposium der ungarischen Nachwuchsgermanisten [1998, Szeged]. Szeged: JATE, 1999.

Acta Germanica 10

Csúri Károly et al. (Hrsg.): Erzählstrukturen II. Studien zur Literatur der Jahrhundertwende. Szeged: JATE, 1999.



ISBN 963 86996 2 0

